Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Meine Vorrede wird kurz seyn dürfen. Voran stelle ich meinen innigsten Dank für die Beiträge, welche mir von allen Seiten freundlich zuflogen. Mögen die edlen Spender ihren besten Lohn in dem durch sie sprechender gewordenen Bilde Lenau's erblicken! — Auch den bisher über Lenau erschienenen Schriften von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma Niendorf habe ich manches mit Dank entnommen, gleichwie die öffentlichen Mittheilungen Anderer nach Bedarf benützt.

Vor Allem aber fühle ich mich Anastasius Grün und jener Frau, die Lenau selbst seine Muse nannte, auf das Höchste verpflichtet. Ersterer, der berühmte Mitringer unseres Dichters, schenkte mir ebenso gütigen als gründlichen Beirath, und der Hochherzigkeit der Letzteren schulde ich, außer einigen eigenen werthvollen Beiträgen, auch noch alle jene zahlreichen herrlichen Briefe, worin Lenau seine ganze Seele vor ihr ausgoß.

Lenau schrieb zu Winnenthal im November 1844: „Wer ist mein Sekretär? Wer mein Commentator? Schurz ist, was er wird seyn wollen. —" Hierin erblick' ich meine Berechtigung, meinen Beruf. Ich wollte, ich mußte es ja seyn, nachdem ein Anderer hiezu gar nicht so wie ich, durch meine persönliche Stellung zu dem unvergeßlichen Todten, aber Unsterblichen, in der Lage sich befunden

haben würde; ein Mann aber, wie Lenau, durfte durchaus nicht einer umfassenden Lebensgeschichte entrathen. Möge dieß meine Leistung in Schutz nehmen, wo sie dessen bedarf!

Uebrigens schien mir, ein so tief innerer Mensch und vorzugsweise großer Lyriker, wie Lenau, würde sich am besten selbst schildern, nämlich durch seine eigenen Briefe. Ich stellte daher diese, insoweit sie mir zugänglich waren, nach der Zeitfolge zusammen, und verband sie nur ergänzend mit biographischen Notizen. Dieß Buch ist also im Ganzen bei weitem mehr Lenau's eigenes als mein Werk.

Wien, im Mai 1854.

Ant. X. Schurz.

Inhalt.

Erstes Buch.

Hinan.

Erster Abschnitt.

Kindheit, Jugend und Lehrjahre.

Nikolaus Lenau wurde im Jahre 1802 am 13. August geboren. Sein Geburtsort ist Csatád, ein geringes Dorf, wiewohl Hauptort der gleichnamigen königlich ungarischen Kammerherrschaft, an der Poststraße, vier Meilen von Temeschwar, der nunmehrigen Hauptstadt des Temescher Banats und der serbischen Woiwodschaft. Lenau erhielt in der Taufe die beiden Namen: Nikolaus Franz; den ersteren von seinem Pathen, Nikolaus Hell, königlichem Rentmeister in Csatád. Man könnte es leicht als eine schlimme Vorbedeutung für den Täufling ansehen, daß dessen Pathe sein Leben durch den Sturz in einen tiefen Brunnen endete. Es ist fast, als ob Lenau seine Schwermuth schon als Pathengeschenk eingebunden erhalten hätte. Seinen zweiten Taufnamen Franz empfing er aber von seinem Vater, Franz v. Niembsch, königlichem Amtsschreiber in Csatád.

Die Nimbtz, seltener und früher Niembtz, spielen in der Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien keine unbedeutende Rolle, denn sie waren sogenannte Großbürger, oder, wie sie in großen Städten genannt werden, Patrizier, und erscheinen schon im 16. Jahrhundert, als wo sichere Kunde von jener Stadt aufzufinden ist.

Ein Adam Franz Niembtz ist am Anfange des 18. Jahrhunderts dortselbst Rathsverwandter (Beisitzer des Magistrats) und Gerichtsnotar, und wird dann auch kaiserlicher Grenzzoll-Einnehmer; 1712 ist er auch Assessor des Briegischen und Strehlener Weichbildes-Landgerichts, und am 25. März 1745 starb er als Prokonsul, königlich preußischer Zolleinnehmer und Waisenpräses der Stadt Strehlen. Er war verheirathet mit Marianna

Rosalia, Tochter des Theodor Anton Schapplo von Rosen-Lilienfeld, welche ihm mehrere Kinder geboren hat, worunter als jüngsten Sohn Augustin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. August 1717. Dieser trat um das Jahr 1737 in kaiserliche Kriegsdienste, und wurde 1745 Unterlieutenant beim 10. Fußregimente Harrach, als welcher er sogleich geheirathet haben muß, denn schon am 15. August 1746 ward ihm sein einziger Sohn Joseph, angeblich zu Arkenbusch in den kaiserlichen Niederlanden, und nach Anderen zu Oudenbosch (Altenbusch) in Nordbrabant, jetzt zu Holland gehörig, geboren.

Augustin schrieb sich, nach einer mir vorliegenden Unterschrift aus dem Jahre 1766, von Niembz; im Mannschaftsstande des kaiserlichen Heeres erscheint er aber auch als v. Nimbsch und v. Niembsch. Er dürfte also die letztere Schreibart des Namens zuerst angenommen haben. Nach vierzig ehrenhaften Dienstjahren wurde er am 17. November 1777 mit dem Titel eines Oberstlieutenants in den Ruhestand versetzt, und starb am 16. Juli 1789 zu Wien im Alter von 72 Jahren, ohne Hinterlassung eines Vermögens, und auch Briefe über seinen Adel, dessen er sich immer bedient hatte, wurden nicht vorgefunden.

Joseph kam schon als Knabe in die Wiener-Neustädter k. k. Kadetten-Akademie. Laut des Standbuches derselben trat am 17. April 1768 Joseph „Baron von Nimtsch" als Unterlieutenant zum Küraßier-Regimente Stampa d'Ayasassa, dem nunmehrigen sechsten, bei welchem er im Juli 1773 zum Oberlieutenant vorrückte, worauf er am 11. Jänner 1774 die Freiin Katharina v. Kellersberg heirathete. Diese war etwa 20 Jahre alt, und bereits Waise. Ihr Vater hatte die Stelle eines General-Auditor-Lieutenants bekleidet.

Die Ehe Josephs und Katharinas wurde zwar mit fünf Kindern gesegnet, wovon aber nur ein einziges, der am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn geborne Sohn Franz aufkam. Zur ebenerwähnten Zeit war Joseph Oberlieutenant beim Küraßier-Regiment Serbelloni, dem jetzigen vierten. — Fränzchen wanderte nun mit seinen Eltern, und diese mit dem Regiment häufig umher, meistens in Oberungarn. Die Reiterei wird gewöhnlich in Dörfer verlegt. Wenn nun in Dörfern überall nur geringe Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung von Söhnen besserer Herkunft gefunden

zu werden vermag; wie dann erst in Ungarn damals! Einen eigenen Hofmeister dem Knaben zu halten, dazu waren die Eltern nicht vermöglich genug, und so wuchs denn dieser wohl mehr nur auf, als daß er auferzogen und ausgebildet wurde. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kind scheint ein etwas kühles und untrauliches gewesen zu seyn. Damals war es üblich in besseren Ständen, daß sich die Eltern von ihren Kindern „Euer Gnaden" tituliren ließen. Das mußte sich wie ein Eispanzer ums Herz legen. Der Vater Niembsch war zwar überaus ehrenhaft und brav, und zumal ein tüchtiger Soldat, aber kein guter Hofmeister, was überhaupt ein Vater sehr selten ist. Die Mutter, eine sehr weltkluge, gewandte, aber auch strenge und heftige Dame, die sich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, war wohl kaum eine stets aufsichtige, sorgfältige und langmüthige Kindererzieherin. Saß sie einmal Abends an ihrem Taroktapptische, so mochte Fränzchen, wenn es nicht etwa selbst mitspielte, was es gerne that, thun und lassen, was ihm eben einfiel. Und so machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber höchst leichtsinnige Junge mit heiteren Officieren und Kadetten frühzeitig Alles mit. Vorzüglich aber gewann er Gefallen am Hazardspiel, das ein Keim alles Unheils ist. Die Folgen davon waren leider nicht die besten.

Als im Jahre 1788 der Krieg mit den Türken ausbrach, machte Joseph v. Niembsch denselben bereits als erster Rittmeister mit. Nachdem Friede geschlossen war, mußte Niembsch schnell von Osten nach Westen in die unruhigen kaiserlichen Niederlande. Er war nun auf Jahre von den Seinigen getrennt. Seine Frau zog nach Böhmen zu Freunden; Sohn Franz aber ward nach Eperies in Oberungarn gegeben, um dort die lateinischen Schulen zu besuchen. Jetzt blieb wohl dieser gänzlich ohne Zucht und Aufsicht.

Rittmeister Joseph v. Niembsch that sich in der bei Dourlera und Fleuris gegen die Franzosen vorgefallenen Schlacht besonders hervor. Am 16. Oktober 1793 griff er bei Battignies an der Spitze der Majorsdivision seines Regimentes den Feind mit vorzüglicher Tapferkeit an, brachte ihn wiederum zum Weichen, und verschaffte dadurch den bereits umrungenen Infanterie-Bataillons von Klebeck und von Stein Gelegenheit, sich in Ordnung zurückzuziehen.

Niembsch, da er sich durch siebenjährige Feldmühsale hart mitgenommen fühlte, trat am 1. August 1795 zur Militär-Monturs-Commission zu Altofen in Ungarn über.

Hier befand sich nun im Oktober 1798 auch Franz wieder bei seinen Eltern. Er war inzwischen ein sehr hübscher, großer, schlanker junger Mann geworden, so daß man ihn gewöhnlich nur den schönen Niembsch zu nennen pflegte. Kein Wunder also, daß er manchem Mädchen gefiel, und er war sehr dankbar dafür, denn sie gefielen ihm auch wieder, vor Allen aber die niedliche, feurige Therese.

Therese war eine Tochter des damals schon längst verstorbenen Oberfiskals der königlichen Freistadt Pesth, Franz Maigraber, und dessen Gattin, Magdalena Schad. Magdalena hatte sich nach dem Tod ihres ersten Mannes Maigraber mit dem Magistratsrath von Pesth, Sebastian Mihits, und in dritter Ehe mit dem Rittmeister Albin Grettler verbunden. Aus ihrer ersten Ehe waren drei Kinder vorhanden: Franz Maigraber, zu jener Zeit (1798) schon Controlor der königlichen Cameralherrschaft Kraschowa im Banat; Anna, an den Professor der Rechte an der Pesther Universität, Mathias v. Marcovics vermählt, und unsere Therese; dann aus der zweiten: Sebastian Mihits, damals Husarenlieutenant bei der kaiserlichen Armee in Italien; die dritte Ehe endlich blieb kinderlos. Magdalena war auch sehr vermöglich; sie besaß das in Pesth am Rathhausplatze nächst den Piaristen gelegene Haus Z. 57 „zur Sonne,“ und noch ein anderes in Altofen mit großer Wirthschaft und vielen der besten Weingärten.

Der junge Niembsch und Therese Maigraber scheinen sogleich heftig für einander Feuer gefangen zu haben. Niembsch war bereits am 1. November als Kadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürst Lobkowiz, jetzt drittes Regiment leichter Reiter, angenommen worden. Anfangs December mußte er nach Nagy-Körös bei Ketschkemet einrücken. Nun brach der Liebesjammer los.

Anfangs waren es nur die Qualen der Trennung, welche Stoff zu gegenseitigen Klagen boten. Die bereits eingetretene große Innigkeit des Verhältnisses zeigte sich sogleich daraus, daß die Liebenden sich schon in ihren ersten Briefen: „Geliebtes Weib!“ und „Geliebter Mann!“

ansprachen. Dann aber reihte sich Unfall an Unfall, bis in den Sommer 1799 hinaus. Theresens Mutter, welche Schlimmes von Niembschens Wandel und leichtsinniger Verschwendung gehört, wollte in deren Verbindung mit ihm lange nicht willigen; und seine Eltern drohten sogar mit Verstoßung und Enterbung. Gleichwohl reichte er, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 sein Entlassungsgesuch ein, und dasselbe wurde zum Regiment bei der Armee in Italien gesandt. Therese hatte ein väterliches Erbe von 2200 fl. anliegen, das sie, weil sie noch minderjährig war, erst dann, wenn sie sich verheirathet haben würde, zur freien Schaltung erhalten sollte. Hievon wollten sie in der ersten Zeit leben; auch hofften sie, er würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrschaft eine Beamtenstelle erlangen. Aber die Entlassung zögerte peinlich, und doch war Therese dem Augenblicke schon nahe, Mutter zu werden, und sie hatte geschworen, wenn sie dieß würde, bevor sie Gattin geworden, diese Schmach nicht zu überleben. Glücklicherweise kam der Abschied doch noch früher an, und Niembsch eilte Anfangs August 1799 frei nach Pesth. Am 6. August erfolgte die Trauung. Bald darauf ward die Reise ins Banat angetreten, auf die Gefahr hin, daß Therese unterwegs entbinden könnte, und so ward ihr Kind, eine Tochter, die den Namen Magdalena erhielt, am 28. August denn doch schon zu Uj-Pecs geboren, wo Niembsch als königl. cameralherrschaftlicher Amtsschreiber angestellt worden war.

Von Uj-Pecs ward Niembsch bald nach Lippa an der Marosch übersetzt. Hier erwies mir, dem achthalbjährigen Knaben im fernen Oesterreich, der Himmel die hohe Gnade, daß er am 5. Hornung 1801 in der kleinen Theresia Anna meine künftige Frau geboren werden ließ.

Die Kammergüter-Verwaltung im Banat war Ende 1799 erst ganz neu eingerichtet worden; es mochten also wohl damals sehr häufig Versetzungen von Beamten nöthig fallen. Niembsch blieb auch in Lippa nicht lange und kam, ohne seine Diensteigenschaft zu verändern, zur Kammerherrschaft Csatád. Hier also ward — wir stehen wieder am Eingange — Nikolaus Lenau geboren. Seiner Geburt gingen vielleicht eben so große Stürme voran, wie jener seiner ältesten Schwester Magdalena. Sein Vater war durch ungezügelte Lebensweise, insbesondere aber durch grenzenlose Spielwuth bei sehr schmalem Einkommen, denn das kleine väterliche

Vermögen seiner Frau war bald zerschmolzen, tief in einen Schuldensumpf gerathen. Die Nähe der ganz hübschen Stadt Temeschwar, wo sich aufsichtslos manche Glücksfreibeuter herumtrieben, war ihm besonders verderblich. Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er sich dann eben so ungescheut als unbesonnen dem Strudel seiner rasenden Lüste überließ. So geschah es einmal, daß seine Frau, als sie, weil er ihr zu lange ausblieb, aus Besorgniß ihm nachreiste, alldort traurige Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, wie wenig ihm eheliche Treue am Herzen lag. Mochte auch darauf der gewissenlose Mann, in kurzer reuevoller Zerknirschung, sich vor ihr weinend auf den Knieen winden — der furchtbare Wurm saß einmal fest und nagte rastlos fort und fort in ihrem zerrissenen Herzen, worunter bereits das werdende Leben Lenaus schlug.

Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembsch bereits wieder weiter, nach Bogschan, übersiedelt war — daß ein fast noch Entsetzlicheres sich begab. Lenchen, die nun schon dreijährige Frucht des herben Hochzeitjahres, war zum großen Kummer beider Eltern schwer erkrankt. Sie litt an der furchtbaren Gehirnhöhlenwassersucht. Wie das arme Kind immer schlechter wurde, verloren die Eltern das ganze Vertrauen in den Ortswundarzt, und Niembsch eilte in höchster Eile nach Temeschwar, um von dort einen weitberühmten Arzt um jeden Preis schleunigst herbeizubringen. Niembsch bleibt lange über die gesetzte Zeit aus. Die einsame Mutter daheim ist inzwischen die erbarmungswürdige Beute von Angst und Ungeduld. Auch das gemarterte Kind scheint, indem es beständig mit dem einen Händchen nach dem leidenden Haupte schlägt, den säumenden Vater herbeiwinken zu wollen, und stumm um Hülfe zu ringen. Alles vergeblich! Er kommt nicht. Das Kind beginnt schon zu röcheln; o Entsetzen der Mutter! — es stirbt, es ist todt. Da öffnet sich die Thüre, und hereintritt ... nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei räuberische Spielgesellen des letzteren treten herein mit einer Schuldverschreibung von diesem über 17,000 Gulden, die er an sie verloren, um in die Mutter an der Leiche ihres kaum verschiedenen Kindes wegen Mitunterfertigung zu bringen, widrigens ihr in Temeschwar zurück-

gehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldthurme und der Schande überliefert werden sollte. Vernichtet, bewußtlos verpfändet sie sich wirklich durch ihren Namen zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, abzutragen vermag. Nach solchen Vorfällen, die auch einen Leichtsinnigen schwer drücken mußten, wenn er auch in Betreff des letztern Ereignisses sich selbst einigermaßen damit beschwichtigen mochte, daß auch hundert Aerzte die einmal entschieden eingetretene, durchaus unheilbare Gehirnhöhlenwassersucht nicht mehr hätten heben können — und die doch auch nicht ganz verschwiegen bleiben mochten — konnte wohl Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste, und dessen Gesundheit auch schon bereits stark erschüttert war, selbst nicht mehr lange im Banat zu weilen wünschen. Er entsagte seinem Dienste, und schon im Frühjahre 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren nur mehr übrigen zwei Kindern, Resi und Niki, wieder bei ihrer betrübten Mutter in Altofen.

Der leichtfertige Vater verweilte nicht lange in Altofen; er flog nach Wien, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hatte Monatzimmer, einen Bedienten, einen Reisewagen, trug einen Brillantring, galt für einen Grafen und Wittwer, und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame sehr lebhaft den Hof. Seiner armen einsamen Frau berichtete er dagegen: er könnte zwar als Handlungscommis mit 600 fl. Gehalt unterkommen, allein eine so geringe Stelle behagte ihm nicht; sie aber erwiederte, daß es keine Schande wäre, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermochte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrod essen zu lassen. An ihr sollte es gewiß nicht fehlen, mit 600 fl. auszulangen, und er selbst würde seinem Niki zu Liebe wohl auch gern ein wenig eingeschränkt leben wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blutete ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, diesen gar nicht sähe. Am 22. Juli 1803 habe Nickerl die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sey, sie selbst aber doch beinahe noch mehr. Auch begänne er schon zu laufen. Aber auch dieß vermochte den Gatten und Vater noch nicht heimzuziehen. Er kehrte erst

Anfangs Oktober zu den Seinigen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel ausgegangen, seine glänzende Rolle in Wien fortzuspielen. Seitdem ward nichts mehr von so traurigen Absprüngen bekannt. Mochte er auch noch dann und wann mehr oder minder heftigen Rückfallsanwandlungen ausgesetzt gewesen seyn — das abmahnende inständige Flehen seiner in den größten Drangsalen bewährten, unerschütterlich treuen Gattin war nun nicht mehr fruchtlos. Wie treu sie ihm war, erhellt daraus, daß einmal, als sie von einem der ruchtbarsten Raufbolde und zugleich Wüstlinge jener Zeit, dem Grafen W., der drei große Fanghunde hatte, die er hohnweise Jesus, Maria und Joseph rief, im Bette überrascht worden, und er sie mit den größten Verheißungen und zuletzt mit Gewalt zu seinen Lüsten bringen und zwingen wollte, sie ein Messer ergriff, und ihn zu erstechen schwor, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn auch flugs that. Ein Blick Niembschens auf seine ihm nun immer nahen unschuldigen Kindlein, deren, zum Ersatze für die verlorene ältere Leni, durch eine neue Leni am 27. Juni 1804 wieder drei geworden waren, war ebenfalls ein Abhaltungsmittel; aber weit nachdrücklicher noch hielt ihn die rächerische Hand der unnachsichtigen Allwesenmutter, die sich nur zu gewichtig auf seinen durch jahrelange unmäßige Leidenschaften zerrütteten und erschöpften Leib gesenkt hatte, vor frischen Verirrungen zurück. Er verfiel in langsam aufreibende Abzehrung.

Niembsch lebte mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter in Altofen. Seine eigenen Eltern — sein Vater war am 1. August 1804 zum Major-Commandanten der Militär-Montur-Commission zu Podgorsche in Westgalizien, Krakau gegenüber, ernannt worden — wollten nichts von ihm wissen, wiewohl sie für ihn jährlich ein paar hundert Gulden Schulden zu tilgen übernommen hatten. Erst im Mai 1806, als seine Krankheit bereits vorgerückt war, scheint er wieder um ihre Gnade gebeten zu haben, die sie ihm denn auch nicht versagten, denn es folgten nun öfter Unterstützungen. Die volle Aussöhnung des Vaters geschah aber erst am 3. December 1806, dem Namenstage des unglücklichen Sohnes, wo der Vater ihm schrieb, er wolle ihn an alles Vergangene nicht erinnern, und seinen Versicherungen Glauben beimessen, daß seine Reue vollkommen sey. Sein Sohn könne von ihm überzeugt seyn, daß er ihm

in Rücksicht solcher gänzlich verzeihe, und von Herzen eine vollkommene Genesung wünsche. Derselbe möge nur Alles anwenden, was seine Herstellung befördern könne. Sobald es nur seine körperlichen Kräfte zuließen, eine Reise zu machen, würden die Eltern auf Mittel bedacht seyn, ihn nach Brünn kommen zu lassen, und alles Mögliche zur Erlangung seiner Gesundheit aufzubieten.

Einige Tage darauf schon trat der alte Niembsch seine Uebersiedlungsreise von Podgorsche nach Brünn an, wohin er zum Oberstlieutenant-Commandanten der Militär-Monturs-Commission ernannt worden war. Sein armer Sohn schritt indessen unaufhaltsam mit jedem Tage einen weitern Schritt seinem Grabe näher. Auch sogar der Gebrauch des Bades zu Eisenbach (Vichna) unweit Schemnitz, wozu ihm seine Eltern bereits im Juli 1806 200 fl. gesendet, hatte keinen Einhalt mehr zu thun vermocht. Alle die Seinigen waren dahin mitgenommen worden. Dem durch seine Krankheit sehr grämlichen Vater fiel sein noch junges, lebhaftes, feuriges Söhnlein durch gewaltigen Lärm nicht selten zur Last und dieß zog sich dadurch beinahe dessen bleibende Abneigung zu. Einmal sogar — es war dieß die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von seinem frühverlorenen Vater behielt — als der Kleine es gar zu toll trieb, sprang der wiederholt umsonst Ruhe heischende Vater plötzlich aus dem Bett und auf den Schreihals zu, und gab ihm eine derbe Maulschelle. Noch als Mann sah Lenau die hohe, hagere, weiße Gestalt dieses furchtbaren Augenblicks mit erhobener Hand vor sich stehen, fast so oft, als er seines Vaters gedachte, was jedoch nur selten und in Gedichten niemals geschah, während er seine stets liebevolle Mutter mehrmalen und so schön und zärtlich besang.

Einige Schritte nur noch und wir stehen mit dem Verirrten an seinem früh erreichten Grabe! Derselbe schrieb aus Altofen den 14. Februar 1807: Meine liebe Mutter! O Gott, Euer Gnaden können nicht glauben, wenn ich so allein, allein schmachte, und mir so die Dinge alle durch den Sinn fahren, was ich empfinde! — Ich weiß, daß meine Kräfte von Tag zu Tag abnehmen und ich endlich der Schwäche unterliegen muß. Daß dieß die natürlichen Folgen von Allem seyn müssen, ist sich leicht einzubilden.

Hier folgen nun die allerletzten Zeilen, die Franz v. Niembsch mit zitternder, matter Hand schrieb: Altofen den 7. März 1807. Den gnädigen Erlaß vom 26. Februar erhielt ich heute mit vieler Herzensfreude, denn ich glaubte wirklich Eines krank.

Gnädigste Mutter, itzt wäre, glaub' ich, eine Gelegenheit nach Pesth leicht zu finden, denn Alle gehen itzt her von Brünn, und so wäre ein Leichtes, etwas zu schicken.

Jetzt muß ich die Wasser bestellen. Er ordinirt mir Lublauer Wasser mit Geißmilch und China. Ich möchte ersticken vor China-Kaffee!

Liebe Mutter, ich bin zu schwach und konfus, um weiter schreiben zu können.

Ich küsse sammt meiner Familie die Hände und geharre als Euer Gnaden gehorsamster Sohn Franciscus Niembsch.

Am 23. April 1807 starb er! Wir verlassen mit mitleidigem Bedauern Lenau's Vater. Sein trauriges Ende, seine Ergebung, seine Reue senken einen milden Schleier über seine Verirrungen. Ruhe seiner Asche; er gab uns Lenau!

Dieser war damals nicht einmal noch volle fünf Jahre alt. Seine Mutter konnte sich nicht entschließen, ihn seinen Großeltern nach deren Wunsche zu überlassen. Die Großeltern mochten damals auch die Sache nicht sehr betreiben, da der Enkel doch noch ganz klein war, und der politische Himmel sich allmählig wieder zu umwölken begann. Zuletzt brach der große Krieg von 1809 aus, und die Franzosen drangen auch nach Brünn vor, von wo sich der alte Niembsch mit seinen Monturvorräthen über die kleinen Karpathen ins Herz von Ungarn flüchten mußte. Dieß verschaffte ihm und seiner Gattin wenigstens das Vergnügen, die noch nie gesehenen Enkel umarmen zu können. Lenau, damals siebenjährig erst, flößte doch schon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemessenes Gehaben, denn er war durch die ihm stets bewiesene unbegrenzte Verehrung seiner gefühlheißen Mutter bereits ein wenig zu selbstständig spröde geworden, um sich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch

hatte er, was die geliebte Mutter von seinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an seine Großmutter Grettler verschenkt, die keine Gelegenheit versäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verspeiste Niki auch zu Hause jeglichen Morgen ganz gemüthlich sein schneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schwesterchen sich mit einer gewöhnlichen schwarzen Semmel genügen lassen mußten, was auch sogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Pesth, wo sie dürftig wohnten, sehr knapp. Wenn nun aber ein so sichtlich und überall bevorzugtes Kind allmählig etwas ich- und herrschsüchtig, eigen- und eisenwillig würde, und fernerhin bliebe, so wäre das eben so wenig ein Wunder, als seine Griesgrämigkeit, wenn ihm dereinst das launenhafte Schicksal nicht immer sogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunsch und Willen thut.

Bald, nachdem im Oktober 1809 mit Napoleon wieder Friede geschlossen worden war, kehrten die Großeltern über Wien mitten durch die Franzosen wieder nach Brünn zurück. Gleich im Frühjahre darauf verlangte die Großmutter Niembsch, daß Therese mit allen drei Kindern von Ofen nach Brünn ziehen sollte, sie würden dort alle wohlversorgt und die Kinder bestens erzogen werden. Nur allein der sonst doch so edlen Mutter übertriebene Furcht: an der Liebe ihrer Kinder — zumal aber doch des, von ihr wahrhaft vergötterten einzigen Sohnes, dessen in der That auch unermeßlichen Werth sie früher als jeder Andere ahnte — durch die Wohlthaten einer vermöglichen und überdieß berechtigten Nebenbuhlerin empfindlich beeinträchtiget oder etwa gar gänzlich für immer daraus verdrängt zu werden — diese Furcht allein, däucht mir, war der Grund, oder doch der Hauptgrund, warum Therese mit ihren Waisen, deren Erziehung sie auch dort immer hätte überwachen können, nicht zu den, darauf immer heftiger dringenden Großeltern derselben zu ziehen wagte. Zu ihrer eigenen Erhaltung, dann ihrer drei kleinen Kinder und deren Wärterin, einer alten Schwäbin, Namens Walburga (Schwaben war also bei Lenau schon in seiner frühesten Kindheit wohl vertreten), mußte Therese, welche auch von ihrer leiblichen Mutter nicht genügend mehr unterstützt zu werden vermochte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Rath zu schaffen suchen. Früher hatten Frauen für die Heere viel und anhaltend zu nähen bekommen, und bei den gar nicht ungünstigen Preisen, welche die Aus-

Ausrüstungs-Besorgung zahlte, einen hübschen Verdienst erschwingen können. Im Jahre 1810 aber, nach eben geendigtem Kriege, schmolz dieser Erwerb auf so viel als nichts herab, und zudem durften und konnten der Kinder väterliche Großeltern, da man diesen jene verweigerte, nun auch nicht länger mehr um Beihülfe angegangen werden. Es blieb also Theresen, jung und angenehm, wie sie noch war, und da ihr doch noch in Zukunft eine nicht verächtliche Erbschaft zufallen zu müssen schien, welche die vorhandenen Schulden merklich übersteigen würde, kaum ein anderer Ausweg, als, wenn sich ein der gegenwärtigen Bedrängniß gewachsener Bewerber fände, demselben ohne lange Ziererei die gewünschte Hand zu schenken. Schon im December 1810 soll, wenn kein Irrthum obwaltet, ein sehr unterrichteter und gewandter Buchhändler in Pesth ein solcher gewesen seyn. Warum sich aber diese Verbindung zerschlug, ist nicht mehr bekannt. Bald spann sich eine andere an, deren Abschluß sich gleichwohl bis zum 23. September 1811 verzog, nachdem der Bräutigam, Doctor Karl Vogel, erst am 31. August seines Dienstes als Arzt des vierten k. k. Artillerie-Regiments entlassen worden war.

Theresens Mutter war inzwischen schon am 16. Jänner 1811 ihren vorangegangenen drei Gatten ins Jenseits gefolgt. Ihre ansehnliche Besitzung in Altofen hinterließ sie ihrem Lieblinge Sebastian, der seinen krummen Husarensäbel an den Nagel gehängt, und friedlich als Wittwer lebte. Von dem schönen Hause in Pesth erhielt aber bei dem nachmaligen baldigen Verkaufe desselben auch die, damals zu Pesth in der Ungargasse im Haus 477 wohnende Therese — wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verstehe, und solcher auch selbst Recht hat — das ganz artige Sümmchen von 20,000 fl. Wenn auch hievon ein guter Theil auf Lösung alter Verbindlichkeiten (alle wurden nicht getilgt) verwendet werden mußte, so blieb denn doch die Gegenwart und nächste Zukunft wohl gedeckt und, was Theresen das Erwünschtere noch war, sie kam in den Stand, den bisher in ihrer Ausbildung unfreiwillig etwas vernachlässigten Kindern bei den hiefür schon empfänglichen beiden älteren nachzuhelfen. Niki erhielt nun auch durch den Pesther-Josephstädter Pfarrschullehrer Joseph Cserny Unterricht auf der Geige. Der Meister war aber ungeduldig und barsch, und wies die irrenden Finger gewöhnlich sehr unsanft zurecht,

wodurch er den Knaben bald verdrossen machte, so daß dessen, was dieser von ihm gewann, nur wenig war.

Desto erquicklichere Fortschritte machte jedoch Niki im Guitarrespiel. Ein junger, hübscher, und dabei auch sehr freundlicher Halbwälschmann aus Friaul, Namens Godenberg, war sein Meister, nicht bloß dem Namen, sondern auch der Wirklichkeit nach. Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarrespiel gehört, als wie das Lenau's.

Wenn man aber Lenau's Guitarrespiel mit sanftem Entzücken lauschen mochte, so mußte man eine andere Art Tonkunst an ihm wahrhaft bewundern. Dieß war sein Lippenpfiff. Pfeifen — sollte man meinen — das wäre so was Alltägliches, Gemeines, Jedermann kann's; was könnte da wohl viel dahinterstecken? — aber eben darum wird man starr vor Ueberraschung, wenn man ein scheinbar der Kunst Unfähiges, Rohes, plötzlich so ungeahnt verfeinert und veredelt trifft. Noch vor nicht Langem sprach mir ein alter Freund, Bergrath Hampe, der mit Lenau einmal im Eisengußwerke nächst Mariazell im steierischen Hochgebirge war und ihn dort pfeifen hörte, hievon nicht etwa nur mit dem Lächeln besonderer Befriedigung, in angenehmer Erinnerung an etwas überaus Niedliches, sondern mit einem so bedeutungsvollen heiligen Ernste, daß ich beinahe über diesen selbst hätte lächeln müssen. Und wer gab Lenau auch hierin die erste Anleitung? — Wiederum Godenberg, denn dieser war's (wir finden seiner Verdienste kein Ende), der Lenau den Vogelfang, und zu diesem Behufe die tausend Lockpfiffe für die mannigfaltigen kleinen Luftsänger lehrte. Wie aber in einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden die dürftigste Pflanze zum nicht wieder Erkennen herrlich emporwuchert, so bei Lenau das Pfeifen. Sein Pfeifen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall.

Der Vogelfang war eine Hauptleidenschaft des Knaben Lenau. Die Listen dabei sagten seiner ihm angeborenen eigenen Listigkeit ungemein zu; und solch ein munteres, buntes, fröhlich sich schwingendes, singendes Geschöpflein — was kann ein Knabe wohl Lieblicheres haschen?

Man merke sich wohl, ich bitte, diese heftige Neigung des Knaben Lenau zu seinen geflügelten Singbrüdern. Dieselbe Lust wird späterhin

dem Jünglinge Lenau zu einem wichtigen Wendepunkte in seinem Leben werden, und zuletzt werden die treuen, heiter singenden Freunde seines Jugendmorgens den Mann Lenau auch dann noch erfreulich wiederbesuchen, als sich sein Leben bereits in schaurige Nacht gehüllt. Bei seinen Vogelfangausflügen hatte der Knabe Lenau auch häufig Gelegenheit, sich — wie er liebte — auf den Rasen hinzustrecken, und sich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu lassen.

Bemerkenswerth ist auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Resi dienen mußte. Letzteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon mitunter sehr hoffärtige Gedanken durch das Gehirn schoßen, wie in seinem „Faust“ (Fausts Tod) zu lesen steht.

Lenau predigte auch manchmal als Kind so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau vornehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten wählen mochte (Savonarola, die Albigenser).

Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Geberde, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare, untereinander zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeldlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen, fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er sehr gerne zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertschi (Therese), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen mochte.

Die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnasium der frommen Schul-

brüder in Pesth besuchte Lenau mit gutem Erfolge während der Jahre 1812 bis 1815. Sein liebster Schulkamerad war ein gewisser Klauzál Nicolaus. Dieser, eines armen Webers Sohn, war ein stiller, blonder, schon etwas älterer und größerer Knabe als unser Niki. Klauzál liebte besonders, mit Niki kleine Lustgänge zu machen, wobei die Guitarre nicht fehlen durfte. Wenn die ängstliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte sie der kluge Weber zuletzt doch stets durch diesen seinen feinen Einschlag herumzukriegen: „die Geschicklichkeit des Herrn Sohnes ist wahrhaft so groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer nicht so viel wie nur immer möglich zu genießen!" — Als sie aber gar damit einmal eine heimliche Lustfahrt im Mondschein auf der Donau wagten, bekam die arme, verführerische Laute lange stummen Hausverhaft.

In der letztern Zeit ward dem Knaben Lenau das Glück zu Theil, in dem nur um einige Jahre älteren Studenten Joseph v. Kövesdy nicht nur einen tüchtigen Repetenten, sondern auch einen guten Leiter und sogar einen innigen Freund zu erhalten. Kövesdy war sehr fähig und unterrichtet, gut und mild, manchmal fast zu weich und thränenselig; aber doch, wo es darauf ankam, auch wieder außerordentlich entschlossen und kühn. So beschloß er als dreizehnjähriger Bube, nebst noch einem kecken Schulbruder, ohne Pfennig Geld im Sacke, nach Amerika auszuwandern, das ihnen ihre Phantasie als ein Paradies der Freiheit und des wohlfeilen Glückes vorgespiegelt haben mochte, wie es späterhin ganz auch so Kövesdy's Zöglinge, Lenau, selbst widerfuhr. Von Pesth bis Salzburg hungerten sich die jungen Wanderer glücklich durch; von dort aber mußten sie, weil sie ausweislos waren, schneller als sie hinkamen, in die Heimath wieder zurück, keineswegs jedoch muthlos, sondern vielmehr mit dem stolzen Bewußtseyn einer versuchten kühnen That.

Die Lage von Lenau's Mutter war die ersten paar Jahre nach ihrer Mutter Tod insofern eine günstige gewesen, als die laufenden Auslagen aus ihrem ererbten Kapital bestritten zu werden vermochten. Aber dieß erschöpfte sich um so eher, als ein neueintretender Arzt — wie ihr zweiter Gatte war — überall, zumal in einer großen, mit schon anerkannten Aerzten gesegneten Stadt einen schwierigen Stand hat.

Schon im Jahre 1811 verfiel man daher auf den Gedanken, nach

Lippa zu übersiedeln. Im Jahre 1812 nahm man dafür Temeschwar, unseligen Andenkens, in Ueberlegung; aber erst im März 1816 entschied man sich endlich fest für das weinreiche, aber arztarme Tokai. Der Auszug dahin fand wirklich statt, und alsobald entbrannte wieder lichterloh zwischen Mutter und Großeltern der hartnäckige Kampf um die drei Niembschischen Kinder.

Joseph v. Niembsch war inzwischen schon vom 8. Juli 1811 an zum k. k. Obersten ernannt, und Ende September 1812 zum Kommandanten der Monturs-Oekonomie-Hauptkommission zu Stockerau bestellt worden. Auch erhielt er noch am 5. Oktober 1813 eine Personalzulage von 500 fl. jährlich. Je besser sich solcherweise die Lage der Großeltern gestaltete, um so empfindlicher mußte es ihnen fallen, dieselbe nicht zugleich zum vollen Vortheile ihrer einzigen drei Enkel anwenden zu können, deren Ausbildung, je dringender sie ward, im Gegentheile gerade desto dürftiger und unzulänglicher werden zu wollen schien. Darum schrieb Oberst Niembsch unter anderem an seiner Enkel Stiefvater:

Signatum Stockerau, den 9. Mai 1816.

Wohlgeborner!

Da ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgeboren als Stiefvater mit aller Aufopferung für die unmündigen Kinder Alles gethan, so erstatte meinen wärmsten Dank. Und da Sie selbst Vater einer eigenen Familie sind, und es Ihnen bei gegenwärtig so theuren Zeiten zur Unmöglichkeit wird, auch fernerhin für unsere Enkel das zu thun, was Sie bisher zu ihrer Erhaltung und Entfaltung mit größter Anstrengung gethan, so wiederhole den, durch die Großmutter so oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Versorgung der drei Kinder zu übernehmen.

Tokai, welcher Ort mir sehr wohl bekannt, ist nicht geeignet, erwachsene Kinder zu bilden und zu einer anständigen Versorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er ist kein ungarischer Edelmann; was solle er also werden? Wird er uns überlassen, so wird gesorgt werden, daß er seine Studien fortsetze und zu dem Stande, den er sich selbst wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder das Recht, die Gattin zu zwingen, unsern Antrag anzunehmen. Sie bleibet ja immer die Mutter. So hart

als ihr gegenwärtig die erste Trennung fällt, desto angenehmer wird ihr das Wiedersehen seyn, dessen sie gewiß nicht beraubt werden wird. Um sie zu bewegen, finde ich nothwendig E. W. zu ersuchen, für die Kinder nichts mehr zu thun, und nur die Freundschaft zu haben, die Kinder zu uns zu führen. Wir werden Ihnen die Reisekosten mit vielem Danke ersetzen. Will die Mutter die Kinder begleiten — auch dieses wird uns angenehm seyn.

Die Großmutter aber setzte bei:

Haben Sie die Güte gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist, ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespann und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegentheil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.

Antworten auf diese beiden Briefe liegen nicht vor; jedenfalls hatten letztere den gewünschten Erfolg nicht, wie schon aus Nachstehendem erhellt:

An Frau Therese Vogel.

Pesth, den 10. Januar 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Zwei nothwendige Gründe bemüssigen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar:

1) Der bewußte F . . . sche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit also die Execution in Tokai mittels Compasses nicht soll vollzogen werden, weilen es ein Aufsehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Post den gütigsten Entschluß.

2) Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Mölkern kommen, allwo nur Cavalierskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl.

Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern recht-

mäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen!

Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben.

Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P. . . . Fiscal.

NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baronin ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.

Pesth, 1. März 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

In Betreff des F . . . schen Processes kann ich Euer Gnaden versichern, daß kein Mittel dawider ist, um die Execution nicht zu vollziehen. Auch die Person wird im Processe bei Nichtzahlung gefordert. Wenn das löbliche Stadtgericht Euer Gnaden Person zuspricht, dann sieht es übel aus. — Ich that meine Schuldigkeit und schrieb Euer Gnaden den geäußerten Wunsch der Schwiegereltern. Euer Gnaden sind Mutter. Ob Sie die Kinder zu einer erforderlichen noblen Erziehung übergeben oder nicht? ob Euer Gnaden das Glück mit Füßen treten werden oder nicht? solche glücklich oder gar unglücklich machen? — es ist mir wirklich gleichviel! — denn jeder thut das Seinige am Besten. In der größten Eile Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P . . . Fiscal.

Also auch der wohlgemeinte Rath eines unbefangenen Fremden fruchtete nichts, ja selbst nicht einmal die furchtbare, übrigens nur drohende, niemals erfüllte Aussicht auf Gefängniß und Schande. Die Kinder mußten bleiben. Die drei Kinder weggeben hätte geheißen: das Herz dreimal aus dem Leibe sich reißen.

Die erste unmittelbare Folge der Uebersiedlung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte.

Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, — der künftige Dichter gewann offenbar. Wie mußte den naturseligen Lenau, damals selbst noch im Lenze seines Lebens, dieser sein erster freier Lenz in ausgezeichnet schöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwischen den Silberarmen der beiden dort sich vereinigenden Flüsse Theiß und Bodrog blühen die Rosen, diese Duftnachtigallen, in erstaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, diese singenden Rosen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens dahin bestellt zur Besingung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer sich alldort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigallengesang und Rosenduft berauschen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenster zu öffnen. Zu diesem edlen Paare von Genüssen gesellet sich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdischen Traubensöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, sporenklirrende Hußaren waren oft auch noch da, und finstere fiedelgewaltige Zigeuner, und einsame melancholische Fischer. Oder im hellsten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebestöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauschend ihm nachschlichen, worunter zumal eine sehr reizende junge Freundin seiner Schwester Therese, ebenfalls Therese genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erste leichte Liebe.

So angenehm verflossen Lenau Lenz und Sommer des Jahres 1816, vielleicht die heitersten Tage seines Lebens. So aber konnte es offenbar nicht immer bleiben. Nachdem Tokai mit keinem Gymnasium versehen war, so wurde, um Niki häuslichen Unterricht zu verschaffen, Kövesdy bewogen, wenigstens für längere Zeit ebenfalls nach Tokai zu kommen. Im Schuljahre 1817 ward nun — ohne übrigens obige Annehmlichkeiten allzusehr zu vernachlässigen, und obschon sich zwischen Lenau's älterer Schwester und Kövesdy unvermerkt ein angenehmes Verhältniß entsponnen hatte — mit solchem Nachdruck auf die Wissenschaften sich verlegt, daß Lenau am 6. Juli 1817 zu Uyhely, wo das nächste Gymnasium sich befand, die öffentlichen Prüfungen aus den Gegenständen der ersten Humanitätsklasse mit so glänzendem Erfolge bestand, daß die Lehrer sich seiner gar nicht genug verwundern konnten.

Gedichtet hat Lenau zu jener Zeit eben auch noch nicht; gleichwohl ward ihm damals schon große Berühmtheit gewahrsagt. Und von wem wohl? Von seinem Lehrer und seiner älteren Schwester erklärtem Verehrer. Als dieser Tokai wieder verlassen mußte, um sich selbst an der Hochschule zu Pesth weiter auszubilden, beschwor er seinen Zögling, von seiner Schwester doch dann und wann ihm zu schreiben. Das that dieser denn auch, und zwar in einem so geistreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, sollte er sich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in seinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Schreibers, unter Anschluß seines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Für Kövesdy einen vollgültigen Ersatz zu gewinnen, überstieg weit die schwachen baaren Kräfte der Mutter Lenau's; es war also nicht zu vermeiden, auch diesen, sollte er anders nicht auf halbem Wege nutzlos stehen bleiben, wieder nach Pesth zu seiner Weiterbildung zurückzubringen. Konnte sich jedoch seine Mutter von ihm wohl auch trennen? — Eher von ihrem Augapfel! Und wenn sie auch zehn Gatten gehabt hätte — eher als ihren Herzenssohn hätte sie alle ihre zehn Gatten verlassen. Die leidenschaftliche Mutter faßte den tollkühnen Entschluß, mit allen ihren Kindern, alten sowohl als neuen, fünf an der Zahl, vorläufig aber ohne Gemahl, wieder in die kaum geflohene Hauptstadt Ungarns zurückzukehren. So weit führt ungezügelte Mutterzärtlichkeit! Aber ihre Bedrängnisse brachten sie noch immer nicht dahin, ihre ersten drei Kinder den einsamen Großeltern zu senden; ja nicht einmal ein einziges davon. Lenau verließ also für immer das liebliche Tokai; aber dessen Rosen und Nachtigallen, Husaren und Zigeuner begleiteten ihn, wie seine Lieder lehren, überall hin.

An dem westlichen Fuße des Ofner Festungsberges liegt das Kristinenthal, das von einer die Ofner Festung im Halbkreise einschließenden Bergkette gebildet wird. Dieß Thal wird von den ländlich freundlichen Häusern und Gärten der Kristinenstadt angenehm durchschnitten. Diese dient wegen ihrer gesunden Luft und niedlichen dörflichen Bauart häufig den Ofnern und Pesthern zum Sommeraufenthalte. In einiger Entfernung nördlich von der stattlichen Pfarrkirche breitet sich ein mächtiger Wiesengrund aus, der,

weil die Nutznießung dem jeweiligen Befehlshaber der Ofner Festung zusteht, die Generalwiese genannt wird; auch benützt man ihn zu kriegerischen Uebungen. Im Westen wird diese Wiese von einem aus dem Ofner Gebirge der Donau zulaufenden Graben und von der Fahrstraße begrenzt, oder vielmehr durchzogen, jenseits deren noch ein kleinerer, beinahe ein Dreieck bildender Wiesenplan liegt, der einst als Soldatenfriedhof gebraucht worden war, und dessen Kapelle, dem heiligen Nikolaus geweiht, nunmehr in ein Wohnhaus umgestaltet ist. Noch jetzt steht dieß Haus einsam; aber noch viel einsamer war es vor vierzig Jahren, da mehrere der oberhalb der Straße gelegenen Gärten und Häuser erst später entstanden. Doch je stiller und abgeschlossener dieß Plätzchen ist, desto größer ist der Naturreiz seiner Umgebungen; denn im Angesichte des Häuschens erhebt sich östlich die sechshundertjährige Festung Ofen, vormals der gewöhnliche Wohnsitz der Könige von Ungarn. Gegen Süden, jenseits der freundlichen Kristinenstadt, schließt die Aussicht ein schöner Berg, der Blocksberg, von dem durch die Türken dort erbauten Blockhause so genannt, anstatt dessen nun die Sternwarte der Hochschule darauf prangt. Aus Westen lachen die rebenbepflanzten Höhen eines Theils des alten königlichen Thiergartens herüber, der Schwabenberg geheißen, weil bei der Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 die schwäbischen Reichsvölker ihn besetzt hielten. Nördlich endlich, im Thale selbst, begrenzen den Blick jene mächtigen Baumgruppen des den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten Stadtmeierhofes, denen sich nordöstlich bis zur Donau auslaufende Gebirge anschließen; dieß ist der Anblick aus den Fenstern des Häuschens; aber einige Schritte nur, und es eröffnen sich die vom Stadtmeierhofe gedeckten Höhen des Johannes- und des Lindenberges, dann die malerischen Gegenden des Sauwinkels, welcher einst Matthias wildsäuereicher Jagdbezirk war, und „der schönen Schäferin," wo noch jetzt Mauertrümmer die vormalige Stätte des blühendsten Paulinerklosters Ungarns bezeichnen. Also wetteifern hier die Eindrücke der Naturschönheiten mit jenen einer bewegten und ruhmreichen Vergangenheit.

Näher dem Häuschen auf der Generalwiese verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Martinovich, der nach Frankreichs Beispiel auch Ungarn umzuwälzen versuchte, mit sechs seiner Hauptgenossen;

ein Hügel machte ihre Grabstätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar um's Häuschen herum selbst einst dicht mit Gräbern bedeckt, und oft steigt noch jetzt mancher zerschrotene Arm, manche klaffende Hirnschale aus der Tiefe empor. Doch auch schon vor vierzig Jahren wehte hohes Gras darüber und neigten Obstbäume ihre saftigen Früchte, zumal goldene rothwangige Marillen (Aprikosen), freundlich darauf herab. Auch das Häuschen, wie heiter es nun auch sieht, behielt noch manchen Zug seiner ernsten Vergangenheit; besonders aber erinnert daran die hohe Nische oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die voreinst die Bildsäule des heiligen Beschützers beherbergt haben mag. Das äußerste der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Barake, nun der Holzstall, war einst die Leichenkammer.

In dieß schauerlich-romantische Häuschen, damals einer Wittwe Kolb gehörig, zog nun im Herbste 1817 Mutter Therese mit allen ihren fünf Kindern; vornehmlich die Wohlfeilheit war's, was ihr eine ebenerdige Wohnung in abgelegener Gegend empfahl.

In dieser Zeit stiegen Mangel und Entbehrung auf das Aeußerste. Die Arbeiten aus der Ofner Monturscommission, worauf Therese am meisten gerechnet haben mochte, waren nun nur äußerst spärlich, und wie hätte sie sich selbst und fünf Kinder auch je davon ganz erhalten können! — Wie auch Therese und Resi emsig strickten — es brachte nur wenig ein; was von Tokai kommen konnte, reichte bei weitem nicht zu, und wenn auch die in Pesth wohnende treue Schwester und Tante Markowitsch manchmal einige Lebensmittel ihnen schickte — sie konnten nicht immer satt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung schwach.

Ein Wunder nur war's, daß Niki unter so niederdrückenden Verhältnissen gleichwohl höchst ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse bestand. Aber eben vielleicht der Ernst, der aus dieser traurigen Lage ihm erwuchs, verbunden mit dem Wunsche, sich gehörig auszurüsten, um dem Elende um sich herum einmal selbst abhelfen, und der Mutter ihre unsägliche Liebe vergelten zu können, spornte ihn zu den größten Anstrengungen an. Zu jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth,

deren Samen er schon bei der Geburt empfing, in Lenau's Busen zuerst zur Blüthe gelangt sein. Solche Umgebungen und Umstände waren ein wahres Treibhaus für dieselbe. Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu seinem Oheim Mihitsch, dem Hußaren, kam, und in dessen Zimmer schlief. Dieser las dem Burschen dann Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich vor, und suchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläfst du?" — „„Nein, Herr Onkel!"" — „Es gibt doch keinen Gott!" sagte er dann lateinisch, wie er mit dem jungen Menschen gern reden mochte. (S. Lenau in Schwaben, von Emma Niendorf, S. 130.) So ward also auch der Zweifel schon frühzeitig bei Lenau eingeführt.

Aber der winterlichste Lenz hegt doch auch seine Blumen, und manches geschirmte Winkelchen erfüllet sich mit würzigen Veilchen. Also denn auch Lenau's Jugend. Oft trieben sich Niki und seine Schwestern auf den verwachsenen Gräbern ganz gemüthlich umher; oder diese saßen unter schattigem Nußbaume und horchten dem meisterlichen Spiele seiner Laute; oder es zogen unter lustig schmetternden Tönen endlose Reihen zu kriegerischen Aufführungen herbei, als ob zu einem Schauspiele für die jungen Leute eigens herbestellt. Und kam einmal eine besonders köstliche Speise von der gnädigen Frau Base — o wie die dann schmeckte! Einmal hatte Niki sogar selber eine solche Leckerschüssel verschafft. Unferne des Fensters der Wohnung, das in den Gärten sah, stand nämlich ein Marillenbaum, bedeckt mit den anlockendsten Früchten. Niki bildete aus dem langstieligen Besen sehr geschickt einen Obstbrecher, und langte dann Marille um Marille, aber nur die ausgesuchtesten, nach dem Wunsche jeder Schwester fein säuberlich und zart zum offenen Fenster herein. Nicht nur die Güte der Früchte, sondern auch noch die bei deren Erlangung glücklich bewiesene Geschicklichkeit und List und bestandene Gefahr würzten und erhöhten den Genuß.

Anfangs Juni 1818 schrieb Niki an Oheim Maigraber:

Verehrtester Herr Onkel!

Da Sie so vielen Antheil an meinem Schicksale nehmen, und sonderlich in Ihrem letzten Briefe sich so warm erkundigten, ob meine Prüfung der Meinung, die Sie von mir faßten, wirklich gemäß ausfiel, will

ich auch nicht säumen, sogleich zu melden, daß ich den 5. Juni mein Tentamen abgelegt, und mir (jedoch ohne zu prahlen) durch meinen Fleiß das Lob und den allgemeinen Beifall des Herrn Directors und des Herrn Professors, und den Namen eines braven, fleißigen Burschen errungen habe. Seyen Sie versichert, theuerster Onkel, daß ich auch künftighin in meinem Fleiße und guten moralischen Betragen fortfahren werde, besonders, da Sie mich, werthester Onkel, dieß zu thun anfeuern.

Da ich Sie nun als meinen Onkel und Theilnehmer meines Schicksals so unaussprechlich schätze und liebe, schicke ich Ihnen mein erhaltenes Testimonium, wörtlich und getreu abkopirt. Unsere jetzige mißliche Lage kann Ihnen übrigens hinlänglicher Beweis seyn, daß ich selbes nicht erkauft, sondern durch meinen Fleiß und Bestreben, Ihrer Liebe würdig zu sein, wirklich verdient habe.

Hiemit küsse ich Ihnen unzähligemale die Hände, und geharre, mich in Ihre Liebe und Gnade empfehlend, Ihr gehorsamster Neffe Nicolaus Niembsch I. anni Philosophus.

Von meiner Mutter tausend Küsse, und von meiner Schwester ebenso viele Handküsse.

Der Oheim schickte ihm eine Zehngulden-Banknote, versicherte ihn seiner herzlichen Liebe mit dem Beisatze, jederzeit zu seinem Besten alles Mögliche beitragen zu wollen, und gab ihm zugleich den guten Einschlag, seinem Großvater und seiner Großmutter auch einen recht schmeichelhaften Brief zu schreiben, seine Testimoniales in Abschrift beizuschließen, sich in ihre großelterliche Liebe, Gnade und Unterstützung zu empfehlen, und sie recht inständig zu bitten, sie möchten für sein künftiges Wohl sorgen.

Das mag nun auch geschehen sein, nicht ohne Vorwissen der Mutter, ja selbst mit ihrer, wenn auch schmerzlichen Einwilligung; denn mürbe gemacht durch die bittere Noth der letzteren Zeit, mußte sie doch wohl endlich einsehen, daß ohne der Großeltern Unterstützung an keine seiner großen Anlagen würdige Ausbildung ihres Lieblings zu denken wäre. Den Hauptausschlag mochte aber wohl Niki selbst gegeben haben. Er war nun kein Knabe mehr, von dem man ohne viel Fragen blinden Gehorsam heischte, sondern ein verständiger, vieldenkender Jüngling, klug genug,

der Mutter die nämliche Waffe, womit sie sich bisher so hartnäckig gegen die Anforderungen der Großeltern vertheidigte, die Liebe zu ihren Kindern, schmeichelnd zu entwinden, und gegen sie selbst zu kehren, indem er sie bewog, zum Besten ihrer Kinder der Gegenwart derselben für einige Zeit entsagen zu wollen. Vorläufig sollte sie wenigstens nur ihn, der der Ausbildung am meisten bedürfte, ziehen lassen.

Die Großeltern ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden, und schickten den Feldpater der Stockerauer Monturscommission Anfangs des Herbstmondes 1818 nach Ofen, um den Enkel von dort nach Stockerau zu bringen. Dieser Pater meinte aber die Sache noch besser zu machen, wenn er auch die noch jugendlich unbedachtsame Leni den Großeltern überbrächte, ohne vorläufiges Wissen der Mutter. Am 4. September geschah die Abreise von Ofen und vier Tage darnach langten alle drei glücklich in Stockerau an. Niki gab sogleich Kunde von seiner und seiner Schwester Leni gütigen Aufnahme bei den Großeltern, lud die Mutter zu einem Besuche bei diesen ein, und theilte die Neuigkeit mit: er sei umgetauft worden, und werde nun Franz genannt. Auch Leni entwarf bezüglich ihrer eigenmächtigen Mitreise ein Entschuldigungsbrieflein mit dem Beginne:

Ich unterfange mich, um Vergebung zu bitten, daß ich Sie beleidiget habe. Es war eine Uebereilung, die ich mir stets vorwerfe. Aber ich weiß, daß Sie mitleidig und gnädig gegen Andere sind, und wage es daher, Sie um Verzeihung zu bitten.

Siehe, da entriß ihr Nikolaus-Franz, der keimende Lenau, mit unwilliger Hast die Feder und verbesserte so:

Verehrteste Mutter!

Ich nehme mir die ungeheure Kühnheit heraus, mich vor Ihren angebeteten Füßen in den Staub zu werfen, und mit demüthiger Stimme um Gnade zu flehen.

Der Besuch der Mutter in Stockerau erfolgte denn auch. Mit Thränen riß sich die zärtliche Mutter von ihren zwei zurückbleibenden Kindern los, um mit den übrigen drei endlich wieder nach Tokai zurückzukehren.

Dort angelangt, war ihr Erstes, dem Sohne zu schreiben. Seiner Antwort hierauf entnehmen wir folgendes:

Liebe, theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denselben beantworten. Innigst erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen so sehr erhellet, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie sich um meines Wohles willen, dem bittersten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, so lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Trost muß Ihnen übrigens die Ueberzeugung seyn, daß Ihre Kinder wohlversorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hievon überzeugt seyn können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie versichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie sich in den Willen unserer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, sondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen, und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weise Mutter habe. Befremden wird Sie dieß aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart so sehnlichst wünscht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leni öfters sehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, so glaube ich das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entschuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verspreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geschehen seyn zu lassen. Stets will ich den himmlische Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch steilen Pfad der Tugend gehen, und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küssen Sie mir meine gute, liebe Resi; sagen Sie ihr, der guten Schwester, daß auch sie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küsse Sie und dieselbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küssend, Ihr gehorsamster Sohn Franciscus Nicolaus Niembsch.

Einen Gruß an die Godenbergs, die von mir einen Brief zu gewärtigen haben.

Sagen Sie meinem unvergeßlichen, theuren Kövesdy, daß ich ihm nicht schreiben darf, und so ohne meine Schuld die heiligste Pflicht der Freundschaft verletze; doch will ich ihm in Ihren Briefen auch immer einige Zeilen ... clauculum ...

Tausend Küsse an den theuren Freund!

Lenau mußte beim Beginne des Schuljahres 1819 nach Wien, um dort in das erste Jahr der Philosophie aufgenommen zu werden. Er ward in Kost und Wohnung zu einem alten Freunde der Großeltern, einem Hofsekretär gethan (alter Bauernmarkt 625, dritter Stock). Es scheint, daß er in diesem Jahre, wo es ihm leiblich gut ging, viel minder lerneifrig gewesen, als im vorigen, wo es ihm so schlecht gegangen. Vielleicht hatte er sich auch mehr in die schwarzen, funkelnden Aeuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Mina, als in die matten schwarzen Lettern seiner Weisheitsscharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbestimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode seines geliebten Freundes Kövesdy (er war in der That zu Pesth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) seine Anstrengungen, oder es war endlich die ungarische Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachsen, die man in Deutschland stellte, — kurz: der Prüfungsausfall entsprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, sondern entschloß sich sogleich, diesen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerstreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, sollte er sich in die Einsamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, dessen Hausführerin, eine bejahrte, stille, gute Wittwe, seiner Aufmerksamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergasse 223, erster Stock).

Bezüglich Kövesdy's schrieb Niki an seine Mutter (der Jüngling hatte die Untugend, viele Briefe gar nicht zu betagen):

Vielgeliebte Mutter!

Bange Besorgniß und das Vorgefühl des tiefen Schmerzes, der mich

bei Bestätigung des Gerüchtes befallen wird, sind der dringende Anlaß, Sie um baldige Antwort zu bitten.

Man erzählt nämlich, es wäre der liebe Kövesdy zu Pesth gestorben, und es bringen mich wirklich manche Umstände dahin, die mein Herz zerschmetternde Nachricht für gegründet zu halten. O, es wäre dieß eine schreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin; einen Freund, der die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Seyn unbefleckt erhalten — den theuren Kövesdy verloren zu haben!

Ich beschwöre Sie um baldigen Aufschluß.

Ihr ewig gehorsamer Sohn Franz v. Niembsch.

Die Ferien von 1819 brachte Lenau zu Stockerau zu. Der Vogelfang war noch immer seine Hauptunterhaltung, welche denn auch in den umliegenden Feldern und in den nahen Donauauen reichliche Weide fand. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiedersehen seiner heiß geliebten Mutter und der dauernde Besitz seiner Lieblingsschwester Resi. Die mit tausend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohne hängende Mutter hatte es nicht länger mehr so ferne von diesem auszuhalten vermocht. Sie erklärte rund heraus, ihm durchaus näher ziehen zu müssen, und aller Gegenvorstellungen ihres Gatten zu Trotz, der sich in Tokai gefiel, weil es ihm dort ziemlich wohl schon ging, machte sie sich mit Resi und den beiden kleinen Töchterchen auf den Weg, um Resi, die seit dem Tode Kövesdy's, den man ihr lange verheimlicht, sehr düster geworden, zur Ausheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, darauf sich selbst aber mit den zwei jüngsten Töchterchen am westlichen Rande von Ungarn zu Preßburg niederzulassen, wohin der Gemahl und Vater von Tokai sobald als nur möglich nachfolgen sollte.

Als eine etwas kunstrednerische Kielprobe des Jünglings, zugleich aber auch als ein sprechendes Zeugniß seiner innigen Liebe zur Mutter, wie nicht minder seiner damals noch sehr großen Frömmigkeit, möge hier der Glückwunsch, den er ihr zu ihrem Namensfeste (15. Oktober) darbrachte, Raum finden.

Verehrungswürdigste Mutter!

Zu groß ist das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünsche, als daß ich jeden derselben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Theure Mutter, könnte ich in die Mitte Jener sichtbar treten, die sich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweise der Hochachtung und Liebe zu geben; könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde sich dieß mächtige Gefühl meiner bemeistern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünsche herzustammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter an den Hals sinken, und ein Thränenstrom würde dann die Aechtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem Berufe, ist es mir nur gegönnt, einen schriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unaussprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Frist Ihres theuren Lebens! Zur Freude Aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dieß ist der Wunsch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporsteigt; dieß ist der schwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigst gehorsamen Sohnes Franz v. Niembsch.

Um uns die Lage der leidenschaftlich liebenden Mutter, die nichts sehnlicher wünschte, als die von ihr getrennten Kinder ihrer ersten Ehe wieder an sich zu reißen, zu vergegenwärtigen, lesen wir diesen ihren Brief:

Preßburg, Anfangs Hornung 1820.

Theurer, lieber Niki!

Unbegreiflich ist es mir, was mit den Briefen geschieht, da du den meinen so lange nicht erhieltst, mein lieber Niki. Wenn du wüßtest, wie mir zu Muthe ist, wenn ich so lange keine Nachricht von dir habe! In tausend Gefahren seh' ich dich, und ängstige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich scheint, daß du mir gar so selten schreiben solltest.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen; fremd mit ihrer Mutter zu seyn, um einst reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch diesen Reichthum mit Millionen Thränen, die keine

mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmuth. Wann gehest du wieder nach Stockerau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.

Wien, den 23. Februar 1820.

Theure, ewig geliebte Mutter!

Es ist nicht Lauheit im Schreiben, die Sie vergebens auf Briefe von mir harren läßt, sondern das viele Studiren, das mich Tag und Nacht beschäftiget; doch hoffe ich mit Gewißheit, durch eine Reise auf einige Tage nach Preßburg, die ich auf Ostern mache, in den Armen meiner guten Mutter entschädiget zu werden.

Es banget mir übrigens, daß Sie ganz allein in Preßburg sich durchhelfen sollen, und wünschte sehnlichst Aufschluß über die Art der Erhaltung Ihres und der theuren Kleinen Lebens.

Meine Schwestern sind gesund, so auch ich, der ich mich in der Kost eines wahren Biedermannes, des Hauptmann Volz [1] befinde. Es ist auch, falls ein körperliches Ungemach mich befallen sollte, in Hinsicht der Pflege nichts zu sorgen, denn es wohnt auch die Rittmeisterin Brandstätter,

[1] Eines geborenen Schwaben.

eine recht gute, ehrliche Frau, bei uns, die uns eigentlich beide in der Kost hat.

Gestern habe ich eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, welche durch ihre Excellenz Aufsehen erreget.

Sonst habe ich Ihnen nichts zu sagen, als daß ich Ihr theures Schreiben erhalten, und daß ich mich herzlich darnach sehne, Sie auf Ostern zu sehen, und mich zu zeigen als Ihren, Sie unzähligemale küssenden, treuen Sohn Niki.

Preßburg, den 6. März 1820.

Theurer, einzig geliebter Sohn!

.... O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entrissen ist mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens!

Komm gewiß! Ich küsse dich millionenmal, deine dich segnende Mutter.

Als kleine Leuchtkugeln mögen aus den damaligen Briefen Lenau's folgende Stellen aufsteigen:

Ohne Tag.

Ewig theure, einzig geliebte Mutter!

In der Ueberzeugung, daß Sie an dem Glücke Ihres Sohnes Freude haben, sage ich Ihnen, daß ich Samstag den 11. März aus dem schwersten Studio, der Philosophie, Prüfung gemacht, und daß ich unter 240 Mitschülern am besten bestanden.

Meine Schwestern werden von mir, so ich Stockerau sehe, wegen ihrer Lauheit gerügt, und das Andenken an eine gute Mutter in ihren Hexenseelen aufgefrischt werden. Niki, Ihr treuer Sohn.

Vor Ostern 1820.

Liebe, gute Mutter!

Es hinderte mich an dem Besuche bei Ihnen kein feindselig Verbot der Großeltern, sondern eine nach Ostern zu machende Prüfung. Ich werde aber in den großen Ferien um so gewisser kommen. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, 13. Mai 1820.

Theure, gute Mutter!

Traurig klingende Worte, die da herkommen, wo mein Theuerstes, heilig von Gott zu Beschützendes ist, dringen mir empfindlich an's Herz. Die Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, sind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder. Sie alle sollen nur einige Jahre den widrigen Einflüssen der Außenwelt trotzen, wo wir dann, treu vereint mit festen Banden, und auf die vergangene Prüfungszeit froh zurückblickend, selig der durch Liebe beglückten Gegenwart genießen werden. Wie fürchterlich beugend wäre es doch, wenn ein feindlicher Schicksalssturm mir der Grundzüge meines einstmaligen Glückes auch nur einen einzigen mehr verwehte! Kövesdy ist schon in jenem dunklen Lande, von dem die Sinnenwelt uns trennt; nun aber soll Gott die Uebrigen dem Glücke ungestört entgegenleben lassen, ohne mich des irdischen Glückes vielleicht auf immer unempfänglich zu machen! Ihr lieber Gemahl soll schon am 20. April von Tokai nach Preßburg abgereist seyn. Wäre nun nicht zu hoffen, daß es denn doch noch andere Gründe geben könnte, die Ihren Mann in Pesth aufhielten, oder sonst wo verweilen machten, als nur ein Unglück, wie Sie befürchten — so könnten wir höchst bestürzt seyn. Doch ein Unterschied von vierzehn Tagen könnte durch den unbedeutendsten Umstand herbeigeführt werden, und noch sind wir gar nicht berechtigt, etwas Arges zu fürchten.

Ihr Brief stimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewisses Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmsten Theilnehmer, doch hell seyn sollenden Leben. Die unbegreifliche Ursache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Lassen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Ungewißheit dessen, was das Liebste meiner Welt betrifft!

Und nun bitte ich Sie recht innig, mir also gleich zu schreiben, wenn Ihr Gemahl da ist. Ich küsse Sie unzähligemal in meiner Phantasie, in der Sie zunächst leben. Ihr treuer Sohn Niki.

Taglos.

Liebe, theure Mutter!

Hätte ich nicht durch einen Wiener Kaufmann, welcher in Pesth war, und den Stiefvater allda vor Kurzem getroffen hat, erfahren, daß Ihr

Mann gesund in Pesth ist, so hätte mich Ihr Brief erschreckt. Gott sey Dank, nun können Sie ruhig seyn, ich bin es auch. Kommen Sie nach Pfingsten nach Wien, wo wir dann recht fröhlich seyn wollen! Ihr Niki.

Anfang Juni 1820.

Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich schönen Looses gewärtig, Sie Alle zu sehen. Wie sich das kleine Mädchenwerk so schön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geist zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergessenen ... doch nein! .. gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das starke Gefühl der Mutter und die weiche Gemüthlichkeit des Vaters besser einen? — Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen sollten das verfluchte französische Mama, Papa doch wohl lassen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansthurm reiben werden (dieß ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten, und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Ueberzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport bringen. [1]

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viele als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, Alle herzlich küssender, Édes fiam Miklos. [2]

Wien, 16. Juni 1820.

Ewig theure Mutter!

Sie haben mich durch die Nachricht von der Ankunft unseres vermißten lieben Stiefvaters hoch entzückt. Ich machte mir gleich die schönsten Hoffnungen, Sie Alle zu sehen; doch — es bleibt beim Hoffen!

[1] O wie schade, daß es nicht schriftlich geschah.

[2] Süßer Sohn Niklas.

Wir sind Alle gesund, und mir schadet der weite Weg ins Collegium nicht im geringsten, er qualificirt mich vielmehr zum guten „Füßelier.“ Niki.

Wien, den 28. Juni 1820.

Liebe, theure Mutter!

Kommen Sie nur bald nach Wien. Ich freue mich recht herzlich darauf, den lieben Stiefvater bei seinem — Gott gebe es! — voluminösen Körperlichen zu packen und ans Herz zu drücken. Es war doch gut, daß Sie mir geschrieben, er sey todt; um so höher steigerten Sie hiedurch die Freude, die ich beim Rapport seiner Ankunft hatte. Daß sich die liebe Mina nicht ganz wohl befindet, thut mir recht leid. Die kleine Maria ... (doch bald werde ich das Mädchenwerk nicht mehr klein nennen dürfen, ohne einen Verstoß gegen ihre Eitelkeit!) — muß sich gut entfalten, und von der Mini verspreche ich mir schon gar eine Doktorsmiene. Sie hat Geist, man muß ihn pflegen.

Uebrigens freue ich mich auf die Reisebeschreibung des Vaters, und insbesondere auf die mir sehr interessante Erzählung des Lamento, welches die Tokaierberge beim Abkratzen desselben erfüllte; auf die langen Gesichter, welche diese edlen Barbaren schnitten, als sie den Mann verloren, den sie nicht zu achten verstanden. — Daß mich alles dieß interessirt, dürfte wohl daher rühren, daß, falls man irgendwo eine Weile haust, sich dann doch, besonders beim gemüthlichen Menschen, eine Liebe der Gegend einschleicht.

Ich bin vollkommen gesund, genieße recht frische Luft, sintemalen es aus dem Wetterloche der Bergseite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Kostherr ist brav und edel. Ueberdieß besitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Bursche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier in einem Hause geschätzt, und esse dort öfter zu Mittag; doch die Leutchen haben mir Grundsätze, seicht, wie ein Grab zur Pestzeit; und daher rührt mich ihre große Achtung, die sie allenfalls hegen mögen, nicht sonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es ist nämlich ein angesehener Handelsmann, der ein hübsches Landgut, eine hübsche Tochter, und derlei Schnurr-

pfeifereien mehr hat. — Meine liebste Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Guitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godenberg stets, daß Sie den Sinn für dieses Instrument in mir weckten. Dieses Instrument ist Mittel meiner Schwärmereien; die Besonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövesdy danke, ist Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hülfe der Lehren eines weisen Mannes, des Professors der Philosophie,[1] zu einem selbstständigen Manne zu bilden. Auf eigenen Füßen zu stehen, ist das letzte Ziel meines irdischen Strebens.

Die Großeltern sprechen von einem Hauskauf, versteht sich: unter der Rose. Die guten Leutchen figuriren Dürftigkeit; vielleicht sind sie so kurzsichtig zu glauben: die Wissenschaft um ihr Geld würde mich in meiner Arbeit lähmen. Aber aus sicheren Quellen geht doch hervor, daß sie ein beträchtliches Vermögen besitzen müssen, welches mir nur insoferne lieb ist, als ich dadurch leichter im Stande seyn werde, Ihnen Allen eine kräftige Stütze zu seyn.

Hiemit küsse ich Eins um's Andere aus Ihnen recht herzlich. Ihr treuer Niki.

Ohne Tag.

Ewig theure Mutter!

Mit aller Zuversicht können Sie mich während der Ferien auf zehn Tage erwarten. Ich danke dem guten Stiefvater für's Reisegeld recht herzlich, und freue mich, Sie Alle zu sehen. Wir sind Alle gesund; ich bin wieder von Stockerau in Wien zurück, und in einigen Tagen fertig.

Meine Schwester Theres ist äußerst mißvergnügt; auch die Leni; nur ist das bei der Letzteren eine vorübergehende Wolke, was bei der Ersteren anhaltender Gram ist. Meine lieben kleinen Schwesterle lasse ich recht oft herzlich küssen, und ihnen sagen, daß sie mir Vorschriften schreiben sollen, damit ich Freude schöpfe.

Ich habe jetzt sehr viel zu thun, küsse Sie Alle vielmal, und bin Ihr gehorsamer treuer Sohn Niklas Esterhazy.

[1] Rembold.

Stockerau, den 12. Oktober 1820.

Theure Mutter!

Auch ich geselle meinen schweren Beitrag an den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl zu denen meiner Schwestern hinzu. Es wäre verlorene Mühe, diese Regungen des bewegten Herzens alle aufzuzählen; viele haben keinen Namen. — Ich erinnere mich Ihrer und der Lieben, die Sie umgeben, nie ohne Sehnen, Sie zu sehen; meine Schwestern eben so.

Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern; aber es genirt den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deßhalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in keuscher Vorgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entadelt werden.

Unsere Trennung, däucht mich, sollte Ihnen erträglicher seyn, als sie es ist. Warum? — Nicht das Zusammenseyn der Körper bringt die wonnende Frucht der Liebe; es ist blos Mittel, um dem Zusammenstreben der Geister Form zu geben, die da Umarmung heißt; sondern der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn, dieser ist's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieser Resignation ist Wechselüberzeugung, daß man die Seele des Andern sein nennen könne auf Erden.

Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, dessen Sinnen sich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir diese Ruhe geben.

Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwischen uns. Muthig und unbekümmert steuerte ich als unschuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Niki.

Wien, 8. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Ich konnte nicht nach Preßburg kommen; unsere Studien waren so

überhäuft, daß mir noch ein paar Prüfungen zu machen übrig blieben, und welche ich erst vor einigen Tagen glücklich endete. Nun bin ich um ein Jahr weiter, in welchem es leichter seyn wird. Auf Ostern hält mich keine Macht der Erde ab, Sie zu sehen.

Wenn dieß Jahr vorbei ist, dann bin ich ein freierer Mensch. Habe bis dahin so manches vor.

Meine Schwestern sind gesund. — In der sehnlichsten Erwartung eines baldigen Briefes bin ich Ihr treuer Sohn, der Sie sammt den Theuren allen küßt. Niki.

Am 9. November 1820.

Es haben bereits unsere Schulen wieder angefangen. Heuer ist es sehr angenehm zu studiren.

Bevor wir in das neue Jahr eintreten, wollen wir noch einen Rückschritt in das alte thun, und zwar an der Hand des Dichters Johann Gabriel Seidl. Dieser erzählt in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 5:

„Es war im Spätherbst 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der siebzehnjährige Niembsch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thür des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Eponas Dienste nur allzu deutlich verrathenden Hörsaales mir gegenüber saß. Seine nächsten Bankgenossen waren ein Baron H., jetzt ein Priester höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewisser L. v. E.; beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembsch. So sehr nun auch der männlich feste Rembold, der lebhafte, mächtig weckende Weintridt, der biedere eifrige Zenko, der gelehrte greise Wikosch, und der feurige, originelle Stein die fast überschwängliche Anzahl von Zuhörern zu beschäftigen und in Athem zu erhalten wußten, so fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpausen, wo der jugendliche Ungestüm seinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbesonnene Weise Luft zu machen Zeit fand. Bei einem solchen Versuche überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blassen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembsch. Sein Federmesser mit halb

offener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da; seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum, und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dieß Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernsten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber, oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geist

eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß."

Nach diesem Auftritte, der die kaltblütige Unerschrockenheit und den der Uebermacht trotzenden altritterlichen Muth Lenau's in ein helles Licht stellt, gehen wir noch zu einem andern Geschehniß des Jahres 1820 über, das leider kein Auftritt ward, und doch so leicht der allerwichtigste seines ganzen Lebens hätte werden können, wenn ihm das Glück nur einigermaßen dabei gewogen gewesen wäre. — Lenau hatte einen geliebten Lernbruder an Fritz Kleyle sich erworben. Dieser, ein lieber, blonder, schlanker, junger Schwabe, war damals Hofmeister bei den Söhnen eines angesehenen Mannes. Kleyle besuchte nun öfter Lenau in dessen Wohnung bei Hauptmann Volz. Oftmals lag er ihm an, ihn entgegen zu besuchen; aber Lenau lehnte es immer hartnäckig ab, weil es ihm, dem ernsten, düstern Sinner, wie er wähnte, alldort zu gesellig, zu störend laut, zu heiter zugehen möchte. Einmal, nur ein einzigesmal, kam es zufällig, aber doch dazu. Wir haben oben vernommen, daß Lenau am 24. Hornung 1820 eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, die wegen ihrer Vortrefflichkeit Aufsehen erregte. Er galt daher auch, und mit Recht, für einen Grundpfeiler dieser schweren Wissenschaft in den Augen seines Freundes Fritz, der sich öfters Raths darin bei ihm erholte. Eines Tages bei einer solchen Gelegenheit ließ sich Lenau durch die dringenden Bitten seines Freundes, der seine Schriften zu Hause liegen hatte, denn doch im Eifer für die gute Sache bewegen, denselben dahin zu begleiten. Damals, es war Sommer, wohnte der Hofrath in einem schönen Gartenhause auf der Landstraße, einer Vorstadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuschritten, kamen sie an einem Fenster vorüber, das in den Gartensaal sehen ließ. Siehe! da saß hierin, unferne vom Gangfenster, aber mit dem Rücken gegen dasselbe, ein junges Mädchen, zwar etwa nur erst zehn- oder elfjährig, aber doch schon in einem Alter, wo ein Mädchen bereits ahnen läßt, was sie werden will — das zweitälteste Töchterchen des Hauses. Ihre Haare, die sie eben kämmte, flossen ihr in langen, schönen, braunen Wellen über die Schultern hinunter, und trugen nicht wenig dazu bei, das Kind zu verjungfräulichen und anziehend zu machen.

Lenau hielt, vom lieblichen Bilde angenehm überrascht, wirklich einen Augenblick an. Aber sie sah sich nicht um, und so geschah es leider, daß Lenau erst volle dreizehn Jahre darauf, für sein Glück schon allzu spät, ihr zum erstenmale ins Antlitz blickte.

Wir ergreifen den fallen gelassenen Faden wieder.

Wien, den 13. November 1820.

Liebe, theure Mutter!

Meine Schwester Leni war nur einige Tage krank. Die Veranlassung dazu gaben aber keineswegs Ausschweifungen im Tanzen oder in sonstigen Unterhaltungen; von dieser Seite mögen Sie ruhig seyn. Die Leni ist gut daran; ärmer an Gefühl, entbehrt sie leichter den Umgang ihrer Theuren. Die Theres kann nicht gut daran seyn, denn die Trauer um Kövesdy hörte zwar auf, nagend zu seyn; sie überzog aber das Aeußere mit Eis, und wenig Empfänglichkeit für jede Freude ist noch immer die Folge davon. Die Mädchen sind übrigens sehr gesund. Die Theres findet nur an Einem ein rechtes Behagen, am Klavier. Die Großeltern schaffen ihr gute Noten, und da ist sie zufrieden.

Um mich dreht sich ein eigener Kreis. Ich steh' an der Stufe der Katastrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiß, daß man noch einen Menschen hat, der Einen liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als diese. So lange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter!

Meine Abendbeschäftigung ist nun das Arbeiten an meinen Grundsätzen. Die Feder in der Hand, schreibt man da über Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. s. w. so manches nieder; übt sich im Denken, und räsonnirt manchen verwitterten Satz weg. Des Tages arbeitet man an dem Schulwesen; die Guitarre bleibt auch nicht öde liegen.

Warum schreiben Sie mir doch gerade gar nichts über Ihr politisches Leben? Ich will es skizzirt haben.

Hiemit lassen Sie mich Ihnen lieb und werth seyn. Ihr Sohn Niki.

Wien, den 30. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Sie wünschen meine Gedankenmittheilung über die Art: meiner Schwester zu ihrer Mutter zu verhelfen, ohne ihr zu schaden? — Die Aufgabe ist schwer zu lösen. Aeußerer Schaden würde sie gewiß treffen, obgleich freilich das Herz gewänne. Die Großeltern, namentlich der Großvater, haben die Therese sehr lieb, wenn man davon abzieht, daß diese Liebe nur so lange dauert, als der Aufenthalt der Geliebten im Hause der Liebenden. Wollte man nun eine Trennung bewirken, so würde im ärgsten Falle das Mädchen ihrer Habe beraubt; überdieß würde es die alten Herzen mit Unmuth und Groll gegen Sie erfüllen, und was Sie am Umgange mit der Tochter erzweckten, würden Sie am Umgange mit dem Sohne verlieren. Ende ich aber zuvor noch die Philosophie, so habe ich insoferne Luft, als ich hernach studiren werde, was und wo es mir beliebt; vorausgesetzt: wir wollen die Großeltern nicht erzürnen. — Indeß will ich die Schwester näher besehen, und Ihnen dann sicheren Bescheid geben. Bei meiner letzten Anwesenheit in Stockerau fand ich die Theres weit fröhlicher als je, und mich däucht, in dieser Hinsicht sollte sich meine liebe Mutter nicht so viel kränken.

Das ganze Schauspiel unseres Lebens muß sich nun bald entknoten, und ich glaube, das Ende wird den Schmerz heilen. Zunächst geht nun mein Streben dahin, die Großeltern ganz für mich zu gewinnen, um sie dann zu meinen Zwecken leiten zu können. Erregten wir bei denselben widrige Empfindungen, so dürfte dieß der Erreichung meiner Zwecke, bei der Alle sicher gut fahren würden, nicht förderlich seyn.

Es handelt sich nur um die Gemüthsstimmung meiner Schwester, und obwohl ich nicht ohne Theilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewissen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, sie solle nicht trostlos seyn; denn, wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter so riesenmäßig an, daß selbe unbekümmert über die äußeren Folgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zustand der Tochter, und trachten, diesen zu ändern, so lange aber dies nicht in der Erscheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig seyn.

Mich freut die Erhöhung der Zahl Ihrer Kostbuben, und ich wünsche Gedeihen damit.

In einigen Tagen, und zwar am 6. December, fahre ich nach Stockerau.

Hiemit küsse ich Alle herzlichst. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, den 15. December 1820.

Liebe, theure Mutter!

Ich erhielt Ihren Brief sammt den beschriebenen Beugeln, Kipferln u. s. w., wofür ich Ihnen mit den lieben guten kleinen Schwestern herzlich danke. Selbe schmecken mir recht gut.

Meinen Namenstag brachte ich in Stockerau zu, und fand daselbst zwei recht vergnügte Schwestern. Die gute Resi ist in Stockerau die Freude aller Umgebenden, und scheint sich mit stoischer Kraft gegen jeden Kummer zu waffnen, welche über ihr Aeußeres eine wohlthätige Heiterkeit gießt. Und nun, theure Mutter, will ich in Ihrem künftigen Brief einen ruhigeren Ton hören. Womit ich Sie, meine unendlich geliebte Mutter, sammt Ihren lieben Töchterlein herzlich küsse. Ihr treuer Sohn Niki.

Therese Niembsch an ihre Mutter, Therese Vogel.

Stockerau, heiliger Abend, am 24. December 1820.

Geliebte Mutter!

Lange ist es, daß ich nicht geschrieben. Glauben Sie aber darum nicht, Theure, daß ich nicht denke an Sie! O, wie gerne wollte ich Ihnen alle Tage schreiben, könnte ich so aus meinem Herzen, aus meiner ganzen Seele schreiben! Alle meine Gedanken, Alles, Alles, müßten Sie, geliebte Mutter, wissen. Das kann man aber hier nicht. Diese kalten Menschen hier verstehen mich ja gar nicht; nein die verstehen mich nicht! Nur Sie, Sie, liebe Mutter, verstehen mich ganz. Wann werde ich Sie denn wieder Alle sehen und an mein volles Herz drücken? — O ich glaube, dieß wäre der glücklichste Augenblick meines Lebens! . . . . .

Ich muß enden, liebe Mutter, denn ich muß heute noch eine Torte machen. Morgen kömmt der Franz und da haben wir einen kleinen Ball.

Ich tanze itzt mit einer großen Leidenschaft. Leben Sie wohl, liebe Mutter; millionenmal küsse ich Sie! Therese Niembsch.

Die Torte war gemacht, Bruder Franz war gekommen, der kleine Ball hatte begonnen, und mit noch größerer Leidenschaft denn je wurde getanzt. Als ob die rosigste Freude sie herum wirbelte, flog das umgezauberte liebe Mädchen dahin, und mit jedem geflügelten Tritt trat sie den einsamen Gram für immer tiefer und tiefer unter sich. Bei diesem kleinen Ball ward mir das große Glück zu Theil, daß mir die volle Liebe Theresens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geschenk des Himmels zufiel. Die Sache begab sich so:

Ich hatte einen geliebten Schwager in Stockerau, Hans Michel Plöch, Schuldirektor. Den besuchten wir Brüder Schurz öfters, was denn auch zu Weihnachten 1820 von mir nebst zwei jüngeren Brüdern geschah. Als wir nach Stockerau fuhren, war rauhes, stürmisches, regnerisches Wetter. Gleichwohl befand ich mich eben in dichterischer Stimmung, und schrieb mit Reißblei den ganzen Weg über, und wovon? — von Wein; wahrscheinlich dem strömenden Wasser zum Trotz. Dabei nahm ich mich aber etwas zu wenig gegen die Unbill der Witterung in Acht, so daß ich mich tüchtig verkühlte und ganz heiser in Stockerau anlangte. Gleichwohl mußte ich zusagen, des nächsten Tags Nachmittags zu einer kleinen Unterhaltung bei Oberst Niembsch zu gehen, wozu Plöch sammt den erwarteten Schwägern bereits eingeladen worden war. Wir ließen uns dieß sehr gern gefallen, zumal, da Plöch besonders warm über die ältere Enkelin des Hauses, Therese, die seine eifrige Schülerin auf dem Flügel war, sich äußerte. Wir traten zur gesetzten Stunde dort ein, voran Plöch, dann ich im wertherblauen Frack mit goldig glänzenden Knöpfen. Siehe da schwebte sogleich Therese auf mich zu, und begrüßte mich freundlich als einen schon alten Bekannten aus Erzählungen Plöchs. Wir waren uns daher schon beim ersten Anblicke nicht mehr fremd, was unsere Annäherung ungemein förderte. Die Unterhaltung begann. Therese mußte, bevor es ihre Füße auf den Dielen durften, die Hände über die Tasten tanzen lassen, was sie mit glücklichem Ausdrucke und überraschender Geläufigkeit vollbrachte. Dann spielte ihr Bruder Lenau gar

wacker auf der Geige. Dieser genoß seit einiger Zeit des Unterrichtes eines der ersten Bogenhelden Wiens, Joseph v. Blumenthal, von welchem er wohl seinen klingenden, markdurchdringenden Strich gewann. Verdienst und Beifall hielten sich die Wage. Vornehmlich leuchtete das heiterste Vergnügen über des geliebten einzigen Enkels reißende Fortschritte auf dem edlen offenen Antlitz des seinen weiten Armstuhl mächtig ausfüllenden Großvaters. Hierauf ward getanzt, tüchtig. Auch mich riß der Taumel mit fort, wiewohl ich eben kein Tänzer sonst. Darauf geschah dem Leibe sein Recht, wobei auch die Torte zum Vorschein kam, und Theresens auffallend kleine Händchen erhielten auch hier das gebührende Lob. Nun sollten aber auch die Gäste steuern. Mein zweitjüngerer Bruder Joseph, tastengewaltig, löste alsbald sich ehrlich frei. Man wußte, daß ich dichtete und auch — dieser barsche Ausdruck paßt manchmal recht gut auf mich, wenn auch für jenen Augenblick just nicht: „Darschreier" wäre. Nichts half mir meine Heiserkeit und daß ich nichts auswendig wüßte; ich sollte nur, so gut es ginge, mein neues Weinlied sagen, das ich in der Tasche trüge. Ich begann. In einem Gesetzlein drin heißt es:

Der Wein bläst Sturm in Lammes Ohr,
und bändigt grimme Hyder;
Gefall'ne richtet er empor,
und wirft die ragen nieder.

Nicht nur der Rebenwein, auch der süße Seelenwein, die Liebe, thut deßgleichen; die in Trauer darnieder liegende Therese richtete derselbe auf, mich aber, den ruhig ragenden, warf er zu Boden.

Hierauf erbat sich die stattliche weltgewandte Großmutter durchaus noch Schillers Lied von der Glocke. Ich läutete denn diese gar schmählich herunter. Aber gerade vielleicht die Erschöpfung und Rauhigkeit der Stimme drang tiefer zu Gemüth, als es der wohllautvollste Vortrag vermocht haben dürfte.

Mitleid ist ein goldner Schlüssel zu des Herzens Thüre,
Leise öffnend, ohne daß man öffnen ihn nur spüre.

Fürder hieß ich im Niembschen Kreise gewöhnlich nur mehr „der Dichter."

Auch Dichter Lenau, der aber damals, wiewohl schon achtzehnjährig, kein einziges Gedicht noch selbst gemacht haben mochte, erfreute mich mit seinem Beifall. Das erste Wort, dessen ich mich aus seinem Munde entsinne, war, nach vollendetem Vortrage meines Weinliedes sein achtungsvoll anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!“

So gewann mir in dieser schönen Weihnacht wohl vorzüglich die Dichtkunst zwei unschätzbare Herzen, des unsterblichen Lenau seines und zumal das seiner herzensguten Schwester Therese.

Uebrigens bereitete das Christkindlein von 1820 auch dem alten ehrwürdigen Obersten eine ihm besonders angenehme Besserung. Am heiligen Christabend unterzeichnete nämlich Kaiser Franz die Urkunde, womit jenem in Berücksichtigung seiner zweiundfünfzigjährigen verdienstvollen Dienstleistung, dann insbesondere für seine erfolgreiche Heldenthat bei Battignies, und endlich für während fünfundzwanzig, großentheils kriegerischen Jahren mitbesorgte, ja meist selbst geleitete wohl entsprechende Bekleidung und Ausrüstung einiger hunderttausend Krieger, der Adelsstand des österreichischen Kaiserstaates mit dem Ehrenworte: „Edler von Strehlenau“ ertheilt wurde. Die ehrgeizige Großmutter bedauerte späterhin wiederholt, daß ihr Gemahl, anstatt um einen neuen Adel anzusuchen, nicht lieber seinen alten, schon seinem Vater und ihm selbst in allen amtlichen Schriften beigelegten, zu erweisen bemüht gewesen war, wornach er vielmehr die Erhebung in den Freiherrnstand erlangt haben dürfte. Allein was hätte es am Ende denn auch genützt? Auch das freiherrliche Wappen läge schon zertrümmert über der Asche des letzten Strehlenau.

Wien, um die Mitte Mai 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ihren Brief erhielt ich erst am 10. Januar. Sie deuten darin auf meine Aeußerung über das Vergnügtseyn meiner Schwestern, als auf ein Mittel, um Sie zu trösten. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich die Mädels nicht anders fand. Es gibt jedoch einen Geist, der unser Familienwesen leitet, der leider kein guter ist. Schlachten wir nun diesem Unholde nicht manche Freude, die uns unser Zusammenseyn gäbe, so fallen wir Alle in der Zukunft durch, und — ich weiß es sicher — mich sammt

meinen Schwestern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter ist nicht gut. Willfahren wir nun dem bösen Geiste nicht, schaden wir unserm guten. Sicher ist es, daß sie uns Alle enterbte, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß denn nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entsagen hätte für die Zukunft schön wirken können, und es, überstimmt von der Klage der Mutter, unterlassen habe! — Sicher wird es dereinst gut gehen; wir werden zusammen leben. Für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unser dann viele selige.

Es ist eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen seyen sich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu seyn. Dieser Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen so ärmlich denkenden Menschen. Sorgen für den thierischen Theil unseres Lebens halten die fühlende Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmuth, der den gedrückten Geist anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtseynsollenden lieblos dahinsinkt.

O, wie ohne Vergleich köstlicher muß es seyn, wenn man dann einst die Früchte schmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entsagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit die Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, segnet, anstatt daß man im Gegentheile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmuth lieber im kühlen, engen, finsteren Hause wohnte, als auf dem schönen Boden der Freude!

Nehmen Sie sich also zusammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Brust durchlöchern wollen! Opfern Sie selber dem feurigen Verstande; und diejenigen Gefühle, die Sie itzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einst an dem anderen Morgen unseres Lebens als freudige Schößlinge emporspringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Tod den Sohn nicht um die Erreichung seines Zweckes; sonst möchte er, niedergebeuget, die Lenden seines Vaters verfluchen, und sich selbst über den Markstein der Schöpfung hinausschmeißen! — Ich küsse Euch alle. Niki.

Wien, den 7. Februar 1821.

Liebe, gute Mutter!

Heute den 7. reise ich nach Stockerau. Vermöge Anordnung der alten Frau werden nächstens meine Schwestern unter Leitung einer Frau nach Wien kommen, um da einer Redoute beizuwohnen, worauf sie sich sehr freuen. Ihr Schreiben erhielt ich. Ich werde die Schwestern vermögen, Ihnen auch zu schreiben.

Ich bin recht gesund. Der Weg bekömmt mir wohl. Man spricht, daß das dritte Jahr der Philosophie aufhören soll, was mir äußerst willkommen wäre.

Nun Gott befohlen! Ihr treuer Niki.

Sonntag den 11. Hornung erschienen denn auch wirklich zu Wien die Mädchen in unverhülltem Jugendglanz auf der Redoute, im Schutze ihres Bruders, und einer Hauptmannsgattin von Stockerau. Auch ich durfte mich der angenehmen Gesellschaft anschließen.

Wien, den 9. April 1821.

Vielgeliebte, theure Mutter!

Die Reise nach Preßburg, und die seligen da verlebten Tage söhnen mich mit der ganzen Welt aus. Eine besondere Heiterkeit, die seit langer Zeit von mir entbehrt wurde, stellt sich nun wieder ein.

Unsere Rückreise war nicht die angenehmste. In Gesellschaft eines schwindelnden modernen Poeten, der bei jedem Blicke aus dem Wagen aus dem Gleichgewichte kam, und mit jedem Augenblicke drohte, uns mit dem Ueberflusse seines Magenvorrathes auf die überraschendste Art zu beehren, und einer Frau, der man mit der frappantesten Erzählung kaum ein Lächeln abzwingen konnte, ruderten wir durch die Gefilde des Staubes und Windes der großen Pflanzschule des Lasters zu — ich meine unsere Residenz.

Die Stockerauer sind getröstet. Der Handel war fein gesponnen. Bei gefühllosen Leuten kann man an kein Gefühl appelliren; deßhalb kam ich mit Lügen, welche den besten Ausschlag gaben. Ein Blutgang u. s. w. war die Bedingung des Heimgangs zu Euch.

Nächstens wird man wieder ans Faß klopfen, ob's hohl oder voll resonnire; kurz, ich habe bald eine Prüfung.

Nun laßt Euch Alle recht innig umarmen von Eurem Niki.

Wien, den 8. Mai 1821.

Liebe, gute Mutter!

Die Ostertage wurden in Stockerau sehr fröhlich hingebracht; auch scheinen die Alten für Sie recht gut gestimmt. Meine Gesundheitsumstände sind die besten. Der Mai bringt manche schöne frohe Stunden. Meine ältere Schwester ist verliebt in einen sehr soliden und liebenswürdigen jungen Mann, der übrigens in gesegneten Umständen sich befindet, Ansprüche auf eine Bergrathsstelle hat und gute Verse macht.

Es ist doch sonderbar, wie sich bei mir ein Eindruck erhält: die Zeit meines Aufenthaltes bei Euch läßt noch immer eine fröhliche Stimmung zurück, wo ich früher ganz versäuert wäre. Ihre geehrten Kostfreunde und Hausherrschaft bitte ich meiner Gnade und Wohlgeneigtheit zu versichern, und ich wünsche sehnlichst, denselben bald wieder die Ehre meines Besuches geben zu können.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und schreiben. Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels vorlesen, das mir die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich faßte den Plan, einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen.

Nun lebt wohl; ich küsse Alle recht inniglich. Euer treuer Niki.

Hier ist die erste Spur, daß Lenau zu dichten begonnen. Er war damals fast schon 19 Jahre alt, daher solches immerhin nicht sehr frühzeitig geschah. Vielleicht — aber nur vielleicht — hat der Gedanke, bald mit einem jungen Manne verschwägert zu seyn, der „gute Verse machte," und der in dem Hause der Großeltern zu Stockerau seit einigen Monaten — wie gesagt — gewöhnlich nur „der Dichter" genannt zu werden pflegte, Lenau auf sich selbst aufmerksam gemacht, und ihn angereizt, die seiner Seele eingeborne mächtige dichterische Flugkraft endlich

auch einmal zu versuchen, in dem richtigen Vorgefühle: „Anch' io son pittore!“ — Und sogleich wandte er sich der seinem Gemüthe gemäßen „schrecklichen Muse“ zu, aber sonderbar! der darstellenden, zu welcher er zwar später ein paarmal noch zurückkehrte, der er gleichwohl doch nie auch nur einigermaßen andauernd huldigte. Der Gegenstand des Trauerspiels ist durchaus unbekannt, nur vermuthen läßt sich, daß Lenau damals vielleicht den Fußstapfen Seneca's folgte, da er diesen Trauerspieldichter in früheren Jahren sehr liebte und hochhielt, und insbesondere in der Ansicht über den Selbstmord mit demselben übereinstimmte, wie aus einem der frühesten Gedichte Lenau's: „An Seneca“ erhellt, das in den beiden ersten Auflagen seiner Gedichte unter den Oden stand, in den späteren aber wegblieb, was fast auf eine Aenderung seiner Ansicht in dieser Beziehung hindeuten möchte. — Uebrigens berichtet auch Emma Niendorf, S. 192: „In der Folge gerieth das Gespräch auf Liebhabertheater. In Wien, als Niembsch Student war, hatten sie eins. „Ich hätte immer gern Eine Rolle gespielt: den Verinna in Fiesko,“ sagte er. „Ich machte damals auch, mit 19 Jahren ein Lustspiel für die Bühne: „Die Mariage in Ungarn.“ Ich weiß nicht wo es hingekommen ist.

Katharina v. Niembsch an Therese Vogel.

Stockerau, den 30. Mai 1821.

Liebe Vogel!

. . . . . . Der Franz ist brav, und hat seine Attestaten recht schön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.

. . . . Ihre aufrichtige Niembsch.

Wien, am 1. Juni 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ich habe eine Eminenz erhalten.

Die Schwestern gehaben sich recht gesund. Nicht Bergrath, sondern Rechnungsrath ist es, was der, aller Wahrscheinlichkeit nach mir von den Göttern zum Schwager Erkorne werden soll.

Ich bin recht gesund, und wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann

es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was nur auch ist, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach seyn dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtseyn der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.

Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.

Vor einigen Tagen waren meine Schwestern in Wien, wo die Theres Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten unbekümmert zu kosen. Ich sehe dem Trauungstag mit warmer Freude entgegen. Sie werden hoffentlich Einiges von Ihrem zweiten Sohne wissen wollen; und da versichere ich, daß ich in der Welt keinen wüßte, der da mehr geeignet wäre, mit meiner Schwester glücklich zu werden.

Nun wird es mir auch schon bange in Entfernung von Euch zu leben. Ich stelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden sey; allein mein Herz sagt: ja! — Mit wahrem Menschengefühle unter fühllosen Masken zu gehen, die Einem die Schwäche, die das entartete Geschlecht „die Herzlichkeit" nennt, bald abmerken, um sich darin ein Nest zu bauen, und die sich dann an dem Schmerze weiden, den ein Mensch da fühlt, wenn er sieht: im Busen statt Keime der Erhabenheit nur taube Nüsse ausgebrütet zu haben; unter diesen Ermenschen zu leben, und die liebende Seele weit, weit von sich zu wissen — dies füllt mich mit Unmuth, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu lassen, wenn nicht da der Gedanke doch noch schrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Euer Niki.

Wien, den 9. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Heute Abend reise ich nach Stockerau. Ihren lieben Brief erhielt ich. Was Ihre Herreise betrifft, sage ich: kommen Sie recht bald!

Ich hoffe nicht grundlos, daß Therese glücklich seyn wird. Um Ihnen diese Hoffnung mitzutheilen, wird nun schlechterdings erforderlich, daß Sie den Schurz kennen lernen.

Sie äußern in Ihrem Briefe die Besorgniß, es möchte durch ein schnödes Benehmen der Großmutter die Achtung, die Ihnen Ihr Schwiegersohn schuldig ist, verwirkt werden; allein ich versichere, daß dieß eine nicht gründliche Furcht sey, indem man der alten Frau zu viel Klugheit zutrauen darf, daß sie sich nicht selbst in den Augen des Schurz herabwürdigen werde.

Wann, wie, wo die Hochzeit gehalten werden wird, ist mir selbst noch nicht bewußt. In Stockerau, wo ich ein paar Tage zu bleiben gedenke, will ich eine Vorbereitung zu Ihrer Ankunft treffen.

Die Alten sind hochvergnügt ob des glücklichen Verhältnisses meiner Schwester mit Schurz. Ich werde wahrscheinlich bei denselben wohnen.

Verzeihen Sie mir meine abgebrochene Schreibart; es ist kein stätiger Gedanke darin zu finden.

Den lieben Papa sammt den Schwestern küsse ich in der Imagination, die bei mir immer hochschwanger ist. Addio! Tausend Küsse an meine liebe Mutter! Niki.

Wien, den 17. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Die Vollziehung des Heirathsbeschlusses ist bis zur Entdeckung eines bequemen Quartiers verschoben worden. Zurüstungen zu dieser Unternehmung sind zum Theile schon getroffen, zum Theile sind sie noch im Werden. Auf das Fest Peter und Paul wird Resi sammt Schurz und vielleicht mir nach Schrattenthal fahren, wo der alte Schurz als Verwalter ist. Gleich beim festgesetzten Tag will ich Ihnen dann Nachricht geben. Selbst die alte Frau äußerte den Wunsch, auch Sie, meine gute Mutter, beim Hochzeitstage zu sehen.

Sie fürchten gleich ein Uebel, das mich treffen sollte. Wie glauben Sie aber, daß ich Sie dann ohne Nachricht davon ließe?

Da sich nun die Beendigung des Schulkurses nahet, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geschieht

nicht mehr mit der Lust als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir solche Rücksichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zustand, als der wäre, wenn alles dieß umsonst und Euch nicht frommend seyn würde.

Meine Person hat sich über alle Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können, erhoben; ja, ich finde sogar eine Wollust darin, wenn man seine Welt in sich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu seyn, wo man als Sklave niedriger Lust der unbedingte und schwache Vollzieher fremder Beschlüsse wird. Ich verstehe es, Menschen und die Welt zu achten; ich verstehe es aber auch, diese und jene zu verlassen . . . doch nein! zu verachten wollt' ich sagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er sagt: „Ausgeathmet, ausgelebt." Und dann möcht' ich wohl den sehen, der „ausgelebt" wünschte! Doch auch dieß scheint mir im Striche des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine solche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, ist eine Göttergabe, eine köstliche Rarität in dieser Welt von Eistropfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tausende nicht fühlen, welche aber auch der Lust entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn sie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufsetzt und sieht, daß es dem Buben so schmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Brust zu durchbohren droht, ist Abstich gegen die Lust des Wiedervereintseyns; es ist der Schatten in unserem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dieß durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verstehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern diesen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinsänke, und die lebendige Kraft, die sich einstens darin herrlich entwickelt zeigen sollte, versiegte? — Ja, dann! . . Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Also, wie gesagt, ich schreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht sehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen

klagtest, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als diese? Sey zufrieden, Du hast mehr als viele, sehr viele andere Mütter!

Ich küsse Euch. Niki.

Wien, den 17. Juli 1821.

Liebe Mutter?

Es nahen meine Prüfungen und ich habe damit zu thun. Mich freut Ihre und der lieben kleinen Schwestern glückliche Nachhausekunft, und es würde mir der ganze Zeitraum der Tage, die Sie in Wien und Stockerau verlebten, höchst angenehm geworden seyn, wenn nicht einige Unzufriedenheit von Ihnen noch was zu wünschen übrig ließe.

Den Schurz sah ich seither nicht, noch habe ich etwas von Stockerau gehört. Ich bin übrigens recht wohl auf, und freue mich unter der Hand auf die Zeit, wo Sie bei mir Hochzeitsgast seyn sollen.

Nach vierzehn Tagen gehe ich auf einige Zeit nach Stockerau, und dann werden wir wohl wissen, wie, wann und wo die Resi beschurzt wird.

Nun küsse ich alle herzlich. Euer treuer Nikodemus.

Die oben berührte Unzufriedenheit der Mutter entsprang daraus, daß ich während unserer gleichzeitigen Anwesenheit in Stockerau meine geliebte Braut keinen Augenblick allein gelassen, und dadurch die Mutter unabsichtlich gehindert hatte, mit derselben mancherlei zu besprechen. Solche verflog aber bald.

Am 15. August 1821, an des guten Großvaters Geburtstag, ward zu Stockerau meine Hochzeit mit Therese, natürlich auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders Lenau, gefeiert.

Therese Schurz an ihre Mutter.

Wien, den 1. September 1821.

Liebste, theuerste Mutter!

Franz war bei mir. Morgen geht er nach Stockerau. Er ist nun schon ganz mit seinen Prüfungen fertig. Ich hoffe, daß er zu mir kommt.

Unser Quartier ist freilich etwas klein; doch, wenn es ihm gefällt, ich will mich gerne einschränken.

Therese Vogel an Therese Schurz.

Preßburg, Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Ich bin in Todesängsten, ob der Leni und dem Niki nicht etwann was geschehen ist, weil ich gar keinen Brief bekomme. Von der Leni Einen durch die ganze Zeit, und von Niki gar keinen. Sie hätten mir doch nothwendig Dinge zu beantworten!

So schmerzlich es mir ist, wenn die Ursache nur Leichtsinn wäre, den ich nicht verdiene, so bitte ich doch Gott, daß nur keine andere Ursache dieses Schweigens sey.

Ich bitte dich, liebes gutes Kind, setze dich gleich nieder und schreibe mir . . . .

Therese Vogel an Therese Schurz.

Preßburg, 17. Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Meine Hinaufreise war auf deinen Namenstag bestimmt. Da aber der Geistliche aus Stockerau an seinen Onkel hier geschrieben, daß er mit deinem Bruder an diesem Tage hieher kommen würde, so nahm ich es mir bis zu seiner Abreise von hier vor. Denke dir nun mein Erstaunen, als mein Niki Samstag [1] Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott sey Dank; zwei meiner Kinder sind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch schon befreit wäre! Wie niedrig haben sie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er sich noch durch fünf Jahre sollen beim Bolz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Trost zu gewähren; und die Pflicht gegen sich selbst: um nur einmal die Schulen zu enden.

Er ist schon hier in das Jus angenommen, von allen Professoren mit

[1] Am 13. Oktober.

aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinauf, damit ich um Dich seyn kann. — — —

Niki hatte bereits den größeren Theil seiner Schulfreiheit in Stockerau bei den Großeltern zugebracht. Der Aufenthalt dort war für ihn schon insoferne nicht angenehm, als er mit allfälliger Ausnahme des etwas spaßhaften Paters, der aber immer den ganzen Abend mit den Großeltern Tarok spielen mußte, eines aufheiternden Umganges entbehrte. Er war daher wohl häufig mißgestimmt, und seine Sehnsucht nach der theilnahmvollen Mutter wuchs immer mächtiger. Zugleich hegte er den brennenden Wunsch, seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst zu verkürzen. Seine Großeltern sollten ihm erlauben, die bloß zweijährigen ungarischen Rechte in Preßburg zu hören. Die Großeltern wandten jedoch dagegen mit Fug ein, daß ihr Enkel nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könnte, und daher in Wien die deutschen Rechte, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müßte. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzten sich. Zum Unglücke hatte Niki, der damals mit seiner Mutter nicht in Briefwechsel stand, vielleicht auch nicht erfahren, daß seine Mutter sich gerade damals schon lebhaft mit dem Vorhaben trug, mit allen den Ihrigen von Preßburg nach Wien zu übersiedeln, wie sie ihrer Tochter Theres geschrieben. Dieß hätte ihn vielleicht noch in Wien halten können. Niki befand sich jetzt noch mehr als am 1. Juni 1821 „auf dem Sprunge, Alles fahren zu lassen," und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um es zum Bruche zu bringen. Da begab sich's, daß Niki, welcher sich wieder auf die Vogelfängerei geworfen hatte — die Stiefel bis über die Knöchel mit dickem Koth besudelt — fröhlich und lautlärmend, denn er hatte reichen Fang gemacht, in das Zimmer seiner Großmutter hereinstürmte. Diese, eine anstandsvolle Freifrau, erhob sich darüber rothglühend von ihrem ewigbebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den zitternden Tisch vor ihr, und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!" Dieß Wort — ein Seitenstück

zu jener herben Ohrfeige, welche Niki eben auch wegen ähnlicher unbändiger Fröhlichkeit von seinem todtkranken Vater erhalten hatte — dieß Wort war der erste Donnerschlag des Doppelgewitters, das nun losbrach, und mit Niki's empörtem Rufe endigte: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten seyn!" — worauf er hastig auf den Hausboden lief, seine noch nasse Wäsche zusammenraffte, damit zu meinem Schwager Plöch in die Schule rannte, und auf und davon nach Wien fuhr. Als er zu uns kam, machten ihm seine Schwester und ich die wohlgemeintesten und lebhaftesten Vorstellungen über den zu raschen und heftigen Schritt, der sein und seiner Mutter zeitliches Glück, woran er doch durch drei Jahre so unermüdet gebaut, auf einmal und vielleicht für immer zu zertrümmern drohte; wir beschworen ihn, sich mit den alten Großeltern, insbesondere aber mit dem so guten Großvater, dem sonst vielleicht das Herz darüber brechen könnte, wieder auszusöhnen, wobei wir uns sehr gern zur nachdrücklichsten Vermittlung erboten; ja, wir riefen sogar einen alten, überaus weltklugen Oheim von mir zu Hülfe, dessen Wort sonst bei Niembsch sehr schwer wog, und der auch zugleich bei den Großeltern sehr wohlgelitten war — alles, alles umsonst! — Niembsch war manchmal durchaus unbeugsam; nicht einmal die reichlichen Thränen seiner geliebten Schwester fruchteten das Geringste; er hastete ohne langen Aufenthalt weiter in die Arme seiner überraschten Mutter, die dießmal nur dadurch eine unbeabsichtigte Einwirkung auf den Entschluß des Sohnes geäußert hatte, daß dieser ihre Arme ihm jederzeit weit offen stehen wußte.

Ich kann hier als gewissenhafter Lebensgeschichter meines Bruders unmöglich eines, für das von Geburt aus schon trübselige Gemüth desselben späterhin zum nachtheiligsten Einflusse erwachsenen Umstandes, nämlich seine Bekanntschaft mit einem zwar hübschen, aber auch leider sonst nichts als hübschen, jungen Mädchen, Namens Bertha, gänzlich geschweigen. Sie war, wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinst wohl auch sehr hübschen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch sehr zänkischen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes," d. i. bürgerlichen Beisitzers der Wiener Stadtobrigkeit. Die Bekanntschaft mit ihr mag im Sommer 1821 durch irgend einen heillosen Zufall veranlaßt worden seyn;

zu obiger Entscheidungszeit bestand sie schon zuverlässig, denn ich erinnere mich, daß Niembsch mir damals erzählte, wie überaus lächerlich es ausgesehen habe, als einmal jener äußere Rathsherr durch ein paar unvorsichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufschreiend, kopfüber, übrigens ohne Beschädigung, in eine tiefe offene Mistgrube seines Gartens stürzte. Armer Freund! Als er mir dieses lachend erzählte, ahnte er noch nicht, in welche weit gefährlichere Fallgrube er dort wohl noch selbst stürzen würde.

Also Niembsch floh vornehmlich Wien, um fünf Lehrjahren aus dem Wege zu gehen, und was geschah darauf? — Er mußte freiwillig dahin wiederkehren und, wie zur Strafe, gerade doppelt so viel Jahre, nämlich volle zehn Jahre, noch lernen.

Nicolaus Niembsch an Doktor Vogel in Preßburg.

Wien, vor Ostern 1822.

Lieber Papa!

Ich benöthige meine Zeugnisse binnen einigen Tagen, wo ich sammt Schwester und Schwager nach Stockerau gehe. Haben Sie dahero die Güte, zum Pedell zu gehen, und selbe schreiben zu lassen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Auftrage beschwere, jedoch ich weiß sonst niemand, dem ich die Zeugnisse anvertrauen könnte. Mit diesen Zeugnissen will, und ohne dieselben kann ich nicht — nach Stockerau reisen. Die Zeugnisse aus der Philosophie, welche sich im Archiv befinden, haben daselbst zu verbleiben, weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß ich vor Ende dieses Jahres in Wien studire. Ich brauche nur die Zeugnisse dieses Jahres aus dem Jus.

Was die Länge meines hiesigen Aufenthaltes betrifft, so dürfte dieser wohl so lange dauern, bis ich die Zeugnisse erhalte; ich bitte dahero, mir dieselben baldigst mittelst Recepisse durch die Post zu übermachen, und solche zwar nach Stockerau zu adressiren, wo ich sie zu erwarten gedenke.

Nun küsse ich Sie sammt meiner lieben Mutter, und die Schwesterchen nicht ausgeschlossen, recht herzlich. Ihr ergebenster Stiefsohn Niklas.

Die Adresse soll unmittelbar an den Großvater lauten.

Niki, von Preßburg unvermuthet nach Wien gekommen, fuhr am Charsamstage mit seiner Schwester und mir nach Stockerau. Wir begaben uns dort sogleich in der Großeltern Schlafzimmer. Die Großmutter war ganz allein darin. In dem Augenblicke, wie sie ganz unerwartet ihren Enkel ersah, erhob sie sich sehr jach. Es versagte ihr aber vor Leidenschaft ganz das Wort, und sie vermochte nur durch schnelle, heftig abwehrende Bewegungen ihrer beiden Hände gegen den sich nähernden Enkel diesem den Befehl seiner augenblicklichen Wiederentfernung auszudrücken; zugleich aber sank sie, erschöpft und einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz langsam wieder nieder. Wir überließen dieselbe der Schwester Leni, dem rasch herbeigeeilten Kammermädchen und dem Bedienten, und eilten zum Großvater. Dieser nahm seinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge auf; war aber nicht sehr betroffen über das Gehaben der Großmutter, die wir, wie er meinte, noch nicht genau genug kannten; wir sollten uns, rieth er, einstweilen nur zu meinem Schwager Plöch verfügen, und der Sache ruhig abwarten. Wir waren noch kein Stündchen bei diesem, so erschien auch schon der Bediente mit der Einladung, zu den Großeltern zurückzukommen. Die Großmutter lag im Bett, empfing uns mit gedämpfter Stimme recht mild: nur allein mit einer sanften Rüge wegen zu plötzlicher Ueberraschung. Der ausgetretene Strom war wieder in sein Ufer zurückgekehrt und die nachkommenden guten Schulzeugnisse besiegelten den Frieden, welcher dahin geschlossen ward: Niki sollte dieses Jahr, da selbes doch schon verloren, in Preßburg lernend verbleiben, wozu ihn die Großeltern mit einem angemessenen Beitrage unterstützen wollten; im nächsten Herbst aber sollte er die in Wien unterbrochene Laufbahn abermal fortsetzen. Niki ließ sich dieß nun unschwer gefallen, da seiner Mutter Lage in Preßburg eine nichts weniger als günstige war, und ihre Uebersiedlung nach Wien schon in Aussicht stand.

Lenau's dießmaliger Abschied vom Großvater war ein Abschied für immer; denn er sollte diesen nie wiedersehen. Der Großvater erkrankte um die Mitte Juni bedenklich, und am 3. Juli 1822 starb er so ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte. Seinem sehr feierlichen Leichenbegängnisse wohnten nur ich, meine Therese und ihre Schwester Leni bei. Niki war, um ihn nicht in seinen Vorbereitungen zu den nahen Prüfungen zu stören,

erst nach dem traurigen Ausgange benachrichtiget worden, worauf er mich am 8. Juli Abends in Wien besuchte, und sogleich wieder am nächsten Tage früh, nachdem er noch zuvor der Großmutter in Stockerau einen Beileidsbrief geschrieben, zur eifrigsten Fortsetzung seiner Studien nach Preßburg zurückflog.

Um die Mitte August traf folgender Brief von ihm bei der Großmutter ein:

Verehrteste Mutter!

Den richtigen Empfang der mir gütigst übersendeten 100 fl. Wiener Währung hätte ich früher bestätigt, wenn ich nicht gesonnen gewesen wäre, selber nach Wien und Stockerau zu reisen, welches jedoch besonderer Umstände wegen, nämlich der später erfolgenden Prüfung, erst im September geschehen kann.

Bis dahin, wo ich das Vergnügen haben werde, mich mit meiner Mutter über mein künftiges Leben zu berathen, möge meiner verehrtesten Mutter zur vorläufigen Kenntniß und gnädigen Einsicht dieß dienen: daß ich meinen Lebensplan aus der reifsten Ueberlegung und Prüfung meiner Neigung durchaus verlängert habe, und zwar dadurch, daß ich beschlossen, mich ausschließlich auf Philosophie zu verlegen, um einst eine Professur erhalten zu können. Die Art, auf welche dieß geschehen soll, wie auch meine übrigen Unterkunfts- und Lebensverhältnisse, lasse ich der weisen Einsicht meiner gnädigen Mutter zu bestimmen übrig.

Dieß sage ich meiner lieben Mutter um so mehr ganz unumwunden und kurz, als ich davon überzeugt bin, daß Sie Ihre Kinder gerne glücklich wissen, und da ich fühle, daß ich nur auf diese Weise meines Lebens froh seyn, und meine Anlagen entwickeln könne. Die unsichere Aussicht auf eine einstens zu erhebende öffentliche Stelle durch juridische Studien, und der gänzliche Widerspruch, in dem diese Studien zu meiner Neigung stehen, so wie auf der andern Seite die Vorliebe, die ich für Philosophie habe, veranlaßten diesen Entschluß in mir.

Hiemit küsse ich ehrfurchtsvoll die Hände und geharre Ihr gehorsamer Sohn Franz.

Die Großmutter war mit diesem neuen Absprunge und Plan durchaus nicht einverstanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit im damaligen engbrüstigen Oesterreich würde hübsch leise und behutsam, und nicht anders, als man ihm die Noten vorlegte, singen müssen, was jedoch ihrem so selbstständigen und freisinnigen Franz kaum zusagen dürfte. Sie glaubte aber auch gar nicht, daß es Franz rechter Ernst um eine Weltweisheits-Lehrerstelle wäre, sondern daß diese ihm nur einen willkommenen Vorwand bieten sollte, von dem ihm schon so lästigen Lernen endlich einmal mit Ehren loszukommen. Bald würde er dieß vollends aufgeben, dann aber bloß für geringere Kanzleibedienstungen befähigt seyn, die ihm nur ein karges und mühsames, seinem Gaumen unschmackhaftes Brod gewähren würden; daher hätte er sich lieber abermal und ausdauernd an die deutschen Rechtswissenschaften zu machen, die allein ihn zu Ehren, Ansehen und Wohlstand zu führen vermöchten.

Anfangs September zog sich die Wittwe Großmutter mit Leni nach Wien, Franz aber kam von Preßburg auf Besuch zu uns herauf. Wie es denn schon geht, wenn zwei Eisenköpfe an einander gerathen: am Ende geschieht Keines Willen, sondern ein Drittes, was weder dem Einen noch dem Andern frommt, aber wenigstens doch das für sich hat, daß nicht des Gegners Geheisch erfüllt wird. Franz entschied sich zuletzt, ohne allen tieferen Beruf für die Oekonomie, vielleicht noch im Rückblicke auf einen dießfälligen Rath seines Oheims Maigraber, der ihm diesen bereits im Hornung 1818 gegeben; mehr aber wohl noch aus Anhänglichkeit und im Vertrauen zu seinem Freunde Fritz Kleyle, der nach vollendeter Philosophie in Wien sich der Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg zugewandt und alle Aussicht genoß, durch die mächtige Hand eines würdigen Oheims in Wien auf diesem Wege ein rasches und gründliches Glück zu machen, das er dann auf seinen geliebten Niembsch auszudehnen gerne geneigt seyn würde.

Nachdem dieser ewige Vertrag — von der kurzen Dauer eines Nothfriedens — zwischen Enkel und Großmutter zu Stande gekommen war, reiste jener mit seiner Schwester Therese und mir auf höchst angenehme vierzehn Tage zu meinen Eltern nach Schrattenthal, an Oesterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit mehr von Znaim. Von dort erinnere ich mich noch mit besonderem Vergnügen eines schönen Abends, den wir

in einem abgeschiedenen grünen Thälchen, unferne von einem kleinen stillen Rohrteiche, worin sich vor hundert Jahren einmal ein hübsches Bauerndirnlein aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, vorm Kellerhause des Schrattenthaler Herrn Pfarrers, sehr gemüthlich zubrachten. Wein, Gesang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geist. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ sich auch Niembsch überreden, ein paar seiner Rosen uns zu reichen; es waren Rosen von Gräbern, geweinten Thaues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.

Niembsch ging von Schrattenthal nach Preßburg zurück. Bevor derselbe nun Preßburg mit Ungarisch-Altenburg vertauscht, wollen wir dasjenige wenige mittheilen, was von seinem dortigen Aufenthalte dermalen noch bekannt ist. Von einem seiner liebsten Freunde, Joseph Klemm (S. Lenau's Gedichte I. Bd.) erhielt ich folgende Eröffnung:

„Im Jahre 1822, wo Niembsch juridische, ich philosophische Collegien an der Akademie zu Preßburg besuchte, begegneten wir uns zum erstenmale, und zwar in einer schönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mühlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erste Band, welches uns vereinigte, und das sich durch die gleiche Begeisterung für die Meisterwerke der großen deutschen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar ist es, und auch uns beiden fiel es später auf, daß unser Zusammenleben in Preßburg eben nur auf diese nächtlichen Spaziergänge beschränkt blieb, und wir uns gegenseitig nie besuchten oder des Tages aufsuchten. Einige seiner Gedichte der ersten Sammlung stammen schon aus dieser Zeit, und irre ich nicht, so gehören dahin: Unmögliches; Frage; Ghasel; der Unbeständige. Mit ersterem erlebten wir ein kleines Abenteuer.

Das schöne Fräulein, an die es gerichtet war, wohnte im ersten Stocke. Ein leises Rauschen hinter den halbgeschlossenen Jalousien, so oft wir bei unsern Abendgängen — natürlich nicht ohne den Schritt zu mäßigen und hinauf zu blicken — vorüber gingen, hatte uns die Ueberzeugung gegeben, daß ein Blättchen, inner die Jalousien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde also in der Au

geschnitten, und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und so mußte an dem Eisengitter des Erdgeschosses hinaufgeklettert werden. Da erschallt plötzlich eine Bärenstimme: „Wart, verfluchtes Raubgesindel!" — Glücklicherweise war das Blättchen schon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenster, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der Nebengasse gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenstimme wieder: „Huß, huß! faß an!" rufen. Der Hausmeister, dessen Stimme stärker als sein Muth seyn mochte, war nämlich nach dem ersten Willkommen um die beiden großen Haushunde gegangen, und verfolgte nun mit diesen und unter ihrem Schutz unsere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten, und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeister aber, entweder weil sein Muth eben nur bis an die Ecke seines Herrnhauses reichte, oder in der Ueberzeugung, seiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hause vertrieb, rief die Hunde an sich und kehrte brummend zurück. So entwischten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtstube der Stadtpolizei zubringen zu müssen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Versuche eines Einbruches ins .....sche Haus, welchen drei kolossale Kerle unternommen, die aber der muthige Hausmeister vertrieb. Fräulein ..... und wir wußten freilich die Sache anders."

Lenau's Mutter hatte mehrere Hörer der Rechte in Kost und Wohnung, im Alter also nicht weit von Lenau verschieden. Wenn ich nun auch nicht weiß, daß er mit einem davon einen vertrauteren Freundschaftsbund geschlossen, so vertrug er sich doch sehr wohl mit ihnen, und sie gewannen ihn recht lieb. Einmal wollte sich diese Liebe sichtlich aussprechen, und sie luden ihn daher eines Abends, vielleicht war es an seinem Geburtstage, den 13. August 1822, auf Wein und Punsch in ein nahes Gasthaus. Der Abend verfloß sehr rasch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punsch reichlich flossen; aber die zu vielen

Gesundheiten stiegen endlich dem Gefeierten zu Kopfe. Erst spät ging man heim. Aber auf der Stiege — die Wohnung lag im zweiten Stocke des Scharitzischen Hauses in der Lorenzgasse Nr. 70 — fiel es Niki plötzlich ein, sich niederzusetzen, und er wollte durchaus nicht mehr weiter. Eiligst kamen nun Mutter, Schwesterchen und Stiefvater die Stiege herunter und schmeichelten, flehten und beschworen, nichts aber half. Was blieb übrig? — Alle jungen Leute, so viele ihrer waren, wenigstens ein halb Dutzend, mitunter baumstarke, griffen flink zu, und trugen ihn, aber nur mit äußerster Anstrengung und sogar mit Gefahr, denn er schlug, über den erlittenen Zwang ganz wüthend, mit Fäusten und Füßen nach Möglichkeit um sich, zuletzt denn doch siegreich hinauf in sein Bett. Des andern Tages war er so vollständig heiser, daß er nicht ein lautes Wort hervorbrachte, und eine nicht unbedenkliche Halsentzündung hielt ihn ein paar Tage lang darnieder. Dieß war der einzige Rausch, den Niembsch je in seinem Leben hatte.

Ein unseliges Seitenstück zu diesem Niedersitzen auf Stein ergab sich leider zweiundzwanzig Jahre nach dem Jahre Zweiundzwanzig zu Stuttgart auf öffentlicher Straße, und der Geistesrausch, der ihn damals befiel, verließ ihn nie mehr.

Von Lenau's Aufenthalt in Ungarisch-Altenburg ist nicht viel zu berichten. Was ihm denselben einigerweise angenehm machte, war wohl nur die Gegenwart seines geliebten Fritz Kleyle. Wohl war auch seine treue Mutter mit Gatten und Kind, und mit Sack und Pack von Preßburg ihm nachgegangen, und zwar in das nur eine halbe Stunde von Altenburg entfernte Wieselburg, wo sie im Domschitzischen Hause Wohnung nahm; allein die Erwerbnisse Vogels an diesem ihm ganz neuen Orte konnten selbstverständlich nur äußerst dürftig seyn, und so mochte Lenau der Nähe der Seinigen kaum froh werden. Seine Hauptunterhaltung waren wilde Ritte über die weiten unabsehbaren Heiden bei Altenburg. Diese Heiden, und die noch viel riesigeren tagelangen zwischen Pesth und Tokai, die er ein paarmal durchreiste, mischten ihm vorzüglich die Farben zu seinen ausgezeichnet schönen, höchst eigenthümlichen: „Haidebildern.“ Hier also trug ihm seine im Mai 1821 zu Wien erlernte Reitkunst herrliche Früchte. Auch erquickten ihn oft Lustwandlungen mit dem gefühlvollen

Kleyle in den schönen schattigen Auen am Leithastrande, worüber ich sein reizend-schwermüthiges Gedicht: „An Fritz Kleyle" nachzulesen bitte.

Einmal gab es aber auch ein sehr lautes geselliges Fest im Vordatsch, einer Halbinsel der Donau mit schönen Anlagen und Baumgängen. Viele der Angeseheneren von Wieselburg, das der größte Kornmarkt des fruchtreichen Königreichs Ungarn ist, hatten sich dort zu einem heiteren Nachmittagsmahle vereinigt. Als nun die allgemeine Lust sich bereits bedeutend erhöht hatte, ließ sich Niembsch, sonst so heimlich und verschämt, einfallen, sein jüngstes Gedicht „An die Muse" dem seligen Kreise mitzutheilen. Er begann mit gedämpftem Feuer, das aber von Vers zu Vers sichtbarer durchschlug, bis er zuletzt in loher Begeisterung, mit gegen das Dunkel des Haines plötzlich ausgestrecktem rechten Arme, ungefähr also mächtig ausrief:

„Ja, dorthin seht! schon naht aus Haines Mitte
Die Göttin uns mit leichtbeschwingtem Schritte!"

Da wendeten sich gleichzeitig sämmtlicher Zuhörer Köpfe dem weisenden Arme nach, dem Dunkel des Haines zu, woraus aber durchaus nichts hervortreten wollte. Der Dichter wurde über diese ganz unvermuthete allgemeine schnurmäßige Bewegung so verwirrt, daß er kaum mehr die noch übrigen wenigen Verse herzustammeln vermochte; die Muse sträubte sich gleichsam, gleichwie aus dem Haine, so auch aus seinem Munde hervorzutreten. Als er schloß — die hochnothpeinlichste Todesstille. Endlich lispelte doch noch eine mitleidige Haus- und Hofbesitzerin: „Allerliebst, Herr v. Niembsch! Wollten Sie uns nicht etwa das schöne Gedicht schriftlich überlassen?" — Der Herr von Niembsch meinte aus der Haut fahren zu müssen. So bald es ihnen nur möglich war, entrannen er und Kleyle zu ihren Rennern, und heimwärts sprengten sie, als säße ihnen der Böse im Genick. Das unschuldige gute Gedicht aber war ihm total verleidet, und er nahm es nicht in seine Sammlung auf. Es ging gänzlich verloren.

Ein angenehmeres Nebenbild zu dieser Vordatsch-Darsprache erlebte Lenau im Spätsommer 1831 zu Gaisburg bei Stuttgart.

Lenau hatte auch nicht den entferntesten Beruf zum Landbaue; kein Wunder daher, daß er der Altenburger Landbauschule bald überdrüssig

ward. Im März 1823 erschien er unvermuthet bei uns in Wien, von wo er an seine Mutter nach Wieselburg schrieb:

Wien, den 8. März 1823.

Liebe Mutter!

Ich kam in Wien an, ging zu meiner Schwester; der Schwager kam, ich sagte ihm mein Vorhaben. Er, ganz verwundert, drang auf eine Abänderung desselben, weil mich sonst der ganze Zorn der Alten treffen könnte. Hierauf ging er den folgenden Tag zur Alten; sagte ihr Alles. Sie äußerte ganz gelassen: „Er soll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück, oder von mir verlassen werden." — Natürlich war das nicht vermögend, mir andere Gesinnung einzugeben; ich blieb also, trotz dem unermüdeten Zureden von Schwester und Schwager, bei meinem Beginnen. Nun ist's mit einemmal abgethan; ich habe nicht mehr die Beschränkungen der alten Frau zu leiden, und hoffe ein zwar mühsameres, aber schöneres Leben. Ihre Heraufkunft soll ein Geheimniß bleiben.

Ihr Heraufkommen, glaub' ich, sollte verschoben bleiben, bis Ihr Schwager aus Mainz kommt; denn ich habe bis dahin zu thun, um mich durchzuschlagen; kann also für Euch nichts thun. Die kleinen Madeln sollen ihres Vaters Brüder zu sich nehmen, wenigstens bis es Ihnen in Wien besser gehen wird. Will aber der Stiefvater gleich herauf, so ist es mir auch recht.

Lebt wohl! ich küsse Euch Alle herzlich. Ihr treuer Sohn Niklas.

Sonderbar! Wie wichtig auch mir und Theresen nach Vorstehendem das Vorhaben unseres Bruders gewesen seyn mußte, so wissen wir uns doch beide gegenwärtig nicht mehr mit voller Sicherheit zu erinnern, worin dasselbe eigentlich bestanden hatte. Wahrscheinlich ist es aber, daß er damals schon zur Heilkunde sich wenden wollte, wir jedoch, mißtrauisch gemacht durch sein wiederholtes Abspringen, ihm nicht die Ausdauer zur langwierigen Aneignung dieser Wissenschaft zutrauten, und daher ihm riethen, bei der nun schon einmal ergriffenen Landwirthschaft zu bleiben.

Niembsch bewies auch hier wieder seine unbeugsame Selbstständigkeit, wenigstens für den Anfang. Er blieb in Wien, und alsbald kam ihm auch seine Mutter, die eher ihr Leben als ihn mehr gelassen hätte,

sammt ihrem Gatten und zwei Töchterchen nach. Sie wohnten zuerst bis Georg im Lichtenthal, Hauptstraße, im Hause des Kaufmanns Riedener, Zahl 8, im zweiten Stock, und sodann auf der Wieden an der Wien, Schleifmühlgasse, beim grünen Lamm, im freiherrlich Wetzlar'schen Hause, Zahl 546, zweiter Stock. Niembsch hatte im letzteren Hause zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne, mit seinen Freunden Joseph Klemm, den wir bereits von Preßburg her kennen, und Keiller, einem Studenten aus Schmölnitz in Oberungarn, auf welchen wir noch künftig zu reden kommen werden. Späterhin, im Herbste 1827, bezogen diese drei Freunde und die Vogel'sche Familie eine gemeinschaftliche Wohnung auf der Windmühle, Rosengasse, Hauszahl 63 im ersten Stock. Warum aber Niembsch die ebenerdige Wohnung im Lamm verlassen mußte, sey hier, sogleich vorhinein von seinem mitverwiesenen Freunde Klemm erzählt:

„Zu jener Zeit waren natur- und staatsrechtliche und politisch-religiöse Fragen häufig der Gegenstand unserer Unterhaltungen, und oft mahnte uns die Morgendämmerung, daß es Zeit sey, der Discussion ein Ende zu machen. Dabei ging es oft recht warm und laut zu, so daß einmal unsere Hausfrau, eine ehrsame Schneiderswittwe, spät nach Mitternacht durch eine Nebenthür, welche unser Zimmer mit ihrer Wohnung verband, zu welcher sie, um in unserer Abwesenheit aufräumen zu können, den Schlüssel hatte, von ihrem Werkführer, den sie geweckt, begleitet, ganz besorgt ins Zimmer trat, um uns, wie sie sagte, „auseinander zu bringen." Das Gelächter, in das wir über diese ihre menschenfreundliche Gesinnung und Absicht ausbrachen, ärgerte die Gute jedoch derart, daß sie uns am nächsten Tage die Wohnung kündete."

Wir kehren aber zur Wiederankunft Lenaus in Wien zurück. Nachdem im März 1823 bei keiner Schule mehr anzukommen war, so ging für Niembsch auch das Jahr 1823, gleichwie früher das von 1816, bezüglich seiner wissenschaftlichen Ausbildung rein verloren. Da er nun auch nur selten dichtete, so wußte er mit dem großen Ueberflusse an Muße, der ihn mit peinlicher Langweile, die er bitter haßte, bedrohte, nicht besser fertig zu werden, als durch den fleißigen Besuch des Neuner'schen Kaffeehauses in der Plankengasse der inneren Stadt, Zahl 1063, auch „das silberne" genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeschirr, sondern sogar die

Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Da dieses Kaffeehaus dergestalt der Lieblingsaufenthaltsort Lenaus ward, daß er es durch zweiundzwanzig Jahre, wenn er in Wien war, Tag für Tag, und oft wiederholt im Tage, besuchte, so wollen wir uns zeitig darin näher umsehen. Dichter Seidl führe uns darin ein. Dieser erzählt in den Wiener Sonntagsblättern, Zahl 5, von 1848, hiebei einigermaßen zugleich in spätere Tage vorgreifend, Folgendes:

„Es ist unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne ausgerufen: „Amici, diem perdidi!“ wenn ich nicht bei Neuner gefrühstückt und nicht bei Neuner ein Nachmittagsstündchen zugebracht hätte.

Dort war es auch, wo ich mit Niembsch wieder zusammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirsch, meinem täglichen fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen strebsamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Dräxler-Manfred, Eduard Freiherr v. Badenfeld (Eduard Silesius), Franz v. Hermannsthal, Carl Braun v. Braunthal, Franz Fitzinger und späterhin Eduard v. Bauernfeld, Witthauer u. m. a., um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genußreichsten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köstliche Frühstück oder das karge Mahl mir würzend, an Meister Niklas Seite das schmale, vom roth ausgeschlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte, Zimmer auf und nieder schritt, und seinem forschenden sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that, und über Poesie schwärmte und über das Leben klagte. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine äußere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sey, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Journalistik

mit vollen Segeln herumtreibenden, nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit: „Kryptopoden“ (Fußverstecker) zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, ließ mich bei günstiger Stimmung ungestüm in ihn dringen, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: „Meister Niklas dichtet auch.“ — Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — närrischem Zeug! — „O, ich wollt' Euch schon auch einen Faust schreiben!“ rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht!“ Verstanden?“ — Seit dem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!“ und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen.“

So weit Seidl. Wer aber die bösen Geister gewesen — wir werden es bald erfahren.

Wiewohl Niembsch ziemlich entfernt von uns wohnte, besuchte er uns (Alserhauptstraße 132) doch recht fleißig.

Unser Verkehr betraf vorzüglich die Dichtkunst. Sobald ich mit etwas fertig geworden war, theilt' ich es ihm meistens sogleich mit, gleichwie er mir auch gegenseitig das Seinige. Auf mein Urtheil gab er in den ersteren

Jahren seines Dichtens ungemein viel. Oft sagte er zu Klemm Abends daheim: „Ich habe mein Gedicht Schurz vorgelesen; er ist damit zufrieden." Aber eben so sehr munterte ihn der herzliche Beifall seiner Schwester auf, die von jedem seiner neuen Erzeugnisse immer höchst ergriffen und entzückt wurde, was daraus schon sehr erklärlich ist, weil beide in ihrer Denk- und Gefühlweise wahrhafte Geschwister waren. Jede Saite, die er anschlug, klang in ihrem engverwandten Busen laut nach. Und so war das Herz seiner Schwester das erste, das seiner bezaubernden Leier folgte, gleichsam der Anführer jener unzähligen, zumal weiblichen Herzen, die nach seinem öffentlichen Auftreten ihm zufielen, in seinen tief empfundenen Liedern mit banger Seligkeit sich berauschend.

Im Jahre 1823 bereits begann ich mit Niembsch zu lesen, und unsere Lesungen dauerten dann mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1828, zeitweise fort. Ich war damals ein brennender Verehrer Klopstocks, und ich steckte auch Niembsch mit meiner Begeisterung für denselben ganz an. Wir versenkten uns in ihn bis an den Boden hinab; zumal aber warfen wir uns auf seine ungemein schwierigen Oden. Wer diese versteht, hat Verständniß, und wer diese gut zu lesen vermag, der kann gewiß gut lesen, denn es gibt gewiß nichts Häkeligeres zum Vortrage wegen der außerordentlichen Zerrissenheit ihrer Wortfügung und der erhabenen Dunkelheit des Inhaltes. Wir lasen oft eine und dieselbe drei- und viermal hinter einander, bis wir uns selber ganz genügten. Jedem Worte ward sein Recht, nicht das mindeste Versehen ließen wir uns durchschlüpfen. Ich kann mich jetzt gar nicht sattsam über unsere damalige unendliche Geduld und Ausdauer verwundern. Als wir mit Klopstock im Reinen waren, was aber ein paar Jahre erforderte, gingen wir zu dem lieben, lieben Hölty über, der nun für uns eitel Kinderspiel war. Diesen gewann Niembsch überaus lieb, wie seine eigenen Oden deutlich verrathen. In Hölty's Hingabe an die Natur fand Niembsch die eigene wieder. Zuletzt kamen wir auf den kräftigen, wohllautvollen Bürger. Andere gute deutsche Dichter, doch fast nur ältere, denn leider kannte ich die neueren nur wenig, liefen nebenher, so z. B. Jacobi, an welchen mich auch Lenau's Gedicht „Einst und Jetzt" in seinem Ausgange etwas gemahnen will, insbesondere aber Voß mit seiner scharfen Zeitmessung. Durch diese mehrjährigen ernsten

Uebungen hat Lenau die edle Kunst seines Vortrages sich angeeignet. — Lenau las anfangs nicht eben besonders gut, während ich schon damals unter näheren Bekannten für einen Hauptvorleser galt. Der hochverständige und gefühlvolle Niembsch machte unter meiner unnachsichtigen und eifrigen Anleitung rasche erfreuliche Fortschritte, und in nicht langer Zeit las er — was die Hauptsache ist — eben so richtig als sein Meister, war aber dabei so klug, sich minder der Tonmalerei hinzugeben. Seine verständnißklare und doch gemüthwarme, maßvolle Leseweise bewährte ihren ausgezeichneten Werth späterhin vorzüglich an seinen eigenen größeren Werken, wie gewiß Jeder, der sie von ihm vortragen zu hören so glücklich war, mit Vergnügen sich erinnern wird. Schade ist es, daß er nie öffentlich las, wiewohl er einmal nahe daran war, es zu thun. Nach seiner Zurückkunft von seiner ersten Sängerfahrt, von welcher er großen frischen Dichterruhm heimbrachte, äußerte er öfter, daß die Dichter, wie die Troubadoure thaten und die Tonkünstler thun, von Stadt zu Stadt reisen und ihre neuen Schöpfungen selbst vorlesen sollten, was nicht nur zur Verbreitung ihres Namens beitragen, sondern ihnen auch gebührenden Gewinn bringen könnte. Er beneidete — wie Frankl in seiner Schrift: „Zu Lenau's Biographie," S. 65 anführt — den dramatischen Dichter, welcher seinen Beifall in einer Tausendguldennote einkassire, während er selbst langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze sich auszahlen lassen müsse. Aber die mit jeder Neuerung verbundenen Lästigkeiten und Schwierigkeiten, und noch mehr der Anschein, gleichsam mit der Muse nach Brod umher zu wandern, scheinen ihn davon abgehalten zu haben. — Unsern emsigen Lesungen glaube ich auch noch das Verdienst beimessen zu dürfen, daß Niembsch dadurch eine Vorliebe für reine und schöne Gestaltung von Gedichten zu einer Zeit gewann, wo Heinrich Heine durch sein verführerisches Beispiel aufmunterte, dießfalls alle Schranken umzustürzen. Auch war ich damals in dieser Beziehung übermäßig sorgfältig, ja ängstlich, und duldete eben so wenig bei Niembsch Aussprünge, als ich sie selbst mir gestattete. Endlich hatten diese Lesungen auch noch den großen Gewinn für die deutsche Dichtkunst, daß sich Niembsch durch sie von der Weltweisheit, die ihn früher fast mehr noch als die Dichtkunst anzog, ab- und mit voller Seele letzterer zuwandte. Wär' ich, sein damaliger

Hauptumgang, anstatt Dichter — Philosoph gewesen, er hätte sich sicher der Philosophie in die Arme geworfen. Oft gibt ein ganz geringes bei Schwankungen den Ausschlag.

Lenau's freundliche Gegenleistung bestand darin, daß er, ein sehr tüchtiger Lateiner, mich mit Horaz, und zum Theil auch mit Seneca, bekannter machte. Als wir einmal dabei daraufkamen, Horazens berühmten „Unerschrockenen auch noch unter Welttrümmern" zu übersetzen, ließ ich mir beifallen, dieß scherzweise mit Unterschiebung meiner eigenen Wenigkeit zum Ergötzen meines lachenden Schwagers zu thun. Ein höchst merkwürdiges Zeugniß für die außerordentliche Treue seines Gedächtnisses ist, daß er sich meiner harmlosen Scherzworte nach zwanzig Jahren, als er bereits wahnsinnig in Winnenthal sich befand, noch vollkommen genau erinnerte, und sie mir, der ich sie längst völlig vergessen hatte, dort selbst zu meiner frohen Verwunderung wiederholte. Ich werde dieselben zu ihrer Zeit bringen.

Niembsch mußte sich, als das Schuljahr 1824 begann, bequemen, in den dritten Jahrgang der Weltweisheit einzutreten, weil er ihn noch nicht gehört hatte. Aber, ach, die Weltweisheit schützte ihn nicht vor Liebesthorheit! War er denn nicht auch schon 21 Jahr alt? Er mußte auch seinem Freunde Fritz Kleyle davon geschrieben haben, wie ich aus einer Antwort des Letzteren entnehme:

Altenburg, den 8. December 1823.

Lieber Niembsch!

Meinen Niembsch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblick eine seltsame Erscheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unserer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle.

Dieses Auftreten Lenau's als Held im Felde der Liebe wurde leider für ihn ein sehr unglückliches. Ich will die trübe peinliche Geschichte

sogleich hier ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen. Es war sein, pflichtmäßig schon berührtes, Verhältniß mit Bertha. Vom Oktober 1821, wo er nach Ungarn gegangen war, bis zu seiner Wiederkehr nach Wien im März 1823 war sie seinen Augen und wohl auch seinem Sinne entrückt. Jetzt aber schlossen sie sich desto enger an einander, so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfleißig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu — so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher sollte doch dieser, der in Folge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch, freilich unsäglich mühseliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdieß als eines Edelmanns unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahre 1825 für das Jus sich entschied, auf unsere Verwendung wie früher zu unterstützen, allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungssorgen gequält.

Hiezu gesellten sich auch noch nie entschlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und späteren Treue der bloß schönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derselben; und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die bösen Geister, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerrissenheit und Trost-

losigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, großentheils mit Unrecht „Weltschmerz" genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete.

Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien:

Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki.

Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844.

Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich: wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth

mische, besonders aber schilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchst furchtbar.

Unter Lenau's Gedichten nehmen auf dieses traurige Verhältniß besonderen Bezug: „Sehnsucht nach Vergessen;“ „Das todte Glück;“ „Am Bette eines Kindes.“ — Nach seiner Trennung von Bertha schrieb er endlich „die Waldkapelle,“ in deren meineidiger weiblicher Gestalt — wie Klemm glaubt und ich mit ihm — er Bertha, und in dessen wahnsinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühle, er sich selbst zeichnete. Lenau erfuhr von Bertha späterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das so schön gelegene, von den Wienern häufig besuchte „Krapfenwald“ oberhalb Grinzing machte, sah er plötzlich ein hübsches Mädchen, das er nach Alter und Gestalt für Berthas und vielleicht sein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherschreiten und ihn scharf ins Auge fassen; worauf es rasch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!“ rief, welche Rufe sich wohl wie Dolchstiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war diese Begegnung die Veranlassung zu seinem Gedichte: „Palliativ.“

Nachdem ich der Pflicht reinster Wahrhaftigkeit als Lebensschilderer durch unverblümte Mittheilung dieses überaus leidigen, jugendlicher Sehnsucht und Arglosigkeit entsprungenen Verhältnisses, womit ich aber den hellsten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus senkte, ein schweres Opfer gebracht, wende ich mich zu Lenau's Lehrjahr 1824 zurück. Die Prüfungen fielen gut aus. Darnach fuhr er Ende August mit mir nach Schrattenthal, wo sich meine Therese mit unserem einjährigen Erstgebornen bei meinen Eltern schon seit Hälfte Juni zum Genusse herrlicher Landluft befand. Am 14. Juli hatte Therese von dort mir geschrieben, daß sie mit dem Pfarrer der nahen Stadt Rätz, Weintridt, als er zu Schrattenthal auf Besuch war, gesprochen habe, wobei derselbe ihren Bruder, seinen ehemaligen Schüler auf der Wiener Hochschule, außerordentlich gelobt, besonders seine Anlagen und sein Herz, zugleich ihn aber auch bedauert habe, daß er niemals glücklich werden würde. Aber recht heiter sah ich Niembsch denn doch in Schrattenthal, besonders einmal, wo wir im Keller eines wohlhabenden Landmanns uns dessen Rebensaft und ein paar gebratene

feiste Gänse trefflich schmecken ließen. Wenn ein Mensch schweben kann, so that es damals der selige Niembsch beim Heimgang an der Seite meiner Mutter, der er ganz altritterlich den Arm geboten hatte.

Aus den Freunden Lenau's zu jener Zeit erlaube ich mir insbesondere Einen mit dem Taufnamen Stanislaus herauszuheben, oder er ragte vielmehr schon von selbst über die andern hoch hervor, da er sehr lang, wenn auch von ungemein kleinem Haupte war, das aber voll Witz stak. Dieser wußte strohtrockenen Gesichts die beißendsten Witze mit solcher Meisterschaft zu reißen, daß Niembsch darüber zu lachen gar nicht aufhören konnte. In etwas späteren Jahren, als Stanislaus seltener bei Neuner erschien, ersetzte ihn dagegen ein auffallend kleiner Mann, der aber dem großen an Witz nicht nahe stand. Dabei unterstützte diesen sein noch ernsteres, schnurrbartbuschiges, sehr furchtbar thuendes Antlitz, das gegen die lustigen Reden sehr lächerlich abstach, und dadurch deren Wirkung noch steigerte. Für den zur Schwermuth geneigten Lenau waren aufheiternde Menschen ein wahres Bedürfniß; er liebte sie, wie der Lechzende eine frische Quelle. Wäre er ein Fürst des Mittelalters gewesen, er hätte sich zehn Hofnarren neben einander gehalten. Auch noch in seinen späteren Jahren mußte Niembsch immer jemand haben, der ihm die Zeit verschwadronirte.

Im Herbste 1824 begann Niembsch denn doch das deutsche Jus zu studiren.

Ein wichtiger an Niembsch gerichteter Brief aus diesem Jahre ist dieser:

Altenburg, am 7. Juli 1825.

Lieber Niembsch!

Ich will mich nicht entschuldigen, Dich vor meiner Abreise in Wien nicht mehr besucht zu haben, denn sonst müßte man ja voraussetzen, daß es mir möglich gewesen wäre, in welchem Falle Du überzeugt seyn mußt, daß ich die schöne Gelegenheit, mein Herz zu erfreuen, gewiß benützt hätte. Meine Prüfung lief zu meiner Zufriedenheit und Beruhigung ab, und ich arbeite mit neuer Lust und Kraft an den weiteren Studien. Recht sehr habe ich mit dem Hofrathe das Bedauern getheilt, Dich am Feste des heiligen Peter und Paul in Penzing nicht zu sehen. Indessen die Götter wollten es nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen.

Wie steht es mit Deiner Gesundheit? Gib mir Aufschluß darüber. Ich befinde mich hier gut; der Wiener Student, dem vor der Prüfung bangt, fühlt sich nun wieder ganz behaglich als gestrenger Herr unter seinen Unterthanen. Wenn ich mir die Verwandlungen, die meine Person seit vier Jahren erlitten, so recht lebhaft vorstelle, so muß ich recht herzlich lachen. Lebe wohl und schreibe bald Deinem Kleyle.

Niembsch war also von jenem Hofrathe, der früher auf der Landstraße übersommerte, in dessen neues Sommerhaus zu Penzing eingeladen worden, wo er überdieß seinen geliebten Freund Fritz gefunden haben würde. Aber nein! abermals blieb er aus, weiß der Himmel, welches elenden Ursächleins halber! Oder hatte Kleyle wirklich recht? „Wollten es wirklich die Götter nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen?“ Wäre Niembsch damals in Penzing erschienen, so hätte er diejenige, an welcher er schon einmal vor vier Jahren vorüber ging, als fünfzehnjährige Jungfrau gesehen, und es hätte höchst wahrscheinlich ein glücklicheres Verhältniß, als das dennoch späterhin eingetretene, sich entsponnen.

Von den Prüfungen dieses Jahrganges legte er jene aus der Staatenkunde erst hinterher am 4. November, übrigens mit vorzüglichem Erfolge ab. Ueberhaupt liebte Niembsch das Nachtragen der Prüfungen, weil er im Laufe des Jahres sich eben nur wenig um die Lehrbücher bekümmerte, und ihm sonach gegen Ende mehr zu lernen zusammen kam, als er auch bei angestrengtem Fleiße und mit allen seinen Fähigkeiten zu gewältigen vermochte. Wie mit dem Lernen, so ging es ihm auch späterhin mit dem Dichten. Er dichtete nur ruck- und rannweise, sodann aber auch angestrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit fast gar nicht. Daher kommt es auch, daß er eigentlich sehr wenig fruchtbar war. Vom Jahre 1831 bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1844, also binnen vierzehn Jahren, während welcher er sich doch ausschließlich der Dichtkunst widmen konnte, brachte er mit Einschluß seines Nachlasses nur sechs schwache Bände zusammen, was der Menge nach eine sehr mäßige Leistung ist.

Im September 1825 machte ich einen meiner einsamen Ausgänge

über Berg und Thal, der nicht nur mir einen überaus reichen, sondern auch Lenau einen werthvollen Gewinn brachte. Ich hatte einige treffliche Gedichte des wackeren erzösterreichischen Sängers Schleifer gelesen, welche mich nach seiner persönlichen Bekanntschaft lechzen ließen. Ich wanderte darum ohne weiteres fünf Tagreisen weit von Wien über den zweithöchsten Berg Niederösterreichs, den Oetscher, nach Sirning bei Stadt Steier in Oberösterreich, wo damals Schleifer kaiserlicher Herrschaftsverwalter, oder wie sie dort sagen: Pfleger war. Ich durfte ihn bald meinen innigsten Freund auf Erden nennen. Auch Schleifer und Niembsch, obschon dieser um 30 Jahre jünger war, gewannen sich lieb, wie Vater und Sohn, herzlich lieb, trotz der, dem freieren, unkindlicheren Ungarn beinahe unleidlichen altösterreichischen treuherzigen Kaiserbesingung des Ersteren. Niembsch freute sich dieses meines Ganges noch in einem Briefe aus Stuttgart vom 19. Mai 1832.

Niembsch trat nun im November 1825 ins zweite Jahr der Rechte. Zu Weihnachten 1825 wollte er seinem Freunde Kleyle in Altenburg wieder einen Besuch abstatten, aber er erkrankte sehr gefährlich an einer Halsentzündung. Es war dieß die Krankheit, worauf sein Gedicht: „In der Krankheit" Bezug nimmt. Wäre er damals hingerafft worden, der gepriesene Name Lenau würde niemals von einer Lippe erklungen und der Dichterhimmel Deutschlands um einen seiner schönsten Sterne ärmer seyn. Als er aber erst ein Vierteljahrhundert darnach zu Grabe getragen ward, feuchteten Hunderte von Augen sich und Hunderte von Busen schlugen bänger, und vielleicht Hunderttausende betrübten sich darüber.

Von dieser Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, der ihn manchmal belästigte, und dessen er nie mehr gänzlich los ward. Er erwähnt seiner noch in einem Schreiben vom 17. Juli 1843.

Im Jahre 1826 war es, wo ich Niembsch das erstemal in unser schönes Hochgebirg einführte. Dieß dankte er selbst mir oft mündlich, und äußerte sich auch gegen Andere, z. B. gegen Evers, den berühmten Pianisten, daß er mir solches hoch zu gute hielte. Er gewann unsere österreichischen und steirischen Alpen so lieb, daß er sie fast jedes Jahr auf einige Zeit besuchte, und zwar mit meist sehr günstigem Erfolge für Gesundheit und Gemüthsstimmung.

So bezeuget er selbst in seinem Gedichte: „An die Alpen"; ferner in jenem: „Beethovens Büste"; mir endlich schrieb Niembsch aus Baltimore in Nordamerika, am 16. Oktober 1832: er möchte sich vorzugsweise einen Zögling der österreichischen Alpen nennen. Ich wünsche mir wahrhaft Glück dazu, einem solchen Erzieher einen solchen Zögling zugeführt zu haben.

Was aber ist der Grund, warum Niembsch, der Alpenfreund, nie das schönste Alpenland, die Schweiz, besuchte, ungeachtet er dieser durch ein Dutzend Jahre alljährlich so nahe kam, und dazu so oft aufgefordert wurde? Patriotismus! denn er wollte sich — wie Emma Niendorf (S. 196) meldet — seine heimathlichen Gegenden nicht verleiden lassen.

Am 15. August 1826, brachen also Kleyle, der eben seine Prüfung im Römerrechte glücklich in Wien bestanden, Niembsch und ich vonBöslau bei Baden auf, wo wir übernachtet hatten.

Durch die großauer Lichtenwaldungen drangen wir ins schöne Triestingthal nach Pottenstein vor. Nachmittags beriethen wir bei Berndorf, welchen Weg wir durch das aufsteigende hohe Gebirg nach Guttenstein einschlagen wollten. Ich wies links gegen Hörnstein, wo man Anfangs wie durch einen Buchengarten sanft empor wandelt und später zur herrlichen babenbergischen Herzogs-Trümmerburg Starhemberg gelangt. Aber Niembsch zeigte aufs Waldgebirge uns gerade gegenüber, der Geier genannt, was eben am höchsten und finstersten. „Dorthin!" rief er. — „Aber da führt ja gar kein Weg; und wenn auch, so kennen wir ihn nicht." — „Gerade darum." — „„Wir verirren uns aber leicht."" „Der Irrende lernt." — Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, Niembsch voraus, und wir ihm lachend nach. Einmal wollten wir beiden Andern bei uns begegnenden Bauern uns einigermaßen des Weges erkundigen; Niembsch litt es jedoch nicht, sondern riß uns aufs Gerathewohl fürbaß. So zeigte er sich auch bei der geringsten Gelegenheit immer kühn und dem Unerforschten und Gewagten hold. Stets enger ward das Thal und endlich stieg's steil an. Oben — die Gegend heißt „die Voitsebene" — gelangten wir an eine in dichter Wipfelumgrünung versteckte einsame Köhlerhütte, worin wir uns an herrlicher Milch erfrischten.

Eine Strecke hinter der Hütte öffnet sich eine weite Aussicht über

Berg und Berg bis hinan zum greisen Altvater Schneeberg. Unsere Herzen standen vor heiliger Ehrfurcht fast so still wie unsere Füße. Dann rasch hinunter an den pfeilschnell dahin eilenden Fluß: „der kalte Gang." Dort, wo am Fahrwege ein steinerner Bettelmönch mit dem Sammelsacke auf der Achsel steht, badeten wir uns in dem rauschenden flüssigen Eise. Im Abendroth erreichten wir erst den höchst malerischen Eingang von Gutenstein. Als wir über die Brücke gingen, welche früher als ein Paß in der Mitte durch ein Thor geschlossen war, blickte uns das ehrwürdige, leider schon arg verfallene Felsennest entgegen, worin vor fünfhundert Jahren der wortgetreueste aller deutschen Kaiser, Friedrich der Schöne, die letzten Jahre seines Lebens vertrauerte, und einsam in den Armen seiner geliebten Elisabeth von Aragonien verschied, die sich während seiner Gefangenschaft auf der Trausnitz um ihn blind geweint hatte. Von der Wallfahrtskirche auf dem Klosterberge läutete jetzt eben der liebliche friedliche Engelsgruß herunter.

So schloß meine erste Einführung Lenau's ins Hochgebirge. Leider mußte ich des andern Tages nach Wien ins Amt zurück, während die freieren Freunde dem Schneeberg zuzogen, durch meine begeisterte Beschreibung mit Sehnsucht nach ihm erfüllt. Als ich aber heim kam, machte ich mich sogleich an ein erzählendes Gedicht: „Der Ausflug", von viertehalbtausend langathmigen Versen, und zwar mit solchem Eifer, daß Anfangs November bereits geschehen konnte, was Dichter Seidl in den Wiener Sonntagsblättern Zahl 5 von 1848 mittheilte.

„Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine (Niembschens) Lippen gekommen war, gab er sich mir um vieles offener als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor und ihn dazu nöthigen, wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schnell und für immer wieder sich zusammenfalten. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo Halirsch und ich thatsächlich beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poeten-Gremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Abends Niembsch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der

einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer, uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unsern Meister Niklas selbst zur Enthüllung seines poetischen Insichlebens angeregt zu finden — was konnte wohl lockender für uns seyn? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führt uns auf die sogenannten alten Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach mehr als 20 Jahren nicht mehr erkennen würde.[1] Ein trauliches Stübchen empfing uns."[2] Und nun schildert Seidl auf sehr freundliche Weise die Vorlesung meines oben erwähnten Gedichtes durch mich selbst, beifügend: „Daß Niembsch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegen sah, wenn diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte."

„Seit jenem Abend" — fährt Seidl fort — „war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembsch zutraulicher sich anschloß. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause, zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbander lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembsch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahr 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Galizienberge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft empor steigen.

Als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der kleinen Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase, nach des gemüthlichen Wandsbeckers Recept, und schrieen vor Freude, und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lauschig, so feierlich einsam; nur die Bäume säuselten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen

[1] Zum grünen Lamm.

[2] Das Wohnzimmer von Niembsch, Klemm und Keiller.

wir wieder still und schweigsam in jener süßen beschaulichen Versunkenheit,

„Wo der Dichter, um zu dichten,
Eben zu viel Dichter ist!“

Schon sank die Sonne hinter unsern Rücken zwischen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns stumm die Hände schüttelten und voll des innigsten Verständnisses zum Dorf herunter stiegen, um bei einem ländlichen Vesperbrode die Eindrücke auszutauschen, die wir im Freien gesammelt hatten. In solcher Stimmung gibt es für Gleichstrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich so lange gewartet, das ich so oft von der Lippe meines Freundes zu haschen versucht hatte — nun blies er es schüchtern, halb vernehmlich in einer Rauchwolke vor sich hin, das Wort: „Freund, ich les' Euch etwas!“ — Meine Freude zurückhaltend, erwiederte ich ein kaltes: „Schön!“ um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine lang gespannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuschrecken. Er las: „Die Jugendträume.“

Ich hatte eben damals von F. Gräffer das Taschenbüchlein „Aurora“ übernommen, welches im kommenden Jahre[1] seine silberne Hochzeit feiert. Meine Absicht war, es zu einer Pflanzschule für junge vaterländische Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, ihm allein einen charakteristischen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienst mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit seyn, an meinem Freunde Niembsch einen neuen vielversprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er mir in Dornbach vorgelesen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte seines Schwagers A. X. Schurz. Beide stehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taschenbuches „Aurora“ (Wien, bei H. Buchholz, 1828, S. 128. u. 141), das erstere „Jugendträume“ betitelt, unterzeichnet mit N. Niembsch; es war sein erstes Auftreten, meines Wissens das einzige unter seinem wahren Namen.

Auch ich halte Seidl für den Pathen des ersten, von Niembsch unter seinem wahren Namen öffentlich erschienenen Gedichtes; das einzige aber

[1] 1849.

blieb es nicht, da die Wiener Modezeitung im Jahre 1830, am 3. April, Blatt 46, das vortreffliche Gedicht: „Die Werbung," mit völlig unverschlossenem Helme brachte, nachdem sogar der ganze Name: „N. Niembsch von Strehlenau," darunter stand.

Zu den Rechtswissenschaften hatte Niembsch, wie schon gesagt, niemals besondere Neigung gehabt, und die Zahmheit, womit sie damals in Oesterreich vorgetragen werden mußten, verleidete sie ihm noch mehr. Auch war ihm die Laufbahn, die sie ihm bereiten sollten, zu gebunden und langweilig; er wendete sich daher auch von ihnen wieder ab ohne viel Fragen und Umstände, und besuchte vom November 1826 an die Hörsäle der Heilkunde, was er auch schon früher bisweilen aus Liebhaberei als Gast gethan. Die Großmutter schüttelte über diese neue Wendung ihres wandelbaren Enkels, dem es bestimmt zu seyn schien, wegen seines ewigen Abspringens auf halbem Wege niemals ein lohnendes Ziel zu erreichen, freilich wieder gewaltig das Haupt, allein sie gab es bei seiner offenbaren Unlenksamkeit auf, ihm fernerhin Rathschläge zu ertheilen, entzog ihm jedoch ihre Unterstützung nicht. Wir haben also nun „Nikolaus Lenau als Hörer der Medicin" vor uns; unter dieser Aufschrift veröffentlichte Leopold Kompert in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Z. 2 „aus der Erinnerung eines Collegen" unter Anderem Nachstehendes:

„Wir kamen von der Restauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter diesem Worte der bekannte Wahlakt in den ungarischen Comitaten zu verstehen ist, wie er alle drei Jahre stattfindet. Die Rothen waren durchgedrungen. Doktor Keiller, unser freundlicher, trefflicher Hausarzt, war müde, schläfrig und verdrießlich; er trug eine w e i ß e, zerknitterte Feder in der Rocktasche, während ich meine r o t h e wie Mephisto vom Hute herab funkeln ließ, wenn er sich gerade unter seinen „lieben Kleinen" befindet. Wir fuhren über eine lange, meilenweite Pußta. Das schönste Mondlicht lag darauf, und phantastisch öde, wie ein verlassener Weltball, dehnte sie sich vor uns. Aber verlassen war sie nicht; gespenstergleich flogen weidende Rosse an uns vorüber, und der Csikos, ihr Hüter, schaute schlaftrunken aus seiner Bunda auf. Eigenthümlich rieselt das Mondlicht in diesem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Panruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruhelose Gegenstand auf der Pußta

war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und schlief. Vor unsern Pferden tauchten mit einemmale, wie aus dem Boden herausgewachsen, drei zusammengekauerte Gestalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Restauration, schlaue, herrlich gebräunte Gesichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rothe Parteifeder auf meinem Hute sah, schrie er: „Éljen! Éljen!" und den Namen des eben gewählten ersten Vicegespanns. „Éljen!" gab ich zurück. Alsogleich strich der Zigeuner über seine Geige, und brachte die ersten Klänge des bekannten Restaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberstück flog zum Wagen hinaus. Dafür schickte mir der Braune das ganze Lied als klingenden Dank über die Pußta nach. Wundersam zerrannen diese Töne. Ich wußte nicht wie; plötzlich stieg Lenau's schönes Gedicht in mir auf, das er unter denselben Menschen, denselben Gefühlen vielleicht, gedichtet hat:

„Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide."

Ich hatte das Gedicht vor mich hin gesagt halblaut. „Ein schönes Gedicht von diesem Lenau!" meinte da mit einemmale der Doktor, aber mit so seltsam bebender Stimme, daß ich aufmerksam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?" fragte ich, beinahe beleidigend erstaunt. „O, ich verzeihe Ihnen diesen Ausruf," sprach der Doktor darauf. „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh Morgens Ihro gräflichen Gnaden um dero Nachtschlaf befragen, und mit andächtig lauschender Miene den Pulsschlag dero zarten Hand betasten sehen, weil Sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieser Doktor müsse stets in diesem Gehäuse gesteckt haben. Aber ich protestire dagegen, ich protestire mit Leib, mit Seele dagegen. Ich stand Nikolaus Lenau einst viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm studirt, ich habe mit ihm gewohnt." — „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unserer Bekanntschaft?" — „Was wollen Sie?" meinte der Doktor grimmig, „man ist nicht immer gestimmt, von Nikolaus Lenau zu sprechen, besonders

nicht nach dem Pulsfühlen Ihro gräflichen Gnaden." Damit schwieg er. Aber in der Seele des Menschen gibt es, wie in allen Prachtpalästen, gewisse Gemächer, die jahrelang verschlossen, unbetreten, ja fast unheimlich sind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die schrillen Töne schüttern zwar den Staub, aber auch die Geister der Erinnerung auf, die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu sprechen: „Nikolaus Niembsch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediciner, am Leichentische hatten wir flüchtige Collegenbekanntschaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, wenn Sie gegen diese Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Thersites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zusammen."

Neulich, fuhr der Doktor fort, las ich wieder in Lenau's „Faust." Mir fiel gleich in der ersten Scene zwischen Faust und Wagner im anatomischen Theater, die mit den Worten beginnt:

„Wenn diese Leiche lachen könnte, traun,"

das merkwürdige Uebereinstimmen mit seinen Ansichten aus unsern medicinischen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den sie aussprechen, müßten sie früher an sich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fausts habe ich Lenau gefunden, so wie wir beide Anatomie studirten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Werke Fausts, wo er bei seinen Nachtstudien spricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend dasitze und dem Leben nachhängt, sind buchstäblich wahr. Lenau hat solche Nächte durchgemacht. Er studirte immer anders als wir andern; die Wissenschaft regte seine Seele auf, wo wir immer in verba magistri schwuren. Besonders in der Physiologie." — „Das versteh' ich nicht; wie kam das?" — „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menschen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, „das scheue Wild" in seinen geheimnißvollen Verstecken aufzujagen. Physiologie will nur „der Treiber" seyn; sie gibt nichts als Hypothesen. Ich sah einmal Lenau grimmig vom Buch aufspringen, indem wir eben studirten, und da rief er: „Was ist das für eine Wissenschaft, wo es immer heißt: das ist noch nicht

klar, oder: über diesen Punkt sind die Meinungen getheilt u. s. w. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen." Mir fällt dabei eine komische Scene ein, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Professor ††, der auch Physiologie vortrug, war ein tüchtiger, ruhiger Arbeiter auf dem Felde dieser Wissenschaft. Mit wahrem Bienenfleiße forscht und sammelt er in allen Blumen; was aber das Resultat betrifft, so ist er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beste, das klarste Wasser eingesaugt, drückt man ihn aber ... ich will eben nicht sagen, daß es reines Quellwasser war, was er von sich gab. Hören Sie nun, was geschah. Lenau wurde einst geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu sprechen. Im Verlaufe seiner Antwort nun äußerte er eine der kühnsten und gewagtesten Hypothesen, die so abenteuerlich fremd klang, daß der Professor hastig ausrief: „Wo haben Sie das her, Herr v. Strehlenau?" — „Das haben Sie uns ja selbst diktirt, Herr Professor!" gab Lenau ruhig Bescheid. „So?" meinte der Professor. Darauf wurde Niembsch selbstständig kühn; er sprach nun eine andere Hypothese aus, die in keinem andern Buche als in seinem Gehirne stand, aber so kolossal gewagt und abstrakt war, daß sie schon im Aussprechen in sich selbst zerfiel. Der Professor wagte es aber nicht mehr, sich nach ihrem Urheber zu erkundigen."

Niembsch war im Sommer 1827 wieder durch einige Zeit bei Fritz Kleyle. Er schrieb am 26. Juni von Altenburg nach Wien:

Liebe Mutter!

Ich bringe meine Tage allhier in nützlicher Beschäftigung und angenehmer Unterhaltung zu, und das Landleben behagt mir trefflich. Mein Freund Kleyle bietet Alles auf, um mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Liebe Mutter! in Preßburg sah ich den Berke, der noch der alte gute Freund ist.

Haben Sie die Güte, dem Schwager Schurz zu sagen, er möchte gefälligst mein Monatgeld mittelst Postwagens nach Wieselburg unter der Adresse des Friedrich Kleyle, erzherzoglichen Distriktsverwalters, schicken.

Leben Sie wohl! Ich küsse Sie und meine Schwestern. Ihr gehorsamer Sohn Niklas.

Nach durchsessenem Prüfungsmond sehnte sich Lenau wieder nach einem Hochgebirgsgange. Ich und ein jüngerer Amtsbruder von mir begleiteten ihn, und zwar abermal Gutenstein und dann dem Schneeberg zu. Dießmal aber gingen wir von Berndorf über Hörnstein nach Starhemberg.

Erst bei einbrechendem Abend verließen wir die gesunkene Größe, mit dem Vorsatze nächtlicherweile die sogenannte „Oede“ zu durchwandeln, weil Schultes dieselbe in seiner Schneeberg-Reisebeschreibung eine wahre Mondscheingegend genannt, deren Felsen in der unsicheren Mondbeleuchtung ein ganz abenteuerliches geistiges Aussehen bekämen. Unser kluger Gefährte schwieg dazu mäuschenstill; am Fuße des Burgberges aber, wo am „kalten Gang“ eine Mühle liegt, empfahl er sich plötzlich, um darin zu übernachten, mit dem Versprechen, uns am nächsten Morgen nach Gutenstein nachzukommen. Wir überspannten Dichter jedoch schritten ohne weiters guten Muthes in die sinkende Nacht hinein.

Bald trat uns rechts den Hügel herab nahe bis an die Straße ein stiller Friedhof entgegen mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen. Dieser wehmüthig milde Anblick fesselte lange unsere Augen, und noch viel länger unsere Gedanken. Hier war es, wo Lenau sein Gedicht „Vergänglichkeit“ empfing. Dieser Todtenacker stand wie ein ernster sinniger Wächter am Eingange unserer Mondscheinsschlucht. Bald im Schatten finsterer Felsen und dunkler Föhren, bald im glänzendsten Strahle des leise dahin ziehenden Himmelslichtes, wandelten wir schweigend fort und fort, aufhorchsam den mannigfaltigen, bald tosenden, bald kosenden Stimmen des Gebirgsbachs dicht neben uns; Alles sonst todt. Zu Walleck, jenseits des Baches, schien sogar der niedere Kirchthurm im Schlummer zu nicken.

Nach mehrstündigem höchst einsamem mährchenhaftem Wandel langten wir in der Geisterstunde vor Gutenstein an. Ohne dießmal am Eingangspasse zu verweilen, begaben wir uns sogleich in die furchtbar schöne Felsenklause an der Steinapinsting, in welche hinein, beinahe überhängend, traurig finster das alte verödete Kaiserbürglein starrt, wie todessehnsuchtsvoll zum Sprunge in den Abgrund bereit. Hier in der nur einige Schuh breiten Felsenklemme, die ganz von einer Holzbrücke ausgefüllt wird, so daß unter dieser längshin die über einander taumelnden Wellen wüthend

losen, ist es in einsamer Mitternacht wahrhaft schauerlich. Wir, an den Fels gelehnt, stumm, denn Worte erlaubten uns schon der Wellen rollende Donner nicht, mit geschlossenen Augen, um nur nichts als zu hören, hingen wohl über eine halbe Stunde lang überwältigend ernsten Gedanken nach. War es doch nicht anders, als ob die Todten alle, am Weltgerichtstag aus den Gräbern aufgestiegen, laut heulend durch einander ihre Sünden und Verbrechen beichteten.

Endlich gingen wir ins Ort, dem einzigen Gasthofe zu. Der Mond war noch am Himmel, aber kein Schimmerchen mehr im todesstillen Hause. Eins schlugs. Wir konnten uns nicht entschließen, die Schläfer zu stören, und setzten uns daher voll christlicher Ergebung und Geduld auf die Bank vorm Hause, und thaten mehr als ob wir schliefen, als daß wir wirklich schliefen, denn hiezu war's in der Herbstmond-Mondnacht des Hochgebirges viel zu empfindlich kalt. Am Morgen lag der erste Reif auf den Wiesen umher, und uns auf Bart und Kleid. Husch! wie schloffen wir jetzt in die warmen Federn. Als wir Mittags halb ausgebacken an den Tisch traten, fanden wir bereits daran unsern wohlgeschlafenen, ganz gemächlich nachgekommenen Reisegefährten, der uns weidlich auslächelte. Besser hat es zwar immer die besonnene Person, aber schöner bleibt denn doch weit die edlere, süßtrunkene Poesie!

Des nächsten Tags durchmaßen wir das schöne Klosterthal seiner ganzen Länge nach. Gegen Mittag gelangten wir zum schlichten Waldbauernwirthshaus: „der Höhbauer" genannt.

Nach geendigtem ländlichen Mahle zeigte sich Niembsch plötzlich wieder in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Es schoß ihm unversehens der Gedanke durch den Kopf, wir sollten zur „Sängerin im Höllthal," wo wir übernachten wollten, nicht gemächlich in der Tiefe um den uns vor Augen ragenden, einige tausend Schuh hohen Kuhschneeberg herum schlendern, sondern vielmehr dieß steile Felsenbollwerk wacker überklimmen. Ich muß gestehen, daß ich über diese überflüssige und übermüthige Kraftvergeudung nichts weniger als erfreut war. Allein was halfs? Niembsch wollte einmal, und so mußt' es geschehen!

Oben auf dem Kuhschneeberg war damals noch ein Urwald, der erste, den Niembsch betreten. Sein Bild, demjenigen gleich, welches Lenau

späterhin von einem nordamerikanischen Urwald entwarf („der Urwald"), prägte sich ihm tief ins Gedächtniß ein. Eben so mächtig ergriff ihn des nächsten Tages das Höllthal, eines der wilderhabensten Felsenthäler, wogegen an desselben Ausgange das üppige, vollkräftige Reichenauer Thal, mit herrlichem Baumplatze auf sanften busenartigen Hügeln, zu Füßen des Schneeberges und der Preiner Alpen, gar lieblich absticht. Wir gelangten Abends bis Gloggnitz.

Am nächsten Tage kamen wir über die Höhen von Vestenhof nach Nixenstein, wo im Thale ein sehr reicher luftreiner Born aus dem Berge an das Licht der Sonne quillt, gleichwie der noch schönere Kaiserbrunnen im Höllthal ganz geräuschlos aus dem geheimsten Busen des gewaltigen Schneeberges emporsteigt. So quellen Gedichte aus dem Busen eines Lenau. Zeitlich erreichten wir Buchberg, dicht am nördlichen Fuße des Schneebergs, der hier in seiner vollen erhabenen, schroffen Größe vor Augen steht. Den Abend benützten wir zu einem Lustgange zum hübschen Falle der Sirning, und durchwandelten im Abendroth vergnügt dieses schweizerischeste aller unterösterreichischen Alpenthäler, uns zumal ergötzend an dem weithinschallenden traulichen Rufen, womit die Bäurinnen, unter der Hausthür stehend, ihre auf den großen Wiesen zerstreut weidenden Kühe und Kälber heimlocken. Das klingt noch heimischer als es ein Alpenhorn thun kann.

Schon bald nach Mitternacht brachen wir von Buchberg auf, um den Sonnenaufgang vom Scheitel des Riesen genießen zu können. Und wir genossen ihn, stumm vor Entzücken.

„Liebende, die weinend mußten scheiden,
Und nach heißer Sehnsucht langem Leiden
An das Herz sich endlich dürfen greifen,
Würden sich zu küssen hier vergessen!
(Lenau's dichterischer Nachlaß: „Die bezaubernde Stelle.")

Wir konnten uns einige Stunden lang nicht vom Gipfel trennen. Es war ein so reiner milder Herbsttag, daß wir uns nach abgeworfenen Röcken ins krause isländische Moos um unsern kalten Morgenimbiß herlagern konnten. Dießmal stieg kein Nebel auf aus dem unfernen Wetterloche, mit Bezug auf welches Lenau später sang:

— — „schleudre Du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen,
Du störst der Lüfte schwanke Ruh,
Und Nebel steigen, die dort schliefen."

(„Leichte Trübung.")

Auf die gesunde Bewegung in reinster Luft, unmittelbar vom Himmel herab, o, wie süß schmeckte uns Abends wieder zu Buchberg das höchst ländliche Mahl!

Von unserem zweitägigen Heimgange durch durchaus schöne Gegenden will ich nur erwähnen, daß Lenau hier zum erstenmal, aber nur auf einige Stunden „die neue Welt" sah. Es ist dieß unferne des Schneeberges ein zugleich sehr ernstes und heiteres Thal. Im Jahre 1832 zog Lenau auf einen Winter weiter weg in eine andere „neue Welt"; am 22. August 1850 aber verließ er die alte Welt vollständig und begab sich in eine dritte, gänzlich unbekannte „neue", ach, gar so unendlich ferne Welt, für immerdar!

Nach seiner Heimkunft erhielt Niembsch einen Brief von seinem Freunde Berke, worin dieser bat, ihn in Güns zu besuchen, und einige Gedichte ihm dahin mitzubringen, wie auch den Spinoza, denn er würde sich freuen, diesen kennen zu lernen. Niembsch folgte dieser Einladung im Weinmonde 1827, wovon ich aber nur weiß, daß er sehr vergnügt zurück kam.

Vom Jahre 1828 habe ich eben nichts zu erzählen; auch finde ich keine Prüfungszeugnisse daraus vor; ohne Zweifel hat daher auch Niembsch damals gar keine Prüfungen abgelegt. Eines unverschuldeten Grundes dieser Unterlassung, z. B. einer bedeutenden Erkrankung, erinnere ich mich nicht. Wahrscheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeschoben, so daß er zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug sich fühlte. Als er aber später, wie früher öfter, dieselben nachtragen wollte, wurde ihm dieß nicht mehr gestattet, da man just damals in dieser Beziehung sehr strenge zu werden begann. Sonach war auch das Jahr 1828 rein versäumt, wie die früheren von 1816, 1819 und 1823, also volle vier Jahre; ein bedeutender Zeitverlust.

„Im Jahre 1829," erzählt uns Seidl wieder am bereits angezeigten

Orte, „war es Niembsch, in dessen Busen ich, vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag sollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgersmädchen den verhängnißvollen Ring zu wechseln.

„Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungestümer pochte, daß sich ein Kampf von widersprechenden Empfindungen auf meiner Stirn spiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „silbernen“ Kaffeehause betrat, wohin ich meinem Meister Niklas zu kommen versprochen hatte, um Abschied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überströmender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in hastigen Schritten die Stube, mit seinen dunklen, sprechenden, in Momenten des Gefühles fast schwimmenden Augen mir in die verborgensten Falten meiner Seele schauend. Streng wie ein Gewissensrath forschte er mich aus, als wär' es ihm darum zu thun gewesen, mich auf einer Selbsttäuschung zu ertappen; er machte mir tausend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im schlimmen Falle meine Bahnen als Mensch und als Poet sich kreuzen könnten, mit scharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er steigerte Blick und Stimme fast bis zum Strafenden, bis er, überzeugt von dem Ernste meiner Gesinnung, von der Klarheit meines Bewußtseyns, von der richtigen und besonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt, meine Hand ergreifend und sie fest schüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund; Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden; — Ihr — für unsereins wär' das nichts! Gott sey mit Euch; denkt in der Ferne manchmal an Meister Niklas!“ — Das waren seine letzten Worte.

Im Jahre 1829 traf Niembsch am 24. Oktober der bitterste Verlust seines Lebens, der seiner innigst geliebten Mutter. Sie starb nach langwierigen unsäglichen Leiden, nachdem ihr ein von ihr darum befragter erfahrener Arzt des allgemeinen Krankenhauses geraume Zeit schon vorher die völlige Unheilbarkeit ihrer Krankheit, des Mutterkrebses, ganz

unumwunden gestanden hatte. Die letzteren Monate hindurch ward sie, unter solchen Umständen freilich fruchtlos, von einem der berühmtesten Aerzte Wiens besucht, wozu die Großmutter Mittel schaffte. So leidenschaftlich und leicht erregbar sie auch sonst gewesen — diese ihre schweren Leiden ertrug sie doch meistens standhaft und ruhig; wenn sie auch ja mitunter in lautes trostloses Klagen und Weinen gerieth — wie ihr geliebter Sohn eintrat, war sie plötzlich ganz still und heiter. An Pflege gebrach es ihr nicht, denn es waren drei schon erwachsene Töchter beständig um sie, wie auch ihr zweiter Gatte, selbst ein Arzt. Wie manche traurige Stunde auch ihr Sohn an ihrem Folterbette zubrachte, so bedurfte sie daher dessen doch nie als eines völligen Krankenwärters, als welcher er hie und da bezeichnet ward, wozu ihn übrigens auch schon sein tiefes Gefühl, das ihn eher den zu langen herzzerreißenden Anblick leidender Geliebter zu meiden zwang, kaum geeignet haben würde.

Was Niembsch seiner Mutter war, und sie dagegen auch wieder ihm, ist aus dem Erzählten und den mitgetheilten Briefen schon deutlich zu entnehmen gewesen. Es obwaltet kein Zweifel, daß er seine großen Dichtergaben ausschließlich nur ihr verdankte; an dieser heißen, hellen Sonne entzündete sich sein gewaltiger Schöpfergeist. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; sie war leichtblütig, gallsüchtig; er war schwerblütig, schwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes ist es wohl zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mißtrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht. Kurz, wenn wir seiner, wie er da war, mit seinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchster Verehrung gedenken, so dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleisch von ihrem Fleische, sondern auch Geist von ihrem Geiste gewesen, nicht ganz vergessen. Deßhalb sey ihr Staub auf ewig gesegnet!

Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man versichert

seyn, daß er dabei immer der Seinigen gedenk war. Die fünf rührendsten Stellen sind: „Der Abschied" und „Der Traum" in „Faust"; dann die lyrischen Gedichte: „Zuflucht", „Der offene Schrank", und endlich vorzugsweise sein Sonett: „Der Seelenkranke."

Nach seiner Mutter Tod verließ Niembsch ihre und zugleich auch seine Wohnung in der Rosengasse auf der Windmühle, weil er darin allzu lebhaft nur immer an sie erinnert worden seyn würde, und nahm in der Stadt in der Weihburggasse 922, nahe am Franziskanerplatze, ein Monatzimmer in Gemeinschaft mit einem jungen feurigen galizischen Edelmann, Namens Nik. Bolcz v. Antoniewicz, dem nämlichen, dessen „Abschied von Galizien" er späterhin aus dem Polnischen ins Deutsche übertrug. Dieß Lied nahm Niembsch nur in die ersten Auflagen seiner eigenen Gedichte auf, aus den späteren ließ er es weg, weil es denn doch kein Urwerk von ihm selbst, sondern bloß eine Uebersetzung war, und zwar die einzige, die er jemals gemacht. Ein Fingerzeig, in welcher Ausdehnung Niembsch die völlige Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit liebte, wogegen seine eigenen leuchtenden Fußstapfen manchen mitunter nur allzu nahen Nachtreter fanden.

Aus der Zeit, wo Niembsch und Bolcz beisammen wohnten — anfangs wie gesagt, in der Weihburggasse, dann in der Wallzeile 784, und zuletzt in der Singerstraße 891, nämlich vom November 1829 bis Ende Juli 1830 — vermochte Letzterer ungefähr Folgendes aus seiner Erinnerung beizubringen:

„Oft sah ich Niembsch mit der Guitarre zu einer wehmüthigen Melodie — meistens ungarische Lieder — oder zu improvisirten eigenen Arien, die er entweder pfiff oder sang, sich accompagniren. Meistens fing er mit Pfeifen an, dann überging es in Gesang, wozu sich sogleich ein Text fand, in gereimten oder ungereimten Versen, Alles tief lyrisch, und dabei dermaßen ihn selbst ergreifend, daß ihm fast immer reichlich Thränen entflossen. Ich nahm viel Interesse an diesen seinen Ergüssen seiner Seele, und zeichnete vieles auf, ohne daß er es bemerkte; was ich ihm dann nach etlichen Tagen vorwies. Ohne mehr zu wissen, es seyen dieß seine eigenen Ideen und Gefühle, bewunderte er dann die Schönheit derselben, indem er mir die Ehre anthat, dieselben für die meinigen zu

halten, und nur nach vielen ernsthaften Betheurungen gelang es mir, ihn davon zu überzeugen, daß er selbst ihr Schöpfer gewesen. O wie manches schöne Gedicht steht heute aus diesen improvisirten wehmüthigen Texten da, und wie wohl thut es mir, so Manches aufgehascht zu haben, was sonst, nachdem in seiner dichterischen Seele Gefühle und Gedanken sich rastlos überstürzten, mit dem Momente der Begeisterung entflogen, und in Vergessenheit gerathen wäre!

Als Zug seiner Herzensgüte mag Folgendes angeführt seyn: Wir gingen einmal, schon in der Abenddämmerung, von Hernals nach Hause, und sahen an einem Fenster zu ebener Erde einen Menschen sitzen, der ein altes Kleid flickte; hinter ihm saß sein Weib, und zertrennte ein solches; im tieferen Hintergrunde des schmalen finsteren Zimmerchens wimmelte aber etwas kleine Familie. Niembsch befragte den Mann um seine Beschäftigung, und es kam heraus, daß dieß eine arme Schneiderfamilie wäre, die sich kaum so viel täglich verdiente, um nur das zum Leben Allernöthigste kärglich bestreiten zu können. Nachdem des Mannes Schneiderkunstkenntnisse sattsam erforscht waren, bestellte ihn Niembsch zu sich, und gab ihm dort Tuch zu einem Frack, aber mehr, als er brauchte. „Ich will ihn ins Renommé bringen!“ sagte Niembsch; es gelang aber nicht. Der arme Flicker, durch das Ungewöhnliche und Großartige überrascht, machte eine Ausnahme und war aus Dankbarkeit redlich. Er verbrauchte gewissenhaft das ganze Material, und machte anstatt einem Frack, einen Sack, worin der kleine, magere Nicolas halb verloren stak, und wie ein protestantischer Pastor aussah. Niembsch jedoch fand Alles recht gut, und bezahlte ohne mindesten Abbruch das Conto, und als ich Ausstellungen machte, die der Schneider selber einsah, wollte er durchaus nichts ändern lassen, „um nur den armen Teufel nicht zu kränken.“ Kaum aber war der Schneider zur Thüre hinaus, so sagte Niembsch: „Das ist ein dummer Tropf! Er hätte hier keck eine Weste für sich ersparen können.“ Der Frack sollte durch einen andern Schneider verbessert werden, es kam aber nicht dazu, und Niembsch nützte ihn, so wie er war, ab.

Einmal gingen wir auf dem Wasserglacis spazieren und weit vor uns ein paar Fräulein in Begleitung eines Herrn, welcher einer davon

angelegentlich den Hof machte. Als die Damen auf einer Bank sich niederließen, bemerkte Niembsch, daß der Herr Werber seinen Platz sorgfältig mit dem Taschentuche abstaubte, die Rockschöße behutsam bei Seite schob, und sich sodann erst sehr vorsichtig setzte. „O!“ sagte Niembsch, „der verdient das hübsche Mädchen nicht. Schaue nur hin; er ist verliebt, und hat noch Sinn für seinen Rock! Ein abscheulicher Kerl! Das wird ein Knicker seyn!“

Es traf sich einmal, daß wir nach dem Souper schon spät in der Nacht nach Hause gingen. Es wehte ein Sturmwind, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; es war etwas ganz Fürchterliches. Wie wir schon im Bette lagen, sagte Niembsch: „Es thut doch wohl, in einem ruhigen Winkel den rasenden Kerl so schnauben zu hören. Wie so Mancher muß ihn unter freiem Himmel aushalten!“ — „Der hat's besser als wir,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn er hört ihn in seiner vollen unverkümmerten, wüthenden Tollheit, wenn er nicht etwa auch Kopf sammt Ohren in einen Mantelkragen oder sonst etwas gesteckt hat. „Auf dem Kahlenberge möcht' ich jetzt oben seyn!“ — „Das wäre so recht ein Stücklein für deine künftige närrische Lebensgeschichte,“ sagte Niembsch, „wenn du jetzt hingingest.“ — „Ich gehe hin,“ rief ich und sprang aus dem Bette, „ich will dem, der sie einst schreiben mag, Stoff liefern!“ und flugs zog ich mich an. „Bist du toll?“ staunte Niembsch. „Wenn ich's bin, so werden unser zwei draußen seyn; der Sturm kriegt gute Gesellschaft.“ — „Ein hübscher Einfall!“ lachte Niembsch. „Scheint dir das, so komme auch du mit.“ — „Omne trinum perfectum!“ rief Niembsch, stand auf, zog sich an, und wir gingen.

Unterwegs machten wir Späße und Witze, um uns das äußerst Mühselige des Ganges zu erleichtern; denn, wiewohl es nicht regnete, so gab uns doch der Sturm viel zu schaffen. Nach zwei Stunden waren wir bis zur Hälfte des Berges emporgedrungen und hatten damit schon mehr als genug. Mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe, ihm vielleicht auch, aber keiner verrieth es dem andern. Wir lachten den Sturm aus, wenn er in kurzen Intervallen wie auszuruhen und gleichsam auszuholen schien, um uns noch grimmiger zu bekämpfen. Als wir endlich doch hinauf gelangt waren, erwarteten wir oben den Tag, weil an

den Rückweg im Finstern gar nicht zu denken war. Der Tag blieb auch nicht lange mehr aus, und wir verfügten uns zum oben befindlichen Gast- und Kaffeehause, um etwas zu frühstücken. Wir klopften an. Alles schlief noch. Die Wartzeit ward nun benützt zu einem Wettlaufe um die Zeche des Frühstücks bis zu einem gewissen Punkte; wer zurückbliebe, sollte zahlen. Ich machte ein großes Wesen von meiner außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen, und verlangte daher durchaus, Niembsch sollte zwanzig Schritte vornehmen. Niembsch, der sich in der That besonderer Raschheit bewußt war, lachte mich aber aus, meinend, das hieße mich nur um die Zeche bestehlen. Ich übertrieb nun noch mehr, und brachte es so endlich doch dahin, daß er wenigstens zehn Schritte vornahm, wobei er doch auch diese geringe Vorgabe eine große Keckheit von mir schalt. Nach dem Abmessen der zehn Schritte, die Niembsch möglichst klein machte, ging es auf sein Commando: „Drei!" vom Fleck. Er riß aus aus Leibeskräften, ich that bloß etliche Sprünge hinter ihm her, und das Uebrige ersetzte ich mit heftigem Stampfen und Strampfen der Füße, wie wenn ich liefe, mußte aber über den pfeilschnell allein Dahinfliegenden so herzlich lachen, daß Niembsch darob sich umdrehte. Als er mich nun so stehen und strampfen und lachen sah, ward er so toll über mich, daß ich alle Menschenmühe hatte, ihn wieder zu beschwichtigen. Ich habe ihn nie in einem solchen Zorne gesehen, den ich auch all meine Lebtage nie vergessen werde. „Aber die Wette hast du denn doch verspielt!" triumphirte er. „Allerdings." — „Nein," rief er, „ich bin der Gefoppte, denn du hast mich anrennen lassen; ich, ich muß zahlen." Endlich entschied der Knoten des Taschentuchs, und ich hatte zu zahlen. Ich mußte ihm versprechen, gegen Niemand etwas von der Geschichte zu erwähnen, so sehr war seine Eitelkeit, oder nennen Sie es anders, dadurch verletzt. Ich sagte auch wirklich bis jetzt noch Niemand etwas davon, und überlasse es völlig Ihnen, Freund Schurz, was Sie damit machen wollen."

Ich, Schurz, theile es aber ohne Bedenken mit; denn mein verewigter Bruder Niembsch ist jetzt über alle irdische Eitelkeit, wenn es auch je eine solche gewesen wäre, hoch hinaus; mit dem Staube hat er auch diese auf ewig abgeschüttelt; sein reiner Geist lächelte nun ihrer nur. Aber es war wohl mehr als bloß Eitelkeit. Er wähnte sich im ersten Augenblicke

mißbraucht, seine Würde verletzt, und sein Zorn entbrannte. Nur einem Freunde konnte er es wieder verzeihen; einem Feinde, ja auch nur einem Gleichgültigen, hätte er solches nie gethan. Niembsch war in gewisser Beziehung ausnehmend stolz, und dieser gerechte männliche Stolz war es eben auch, der ein Dutzend Jahre darnach in einer sehr wichtigen Angelegenheit für ihn zum entscheidenden Ausschlag viel beitrug. Man behalte also gefällig diesen Zug im Gedächtnisse. Uebrigens nehme man auch noch etwa Lenau's Gedicht „Vanitas" zur Hand. Ich möchte darin fast einige Verwandtschaft mit obigem Auftritte entdecken.

Boloz fügte auch noch bei: „Niembsch verehrte sehr Dr. Hartmann, Professor der Pathologie, und hatte auch besondere Vorliebe für diesen Gegenstand. Er kam oft voll Enthusiasmus aus den Vorlesungen Hartmanns, und nannte ihn den größten Mann Oesterreichs."

Ferner: „Sie mochten, mein theurer Schurz, nicht Unrecht haben, wenn Sie in der Skizze über Lenau im Album österreichischer Dichter sagten, daß seine innige Verbindung mit mir auf Entstehung seiner glühenden Polenlieder miteingewirkt haben dürfte. Ja, er liebte jedes freiheitsinnige Volk, und in mir vielleicht mein Land. Es ist viel Eigendünkel in dem jetzt Gesagten; aber es ahnet mir, daß es dem doch so war."

Im Jahre 1830 war's, daß Niembsch sich selbst umtaufte, indem er unter dem Decknamen „Lenau" vor die Welt trat. Sein Freund Anastasius Grün — dieß ist bekanntlich eben auch nur ein Mantelname — wollte das Gedicht von Niembsch: Glauben. Wissen. Handeln. Ein allegorischer Traum" in Spindlers „Damenzeitung" senden. Die damalige österreichische Druckvehme hätte dessen Erscheinung, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solche gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelliget werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch, sogar auch noch im Unwahren wahr, nahm von seinem Ehrenworte „Strehlenau" die letzten zwei Sylben vorsichtig vors Gesicht, und sprang vor die schöne Welt. Dieß ist also die Geburtsgeschichte unseres geliebten Lenau.

Samstag, den 15. Mai 1830, traten wir wieder einen kleinen Ausflug zu unserem wiederholt, aber immer gern gesehenen Gutenstein an, in Gesellschaft von Freund Klemm, der in das Haus eines reichen jüdischen

Großhändlers als Erzieher gekommen war, und seines halberwachsenen Zöglings, dem der gnädige Papa die Freude eines Pfingstausfluges gewähren wollte. Ein altes zwilchüberdachtes Bänkewägelchen wurde gemiethet, mit einem noch viel älteren Kutscher, und einem, wenn auch nicht ganz so alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gäulchen. Wir rückten daher nur ungemein sachten Schrittes vorwärts. Als es hinter Großau ins Waldgebirg bergan ging, stiegen wir alle ab, um dem armen abgelebten Thierchen seine saure Last nach Möglichkeit zu erleichtern. Indessen war es Nacht geworden, die dichte Föhrenwaldung vermehrte noch die Dunkelheit, und das bedaurungswürdige Wägelchen, an dessen Seite wir theilnehmend fortschritten, fiel auf dem elenden Holzwege mit lautem Aechzen aus einem Loche ins andere, die obendarein auch alle voll Koth waren, denn es hatte hier einige Stunden vorher tüchtig geregnet. Endlich aber stürzten einmal die Räder in solch einen bodenlosen Sumpf, daß das gute Rößlein dieselben nicht mehr herauszureißen vermochte. Da zeigte sich wieder Niembsch in seiner ganzen Niembschheit. „Angepackt!" rief er lachend und sprang an das allerkothigste Rad. Wir sogleich alle nach; sogar der junge Wechsler bekam sein Rad. Im Nu war unter Hurrah das Wägelchen wieder heraus. Hierauf tappten wir uns, kothbedeckt, nach Pottenstein hinunter, wo wir erst zur Gespensterzeit ankamen und nur mit Mühe mehr in dem schon grabstillen Gasthause Aufnahme erlangten.

Am nächsten Vormittag besuchten wir den Muckendorfer Wasserfall. Einige Felsen stehen zerrissen umher in starrem Schrecken, während die schäumend tosende Mira über andere zertrümmert am Bogen liegende siegjauchzend hinabstürzt. Hier sieht man es recht klar, wie viel der auch noch so schwache ruhelos Bewegliche selbst über den stärksten in träger Ruhe Verharrenden vermag.

Nachdem wir uns den ernsten Anblick sattsam betrachtet, verfolgten wir das nun kindlich tänzelnde Schlängelbächlein abwärts. Hiebei prägten sich unsere inneren Gesinnungen wieder deutlich in äußeren Handlungen aus. Niembsch und Klemm, die zwei Ungarn sprangen über die Windungen des Bächleins immer Eines Satzes hinweg, während ich Oesterreicher, gesetzt und schwer, stets harmlos gerade durchwatete, der junge Wiener Zögling jedoch, der weiseste von allen, so lange suchte, bis er richtig

auf großen Steinen einen ganz trockenen und unbeschwerlichen Uebergang fand. Eine Bäurin sah den alten Kindern lange, lächelnd und voll Verwunderung den Kopf schüttelnd, zu.

Von der Heimfahrt nur so viel, daß es anfangs ungemein zu lachen gab, und zwar dadurch, daß Niembsch das schnarrende Ratschen des Jünglings beim Aussprechen des Buchstabens R meisterlich nachmachte. Es ist nichts ergötzlicher, als wenn ernste Männer wieder einmal kindische Kinder werden. Das aber konnte Niembsch manchmal recht von Herzen seyn.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen; Niembsch lernte, daß ihm der Kopf dampfte. Ich schrieb dieß unserem Schleifer, der mit Beginn des Jahres nach Schloß Ort am Traunsee in Oberösterreich als Pfleger gekommen war. „Deine Nachricht von unseres Niembsch dämonischem Studiren" — lautete die Antwort — „ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon Mancher zu Schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leidlich befinden mag, erdulden; doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge, wie mein Niembsch, den Geist einspannt, einjocht und hetzt, wie ein Fiakerroß, so ist das vom Uebel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtniß und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten." — Und richtig den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Eckel vorm Lernen an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. Er gab einigemal Galle von sich und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und sobald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde Schleifer in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm, in weiterer Gesellschaft eines seiner Bekannten, eines Jägeroberlieutenants, am 4. August mittelst Landkutsche, da eine

Eilwagenfahrt zu angreifend für den Geschwächten hätte seyn können, der übrigens, wie er nur Wien im Rücken hatte, schon sichtbar wieder aufzuleben begann.

Am dritten Tage der Reise übernachteten wir zu Kremsmünster in Oberösterreich. Im Gasthofe dort, auf dem Gange des ersten Stockwerks, sah Niembsch ein großes Oelgemälde mit Christ am Kreuze hängen; den Kreuzstamm unten umschlingt eine kniende, todtbleiche, wie vom Schmerz ohnmächtige Magdalena; gegenüber aber aufrecht steht die Mutter Gottes zwar thränenden, doch himmelangekehrten, schmerzverklärten Auges, und die zuckende Lippe hauchet voll Ergebung. „Du gabst ihn — nahmst ihn; dein Wille, o Herr, geschehe! — Hinter ihr weint ihr neuer Sohn, Johannes, seinen Gram in das verhüllende Kleid. Das Bild zeigte noch einige Löcher, die demselben im Jahre 1809 von rohen Franzosen gestochen worden waren. Niembsch gefiel das Bild sehr, und er wurde darüber mit dem Wirth bald des Handels eins, so daß er es sogleich zu Schleifer nach Ort mitnahm. Dort kam es einmal zur Frage, welche Gestalt die schönste am Bilde wäre? Niembsch entschied sich rasch für die leidenschaftlichste darunter: Magdalena.

„Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt,"

wogegen ich mich sehr eifrig für die auch im ärgsten Winter grüne Tanne: Maria — aussprach. Schleifers freundliche Gattin, zur Schiedsrichterin erkiesen, äußerte sich ganz nach Schiedsrichterweise: „Sie — wählten die Magdalena; Sie — die Maria; nun, so wähle ich mir — den Johannes!" Der Streit schloß sich so sehr heiter, aber der Ausspruch Lenau's kennzeichnete ihn selbst sehr scharf. Nur Leidenschaftlichkeit, sogar bis zur Bewußtlosigkeit; nur nicht Beherrschung, da sie Kaltsinn scheint! — — Das Bild ist längst schon in meinem Besitze; es soll ein Nachbild nach Rembrandt seyn.

Am vierten Vormittag lagen wir schon in unseres Freundes Armen. Schloß Ort am westlichen Ufer des Traunsees, gerade gegenüber dem ehrwürdigen Traunstein, besteht eigentlich aus zwei Schlössern, wovon

das ältere auf Bürsten im See selber liegt, und durch eine Brücke mit dem neueren am Gestade verbunden ist. Wenn ich aus unsern Fenstern in diesem jenes altergraue so schweigsam ernst in den Fluthen ruhen schaute, gedachte ich immer Chillons im Genfersee mit seinem so rührenden Gefangenen. Ich hatte um so mehr Grund hiezu, als Schleifer auch gern unsern Lenau mit dem gewaltigen Byron, des Gefangenen Dichter, zu vergleichen pflegte. Unser Hauptgespräch war natürlich immer die Dichtkunst; wir fanden desselben fast kein Ende.

Gedichtet ward damals von Lenau die vortreffliche „Wanderung im Gebirge", worin die freilich auch unvergleichliche Stelle:

„Süß träumt es sich in einer Scheuer,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft,"

den alten Freund Schleifer bis zu Thränen ergriff.

Aber auch die Welthändel beschäftigten uns oft, denn damals war eben wegen der unterdrückten Preßfreiheit der große Lärm in Paris losgegangen, und Karl der Zehnte verjagt worden. Allein neben Gemüth und Verstand fand auch der Gaumen köstliche Labung. Frau Nani, unseres Freundes noch eben so hübsche, als gutmüthige Gemahlin war aus allen Kräften bemüht, uns — wie sie sich gut österreichisch ausdrückte — „ein bißl was hinauf zu füttern." Bei mir gelang es ihr auch sichtbar; minder bei Niembsch, was ihn in den Verdacht bei ihr brachte: er müsse doch wohl minder gut seyn denn ich. Gleichwohl ließ auch er es sich gut schmecken, vor allem gebackene Teigrollen, mit süßer Salse gefüllt; diese waren und blieben sein Leibgericht.

Aber auch das Ohr genoß köstliche Schmäuse. Nach Tische machten wir gerne von Ort die heilsamen tausend Verdauungsschritte ins nahe Gmunden zum damaligen Schullehrer, dessen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenso viel Gefühl als Kunst sang, wobei sie sich selbst auf den Tasten begleitete. Sie durfte uns fast nichts als „Schubert" singen, welcher leider damals schon todt war. Nach einer Mittheilung des Dichters Frankl S. 34 sagte Niembsch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, so

schmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist.“ Es läßt sich daher leicht erklären, wie er nur immer ihn sich vorsingen ließ.

Der damaligen süßen Schwelgerei Lenau's in Schubert ist es wohl auch vorzüglich zu verdanken, daß er diesen im nächsten Jahre (1831) nach Schwaben heiß mit hinaustrug, „woselbst — wie Frankl meldet — Schubert bis dahin noch völlig unbekannt gewesen, welchen Geschenkes an die Schwaben sich auch Lenau öfters ganz besonders rühmte.“ Gleichwohl soll er sich in späteren Jahren (nach Emma Niendorf, S. 11) immer mehr von Schubert entfremdet haben. Nicht daß dieser keinen Eindruck mache; er errege sehr; aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöse; er sey zu warmblütig; er wühle so viel auf; es sey eine sentimentale Verliebtheit. In Beethoven dagegen Alles idealisirt — Liebe und Schmerz. — Dieses Urtheil dürfte von Niembsch in so ferne einigermaßen Wunder nehmen, als er selbst in seinen Gedichten manche Dissonanz unaufgelöset ließ.

Wir unternahmen drei größere Ausflüge von Ort. Unser erster war der weiteste; er erstreckte sich bis Hallstatt. Wir bestiegen mit Schleifer am 10. August des Morgens ein Schiff in Ort und ließen uns den grünen See entlang wiegen. In Traunkirchen, das wie eine Seeburg prangt, stiegen wir aus und besahen die ernste Kirche, und dann das stille Klösterlein, worin einst Nonnen und dann Jesuiten gehaust. Lenau hatte nicht wenig Lust, sich auch dort einsam anzusiedeln. Darauf ruderten wir bis an das obere Ende des See's, nach Ebensee, und fuhren dann mit Post nach Ischl, das damals noch minder reich besucht war. Die Lage von Ischl gefiel Niembsch sehr; doch ließ er sich nicht träumen, daß er es späterhin fast Herbst für Herbst wiedersehen würde. Es war gewöhnlich seine Rastbank auf den ewigen Wanderungen zwischen Wien und Stuttgart.

Abends waren wir in Hallstatt, dessen schauerlich wilde Lage bekannt ist. Wir stiegen sogleich zum Gottesacker empor, der um die alte Kirche herumruht. Viele Gräber haben Kreuze mit vortrefflichen Aufschriften, die an diesem feierlichen Platze tief ergreifen. Unter einem grauen Nebenkirchlein befindet sich ein Beinhaus, durch dessen Gitter klafterhoch aufgeschichtete

Todtenschädel trübselig herausgucken, deren jeder den Namen seines vorigen Besitzers an die Stirne geschrieben trägt. In der Außenmauer aber ist eine kleine Nische, woraus ein schneeweißer Todtenkopf unverwandt in die düstere Gegend hineingrinst. Als wir das erstemal dort waren, dämmerte es bereits, und der Eindruck war auf uns alle, Niembsch, Schleifer und mich, so stark, daß wir ganz traurig und stille wurden. Niembsch und ich gingen später abermal hinauf, als die Sterne schienen und ein laues Lüftchen über die Gräber hauchte. Lange saß Niembsch, der Vergänglichkeit Sänger, unter den Vergangenen, mit in die hohle Hand gesenktem Haupte, indessen ich von dem Grabtuche des dunklen See's mild freundliche Sterne im Widerscheine tröstlich heraufblinken sah. Unsere Trauer ward ein sanfter Ernst.

Dieß war ein würdiges Seitenstück zu unserem Mondscheinfriedhofe bei Starhemberg und zur hehren Mitternacht in der Steinapinstingklause.

Den nächsten Morgen wandelten wir durch ein einsam Schluchtenthal voll riesiger Felsblöcke und übermooster Geröllhügel — wir werden später eine holdere Gestalt über letztere klimmen sehen — zum herrlichen Strubbach, dem Dachsteingletscherjungen, der mit unbezähmbarer Wildheit jauchzend über die Mauern herab ins Thal springt, daß ihm die nassen Locken im Winde weithin sich zerstäuben.

Bis Abends gelangten wir glücklich in unser geliebtes Ort zurück, eine neue Welt im Busen.

Lenau's Geburtstag, den 13. August, wollten wir auf dem Traunstein feiern. In zwei Drittel Höhe von diesem ruht ein stiller, kleiner See, der Laudachsee, zur Hälfte von senkrechten spitzen Felsen, Orgelpfeifen gleichend, umstanden; das diesseitige Ufer dagegen ist flach, dicht umwaldet, und nicht ohne einiges Schilf, das schwermuthsvoll mit einem einsamen Hüttlein koset. Hieher lagerte sich, nach ein paar Stunden steilem Klimmen, unsere Gesellschaft, von einer Sennin vermehrt, welche die eigene Kunst verstand, so eigenthümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerrissenen Felsen jenseits des See's nicht sowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr solche zu einem mehrstimmigen, fast abenteuerlichen, aber zugleich höchst schönen Liede zu verflechten und zu ergänzen schien. Die Felsen belebten sich ordentlich an der Maid

(s. Lenau's Gedicht: „die Sennin."). Hier sey unter einem eines anderen absonderlichen Echo's nebenbei erwähnt, das Niembsch in späteren Jahren bekannt wurde, und zwar beim hinteren Langbathsee nächst Ebensee, wenn kein Irrthum obwaltet. Niembsch nahm einen Burschen dahin mit, „denn man muß im Gebirge immer wissen, was man braucht," setzte er lächelnd hinzu. Dieser Bursche mußte ihm pfeifen. „Das war aber merkwürdig, es war, als wenn lauter Vögel in den Felsen säßen." (Niendorf 151.)

Das war ein fröhlicher Lenau-Geburtstag, sein neun und zwanzigster. Lenau zeichnete an Ort und Stelle sich selbst und einen gemüthlichen Gmundner Kaufherrn, wie er selbst — die Führerin und dieser — die Sennin traut umschlang, während wir übrigen drei: der Jägeroberlieutenant, ich, und der schmucken Führerin Bruder, ein heiterer, frischer Bursche, die vollen Gläser hoch anstießen. Dieß Blatt, von ihm der Großmutter nach Wien gesandt, entlockte ihr lautes Gelächter.

Einen nicht minder ergötzlichen Absprung machten Lenau und ich ganz allein in die Viechtau nach Neukirchen. Aus der Viechtau kommen die Sturmwinde, die den See brüllen machen und mit Schaum bedecken, und diese Viechtau brauet die Hagelgewitter, welche häufig dort die Saaten bis auf den letzten Halm zerstören. Nur durch eine mäßige Höhe vom Traunseekessel getrennt, ist sie bedeutend doch schon rauher als wie dieser. Wir gingen hinüber, uns das Ungethüm zu besehen, da aber eben ein sehr schönes Wetter war, so lächelte uns jenes gar lieblich an, und wir wurden an ihm ganz irre. Auch die Menschen sogar schienen uns fast noch freundlicher als irgendwo, wenigstens die Frau Wirthin in Neukirchen, sehr hübsch, von etwa gegen die dreißig, und ihr holdes Jungfer Schwesterlein, von etwa gegen die zwanzig. Die letztere hieß Zilerl, d. i. Cäcilia. Lenau, der, wenn er aufgelegt war, äußerst liebenswürdig seyn konnte, neckte sich baß mit Zilerl, und so blieb mir die Wirthin zu unterhalten, während sie beide ein treffliches ländliches Mahl uns bereiteten. Da geschah's, daß Zilerl einen vorübergehenden Burschen, dem sie etwas aufzutragen hatte, bei seinem Namen „Ruderl" (Rudolph) anrief. Darob war bei Lenau der Teufel plötzlich völlig los, und er konnte sich vor Lachen kaum mehr halten, denn nicht bald schienen ihm zwei Namen besser

sich zusammenzuschicken, als Ruderl (Ruderlein) und Zilerl (Kähnchen, von „Zille", Kahn); und er erbot sich sogleich selbst mit maßlos steigendem Gelächter für ewig dem „Zilerl" zum „Ruderl." So vermochte denn auch einmal ein einziges kleines Wort den Dichter, den oft nur ein Wörtlein schon zum Tode betrübt machen konnte (s. „Leichte Trübung"), zum freilich geringen Entgelt auf den Gipfel harmlosester Lustigkeit zu erheben.

Das Schäckern dauerte bis Nachmittag. Da schlichs plötzlich an den Fenstern vorüber, und zwei Augen blitzten ins Zimmer herein. Der Herr Wirth war heim. Es grollte wie Viechtaudonner dumpf, und wir empfahlen uns dem Herrn, bei dessen unfreundlichem Anblick uns eine Ahnung anwandelte, daß es denn doch in der Viechtau böse Stürme und Hagelschläge geben könnte.

Gleich darauf, Anfangs September 1830, mußte der völlig wiedergestärkte Niemsch unmittelbar nach Wien zurück, um sich für die rückständige Prüfung vorzubereiten; ich aber, da ich noch vierzehn Tage Urlaub hatte, ging noch zum Gollinger Wasserfalle und zu dem ihm nahen Salzaöfen in Salzburg und zum Königssee in Berchtesgaden. Beide riefen wir, indem wir von Gmunden Abschied nahmen, die Schlußworte meines Gedichtes „Gmunden":

„Ach, Gmunden, immer, immer schön,
Dir lass' ich meine Seele!"

Niembsch wohnte in Wien jetzt bei uns, am Alserglacis, im Schwarzspanierhaus, Z. 200, das ehemals ein Kloster für aus Spanien gekommene schwarzbekuttete Mönche war, und dadurch sehr merkwürdig ist, daß der große Beethoven im Jahre 1827 darin starb. Das Zimmer, worin nun Lenau dichtete, und worin vielleicht noch fünfzig Jahre früher ein finsterer Mönch sich blutig geißelte, lag rückwärts im zweiten Stock, und sein Fenster, das äußerste, sah gegen den damaligen sehr schönen und großen Garten. Niembsch lernte eifrig. Aber noch in dem nämlichen Monate erkrankte die sonst noch sehr rüstige Großmutter heftig und starb den 26. September 1830 am Brande der Alten. Es war kein gültiger letzter Wille vorhanden, und so wurde das hinterbliebene Vermögen von beiläufig 30,000 fl. in Silber nach dem Gesetze zu gleichen Theilen den

drei Enkeln, Therese, Nikolaus und Magdalena, zugesprochen. Kaum sah so Niembsch für längere Zeit seine Zukunft gesichert, so beschloß er, die ihm schon so bitter verhaßte Schullernerei, die er nun schon durch mehr als zwanzig Jahre wie in der Frohne betrieb, wenigstens vor der Hand, auszusetzen. Vergebens beschworen ihn seine Freunde, er sollte mindestens die schon so nahe Meisterweihe in der Heilkunde noch erstreben, damit wenn die mäßige Erbschaft, deren Zinsen ihm kein genügendes Auskommen gewährten, allmählig zerschmölze, er ihr unbekümmert nachblicken könnte. Insbesondere schrieb ihm in dieser Angelegenheit Freund Schleifer am 13. November 1830.

Mein theurer Freund!

Empfange aus vollem Jubel meines Herzens den Glückwunsch zu dem schönen Loose der Freiheit, des herrlichsten Geschenkes, das Gott nur seinen Geliebtesten aufbewahrt; ich fühle den hohen Werth solch eines königlichen Lebens so gut als Du, und theile das erhebende Gefühl Deines Busens. Auch die Begeisterung, mit der Du Deiner Braut, der Muse, gedenkst, findet ihren treuen Wiederhall in meiner Seele; ja, diese Braut ist Deiner und der Liebe aller Edlen werth, und sie wird nicht ermangeln, mit reichem Segen ihrem hochherzigen Paladin zu lohnen; aber ... ein aber noch? — Ja, dieser Paladin muß noch mehr thun, als seiner Braut anhangen, und nur mit den Preisen geschmückt, die er für die Sache der Menschheit gewonnen, darf er um die ihrigen in die Schranken treten. Also nicht sollst du Arzneikunde üben, nur damit Du von ihren Spenden den Bäcker- und Fleischer-, den Schuster- und Schneider-Conto befriedigst, sondern damit Du hier einen Vater seiner jammernden Gattin, seinen vor Angst sinnlosen Kindern wiedergibst; dort einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, und dort einem trefflichen Mädchen ihr Eins und Alles auf Erden, ihren Bräutigam, rettest; und dafür forderst Du nicht den gemeinen Taglohn der Visitenmacher, den verschmähest Du! selbst die Thränen des Dankes und Entzückens der Geretteten genügen Dir nicht, aber mit dem Göttergefühle des Bewußtseyns Deiner That sollst Du heimkommen in die stille Kammer Deiner süßen Braut, und ihre Umarmung voll Inbrunst wird Dich emportragen durch alle Himmel, und Gesichte wirst Du schauen, zu denen hinan noch keines Sterblichen

Auge sich gewagt hat. Ein reiches Talent war Dir verliehen, und Rechenschaft wirst Du geben, wie Du damit gewuchert hast; es gibt, ja es gibt ein zweites schöneres Daseyn, und eben des Dichters glühender Durst spricht dafür als seines vorausgesandten Herolds, und es steht nur bei Dir, ob jene Ringer auf dem Sterbelager Dir jenseits mit dem freundlichen Lächeln des Dankes, oder — versäumt und verlassen von Dir — mit trotzig abgewandtem Gesichte, wie Dido dem Aeneas, begegnen sollen.

Du siehst wohl, ich könnte Bögen voll schreiben, wollte ich meine Ansicht schulgerecht vertheidigen und durchführen; doch wozu? Ich habe meine Pflicht gethan und gesprochen; erfülle nun Du die Deine, und denke darüber nach. Schwerer und mühvoller ist allerdings das Ziel, das ich Dir stecke, zu erringen; aber das darf dich nur anspornen, nicht zurückschrecken.

O mein edler Freund, welch ein Gedanke, wenn ich, mein Weib, meiner Kinder eines krank würde, und Du unser Arzt, unser Retter! — Und doch, um ganz ehrlich zu seyn, muß ich Dir sagen, nachdenken magst Du wohl über meine Worte, aber entscheiden dürfen sie nicht; denn von Dir in der strengsten Persönlichkeit ist die Rede. Greif' in Deinen Busen und handle! Nach dem Sinne eines Andern kann niemand leben und gedeihen.

Lenau blieb bei seinem Entschlusse. Er versprach, wohl mehr nur zur Beschwichtigung seiner Freunde, sich's angelegen seyn zu lassen, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, das Doktorat zu erlangen. Vor allem wollte er jetzt seine Gedichte sichten und sammeln, und da er sie in Oesterreich unmöglich herausgeben konnte, sie zum Drucke nach Stuttgart tragen, wenn sich dazu nicht etwa anderwärts Gelegenheit böte. Zu diesem Ende schrieb er dann auch an Braun von Braunthal nach Berlin, mit dem er in Wien viel Umgang gehabt, und der sich damals als Dramaturg des königsstädtischen Theaters zu Berlin befand. (S. „der Wanderer." Wien 14. März 1851. Z. 123.)

Wien, den 17. Juli 1831.

Lieber Braunthal!

Ich hatte eine große Freude darüber, daß Sie meiner gedachten, und so warm, so freundlich gedachten. „Ein Gedicht ist kein Glaubens-

bekenntniß," sagt Eulogius Schneider in seiner Vorrede, dieser alte Esel; er hat aber Recht. Was mein Braunthal in einem Gedichte über Freundschaft sagt, kam auch nicht vom Herzen; gerade der ist einer von den wenigen, denen es nicht genug ist, die Freundschaft zu nennen. — Also Sie sind starken und guten Muthes. Das ist recht, und ist, was mich an Ihnen immer erfreut hat. Hätte ich nur auch diese herrliche Zuversicht, dieses Selbstvertrauen! Sie treten kühn unter den wühlenden, polternden, schweißtriefenden Menschenhaufen, und rufen mit starker Stimme: „Haltet ein! Wischt euch die Stirne ab; ich werd' euch ein Lied singen, das euch erquicken soll und laben; horchet!" Der Schwarm steht still, lauscht, und ist beglückt durch die Gabe des Sängers. Dieser Stolz, der zuversichtliche, mit dem Sie sagen: „meine Lieder müssen gefallen!" ist eben ein Bürge dafür, daß Ihre Lieder von oben sind, daß Sie, von Weihe durchdrungen, sich als den Geschäftsführer der allerhöchsten Majestät, des Liedergottes, fühlen; daß Sie es als einen zufälligen Umstand betrachten, warum er gerade Sie zu seinem Gesandten erkoren und Ihnen das Creditiv geschrieben hat auf Herz und Stirn. Sie reden im Namen Ihres Herrn; darum so keck, darum aber auch so schön. — Ich lebe auch, bin auch gesund, und seit ich Ihren Brief erhalten, gesunder als zuvor. Gesundheit ist auch ansteckend. Die Post ist das einzige Fenster, durch welches manchmal frische Luft hereinstreicht in unser großes Nosocomium, wo Kranke aller Art herum liegen, von denen einige unter ihrer Decke schreiben, denen aber die wohlmeinende, aufsichtige Wärterin Censur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau doch einmal abgedankt. Doch nihil de odeosis! „So höre doch einmal auf mit deinem d o ch, du schlechter Prosaist!" werden Sie ausrufen. Ich habe seit Ihrer Abwesenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünschte ich herauszugeben unter einem Pseudonym. Wissen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuscript schicken. Sie sind der einzige Mensch, in dessen Hände ich meine Gedichte, mein u m u n d a u f dieses Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin sind, sehen wir uns vielleicht, da ich nach Schlesien reisen werde, von wo aus ein Abstecher zu Ihnen nicht viel

Umstände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dermaligen Thätigkeit gar so gerne belauschen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geschäfte mit ruhiger Faust hindurch steuern; Sie freuen und sehnen sich nach unserem Oesterreich zurück. Ja das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Lande vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz.

Das Gedicht, so Sie mir geschickt, hat mir recht gefallen. Es herrscht darin eine besonnene Begeisterung, wie solche vielleicht nur Ihnen eigenthümlich ist. Auch den Wogen Ihres Busens, wie den Wogen des Lebens, rufen Sie ein gebieterisches: quos ego! — Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß ein Lustspiel von H., genannt: „Das Lustspiel," auf dem Burgtheater gespielt worden, und daß der Verfasser dabei seinen Ruf als dramatischer Dichter verspielt hat. Das ist nun freilich kein Morgenstrahl für Oesterreichs goldene Zeit, die Sie mir in Ihrem Briefe verheißen; aber ich glaube doch an eine solche.

Schreiben Sie mir ja recht bald und schicken Sie was Neues von Ihren Gedichten.

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund Niembsch.

Niembsch an Braunthal.

Wien, den 11. Mai 1831.

Mein theurer Braunthal!

Vergib, daß ich Dir erst heute schreibe. Ich war krank, und zwar an einer Gallsucht! Gelb die Haut bis unter die Haare, gelb das Auge und alles, was ich damit ansah. Nun verschwindet das Uebel wieder langsam; es hat mir gerade keinen Schmerz verursacht, aber eine große

Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, Unbehagen, und du weißt, das ist ärger als Schmerz. Nun bin ich ein Genesender, und zwar ein Genesender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne; wir haben herrliches Wetter, die Bäume schlagen aus, die Vögel sind wieder da mit ihren Gesängen, und mein Herz ist voll süßer Freude, seit mir der Lenz hinein geweht! Siehst Du, Freund, das wollt' ich abwarten, bis ich Dir schriebe; ich hätte es als einen Verrath an mir selbst betrachten müssen, hätt' ich dir früher geschrieben und deinen in jeder Hinsicht und durchaus herrlichen Brief nicht heiterer Seele beantwortet.

Es frohlocket in mir die Ueberzeugung, zwei Künstler können Freunde seyn, ja ein Künstler kann nur einen solchen zum Freunde haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu sehen, wie der Freund sich Bahn macht, wo noch keiner gegangen; wie Felsen, die einen andern in die Tiefe schleuderten, ihm dienstbar sind und seiner Sohle liebkosen; wie Abgründe so zahm um seine Pfade herum liegen, und sich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der sie hinweg lächelt in seiner männlichen Sicherheit; zu sehen, wie er so weiter schreitet immer dem Ziele zu, ist das nicht gerade die höchste Freude der Freundschaft? Kann ein Dichter einen Menschen zum Freunde haben, den er gerade in den schönsten Stunden seines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die selige Heimath hinauf, sondern zurücklassen muß auf der Erde, und als Ballast über Bord werfen? Deinem Innersten kann ein solcher Mensch nie nahe kommen; als ein Fremder muß er dir erscheinen, der eine ganz andere Sprache spricht, und die deinige nicht versteht.

Collisionen können unter Künstlerfreunden auch nicht entstehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menschen werden sich nie auf den Fuß treten; die Sterne stoßen nicht zusammen, die Vögel der Luft fliegen sich nicht in den Weg; in den Weg kann man sich nur treten, nur die Heerde, die das Leben durch seine engen Straßen treibt, stoßt und reibt sich. Wenn Seneca sagt: „non arietant, nisi in eodem ambulantes,“ so hat man das ambulantes nicht so streng zu nehmen; das ist mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menschen, als das freie Lustwandeln des künstlerischen Lebens. Freilich müssen die wie zwei Böcke

aneinander fahren, wenn sie sich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzusetzen begierig sind.

Mein theurer Braunthal, o wärst Du hier! Mir ist immer, als ob wir uns nie mehr sehen würden. Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden. Wärest Du hier, daß ich den Frühling mit Dir genießen könnte! Mich hat in meinem Leben kein Frühling so gefreut, wie dieser. Mich hat eine unwiderstehliche Sehnsucht überkommen, fort zu gehen ins Gebirge; in einigen Tagen geschieht es, könnte es mit Dir geschehen!

Ich danke Dir für Deine Sorgfalt in Betreff der Herausgabe meiner Gedichte, daß Du mir den Copisten genannt und die Wege angezeigt, wie ich meine Kindlein hinausbringen soll. Copirt werden sie bald seyn; ob es aber räthlich, sie mit dem Postwagen abzuschicken, bezweifle ich.

Hier übersende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigst drucken zu lassen; das Wo bleibt Dir zu bestimmen.

Ich schreibe Dir bald wieder. Lebe wohl, ich umarme Dich. Dein Freund Niembsch.

Das übersendete Gedicht war: „Die Zweifler.“ v. Braunthal ließ es in dem Berliner Tagesblatte „Der Freimüthige“ abdrucken.

Lenau hatte im Hornung geschrieben, daß er nach Schlesien reisen würde. Seine Absicht war gewesen, seinen Freund Fritz Kleyle zu Friedeck in kaiserlich Schlesien, woselbst derselbe Oberleiter der Erzherzog Karlschen Güter geworden war, wieder einmal zu besuchen. Die Gelbsucht, die ihn befiel, hielt ihn davon ab. Um diese zu vertreiben, band ihm seine Schwester, meine Frau, einen Aalfisch zwischen die Schultern. Es half ihm aber nicht, weil er sich darüber nicht entsetzte.

Im Mai schrieb er, demnächst ins Gebirge fortgehen zu wollen. Er hatte sich durch seinen Freund Berke, welcher zu Güns in Ungarn, unferne der österreichischen und steirischen Grenzen, in herrlicher Gebirgsgegend wohnte, ein Stündchen davon zu Rattersdorf schon ein Stübchen in einem Bauernhause für einige Wochen miethen lassen. Er ging aber auch hieher nicht, weil dazumal die Gallbrechruhr dort drohte, von welcher

er leicht in den dortigen bekannten „verdammten" Gottesacker hätte geliefert werden können. Das sehr liebliche Gottesäckerchen dort wird nämlich weder von Planke noch Mauer, sondern nur von einem kleinen Damm umschützt, der wohl zwar das größere Vieh davon abhält, die Hühner der nahen Hütten aber nicht, welche ganz harmlos ihre Eier in das Gras der Gräber legen. Wie traulich gesellen sich so Leben und Tod!

Zweiter Abschnitt.

Die zwei „prägnantesten" Jahre.

Lenau wollte also von Wien nach Stuttgart, um dort seine Gedichte herauszugeben. Hiezu trieb ihn nicht nur wohlanstehender Ehrgeiz, nicht bloß die kühne, erhabene Lust, den Flügelgaul vor den Augen einer bewundernden Welt zum Himmel empor zu spornen, auch irdische Vorsorge nöthigte dazu. Lenau war nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben. Zu seinem Bedarfe reichte aber der Ertrag des nur sehr mäßigen Vermögens, das aus Bankantheilen und Staatsschuldbriefen bestand, bei weitem nicht hin.

Ueberdieß war aber zu jener Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen in Aufstand sich befanden, und es sogar in Deutschland mächtig gohr, der Geldmarkt äußerst schwankend. Lenau befürchtete eine große Entwerthung seiner Papiere, wenn er sie nicht bald verkaufte. Auch hatten ein paar Börsenmänner unter seinen Bekannten ihn aufgemuntert, unter solchen Schwankungen, wo ein günstiger Wurf über Nacht einen bedeutenden Gewinn bringen könnte, auch sein Glück zu versuchen: „Wer wagt, gewinnt!" Er thats, aber nicht mit gehofftem Erfolge. Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen! Mit vielleicht schon gehälftetem Vermögen begab sich Lenau Ende Juni 1831 nach Stuttgart auf den Weg; aber bereits damals trat aus dem Hintergrunde sein Plan zuweilen hervor, den Rest seiner Baarschaft nach Nordamerika zu flüchten, und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder sich verwandeln sollten.

Der Abschied fiel ihm denn doch sehr schwer, aber unendlich schwerer

noch seiner treuen Schwester Therese. Sie war Anfangs Juni mit den Kindern nach Mödling gezogen, nachdem er sich schon früher ein Zimmer in der Stadt, in der Kärnthnerstraße, im Eckhause der Himmelpfortgasse, 967, neben dem Gasthofe zum Erzherzog Karl, genommen. Beim Abschiede in Mödling schnitt er ihr eine Haarlocke ab, die er mitnahm. Als er dreizehn Jahre darnach diese zufällig wieder einmal zu Gesichte bekam, benetzte er sie noch mit Thränen der Rührung. Sie ist noch vorhanden. Kaum war er von Mödling fort, so schrieb ihm seine Schwester nach Wien nach:

Liebster Franz! Deine Reise macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute schon vergossen. Wann werde ich Dich wiedersehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröstendes! Ein Jahr ist eine sehr lange Zeit; mir ist so bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und schone Deine Gesundheit, wenn Du das Spital besuchst; ich beschwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schwester Theres.

Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches Theres noch immer wie ein Heiligthum bewahrt, lautet also:

Liebe Schwester! Mir ist sehr leid, daß Dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich hoffe, daß Du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie Du überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich Dich, Du meine liebe gute Resi! Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin bist, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ginge mir es auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienst. Gott segne Dich und die Deinigen. Dein Bruder.

Am 9. Juli 1831 schrieb mir Niembsch aus Gmunden:

Mein lieber Bruder!

Du hast Dich nicht verrechnet, ich bin seit dem 3. in Gmunden. Es hat doch einen eigenen Zauber, dieses Gmunden, und wie vor einem

Jahre, fühl' ich das Bittere des Scheidens auch jetzt. Uebermorgen, d. i. den 11., reise ich ab nach Salzburg.

Bruder! ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage wieder vergangen! Wenn nur Du hier wärest! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirthe zu Ort. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht, und frohe Gesichter, wenn ich weidlich einhieb in diese wahrhaft klassischen Rollen, bullao aureao.

Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr $^{3}/_{4}$ Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen." Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!" so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten." Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig

hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben, und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein süßer Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunstein: sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus, und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich. Du wirst mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Theil des Tages auf der Spitze des Berges zu. Ha, wie schmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie schmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins! Vivat Traunstein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüstig und schnell, in $^{3}/_{4}$ Stunden waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Greisbeils bald; stellenweise fuhren wir auch ab über das Geröll, thaten manchen lustigen Sprung, und trieben allerlei Kurzweil, besonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunsteins gepflückt, und Nimmernix genannt. Du erhältst es in diesem Briefe. Die Senninnen geben ihren Burschen, wenn sie von ihnen besucht werden, immer einen Blumenstrauß; findet sich darin dieses Nimmernix, so ist es nix. Mit unserem lieben Schleifer habe ich einige Götterstunden verlebt; ich finde ihn heiterer als voriges Jahr. Und nun seyen die letzten Zeilen meiner lieben Schwester geschrieben. Sie erscheint auf dem Boden dieses Briefes, wie sie auf dem Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schwester! wie oft hab' ich an Dich gedacht, und Dein weinendes Antlitz gesehen in der Ferne! Bruder, Du hast ein edles Weib, bewahre sie wie Dein Auge.

Nun lebt wohl, meine Lieben, ich küsse euch herzlich, euer treuer Bruder Franz. Meine Adresse erhältst du von München aus. Lebt wohl! — Grüße meine Freunde; bald schreib ich einem und dem andern.

Man sieht aus diesem begeisterten Briefe, welchen ungeheuren Eindruck die so schönen österreichischen Alpen auf den empfänglichen Sohn

der unermeßlichen ungarischen Flächen zu machen pflegten. Ferner zeigt uns seine Erzählung, wie reich auch Lenau mit Körperkräften ausgestattet, wie muthig, ja, wie tollkühn fast er war und wie heiß das kriegerische Blut seiner Ahnen durch die Adern ihm wallte, da er „die Freuden des Schlachtfelds“ über alle anderen stellte. Eher klein als groß, aber stämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Verwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hülfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanftgeschwungenen Nase gern sich stark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenau's Gesicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyrolischen größten Volkshelden Speckbacher sehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermuth . . . welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; so, so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog.

Als theilweiser Beleg und zur Ergänzung des Vorstehenden möge hier angeführt werden:

Unter den drei Dingen, die er gern vollbracht hätte, stellt Lenau selbst das Stehen in einer Schlacht oben an:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.“

(„Der Pechvogel.“)

Lenau wollte als Jüngling in der That Husar werden, wie einige seiner mütterlichen Verwandten, aber ein streitender, nicht bloß ein reitender; und so hielt ihn der damalige aussichtslose Frieden davon ab. — Lenau's kriegerischer Geist glüht uns aus vielen seiner Lieder an, z. B.: „Die Werbung," „Husarenlieder," „Mischka an der Theiß," „Johannes Ziska," „die Albigenser" u. v. a.

Seine obenerwähnte starke Stirnfalte, draus die Zornsader aufsprang, zeichnete Lenau selbst sehr kräftig in mehreren Stellen. Siehe: „Faust: „Die Warnung" und „der Mord"; dann auch „das Gewitter," in „Wanderung im Gebirge."

Als dießmal Niembsch bei Schleifer war, führte ihn dieser ans Fenster und gab ihm ein Fernrohr in die Hände: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magst die blitzenden Fenster zählen des hervorragenden stattlichen Pflegerhauses, das sich im See wiederspiegelt und rings der herrlichsten Aussichten genießt Deinem Traunstein gegenüber. Es ist jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter sammt etwaiger Braut aufzunehmen, die sich wohl auch bald ganz in der Nähe finden lassen würde." — Schleifer sprach also, weil ihn Niembsch noch im Anfang November 1830 schriftlich ersucht hatte, ihm irgend ein schöngelegenes Häuschen am Traunsee anzukaufen. Niembschens Ansichten hatten sich aber binnen weniger Monate wesentlich verändert; anstatt sich anzusiedeln, gedachte er jetzt zu reisen. Die Schmälerung seines Vermögens rückte Hauskauf und Verehelichung in unbestimmte Fernen.

Am 11. Juli 1831 also setzte Niembsch seine Reise über Salzburg fort. Am 16. meldete er aus München seine baldige Abreise nach Heidelberg an Schleifer. Am 22. aber schrieb er mir aus Karlsruhe folgenden Brief:

Mein lieber, guter Bruder!

Da bin ich seit zwei Tagen in Karlsruhe und denke sehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; gestern gab man den göttlichen „Fidelio" von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturme der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichste auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückdenke, so vergeht mir der

Muth, mit dem Schicksal zu rechten, denn es könnte das Schicksal auftreten mit diesen Götterstunden und sie mir vorhalten, und ich müßte mich schämen, daß ich sie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen. Noch klingt mein ganzes Wesen von der herrlichen Musik. Bruder, du kennst sie ja. Beethovens Geist trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges, vorbei an wilden, erhabenen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen Kerkergewölben, immer schneller, stürmischer fort, bis sich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, ist das ein Geist! Ich war ganz erstaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav ist das Orchester, und von den Sängern sind drei, vier ganz ausgezeichnet.

Allerlei Bemerkungen hab' ich auf meiner Reise gemacht über die Menschen. Baden, Württemberg, Bayern hab' ich kennen gelernt. Gleich nach meinem Eintritt in Bayern fiel mir Manches auf. Unter Anderem ein öffentlicher Anschlagzettel des Landgerichtes N. N.: „Es sind durch das voreilige Einbringen des noch feuchten Heues mehrere Scheunen in Brand gerathen; man findet sich verpflichtet, solches zur warnenden Kenntniß zu bringen." Also nicht: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten," wie's vielleicht anderswo geheißen haben würde, ganz im Einklange mit dem Grundsatze: Der Herr einer Heerde mag dafür sorgen, daß sie sich die Wolle nicht versenge.

Ferner eine gewisse Reinlichkeit und Ordnungsliebe sind mir aufgefallen. Das beweiset, daß die Menschen ihres Daseyns froh sind. Die Fenster, alle so blank meist mit Blumen geschmückt, ein Gärtchen vor dem Hause mit sorgfältig gehegten Rosen. Gute Zeichen. Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden, je schöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden, und froh seyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht verwehren,

und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft, und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokaierweinberge (jetzt seh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus, als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.

Eine schöne Achtung vor den Menschenrechten spricht hier aus allen Zügen des Privatlebens. Hier werden z. B. die Kellner nicht mehr geduzt, sondern lächerlich tropisch Herr Keller genannt. Hier ist viel öffentliches Leben, die Politik dringt bis in jene Keller hinunter, und es tönt gar nicht dumm heraus aus jenen Kellern.

Hier hört man schwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren. Da sieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meist ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man sie, denn sie sind ungemein geschwätzig. Da seh' ich Abends aus meinem Fenster, der Mond scheint hell herab auf die lustwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe offene A herauf zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es ist, aber ich könnte mich schwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrscheinlich ist es ihre Geschwätzigkeit. Der schwäbische Dialekt klingt mir übrigens sehr angenehm.

Gestern hab' ich von hier aus an Gustav Schwab nach Stuttgart geschrieben, und ihm zwei Gedichte überschickt mit der Bitte, solche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene;" das andere von Schleifer: „An den Schmerz" (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?)

Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. Was macht Speckbacher?

Karlsruhe ist eine schöne Stadt, wenn eine Stadt schön seyn kann. Aber fürchterlich regelmäßig, auf keinen Fall ein poetischer Aufenthalt. Mathematik ließ sich da gut treiben. Hier liegt ziemlich viel Militär. Die badischen Officiere sind hübsche, artige Herren. Auch einige von den Deputirten lernt' ich kennen, Alles gescheidte, freisinnige Männer von hoher Rechtlichkeit. Heute will ich einer Sitzung beiwohnen. Das ist nun alles recht schön, Bruder; aber Oesterreich, besonders Oberösterreich!

Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. Du liebe, gute Schwester, was machst Du denn? Was machen Deine lieben Kinder? Wenn ich jetzt aus dem Hause geh', so ruft mir Niemand nach: „Herr Onkel!" und kein Toni begleitet mich bis zur Barriere; und komm' ich Abends nach Hause, so find' ich kein trauliches Gespräch mit meiner guten Resi. Wie gerne möcht' ich nun alle Deine tausend kleinen neugierigen Fragen beantworten, liebe Schwester, wenn Du da wärest, oder ich dort! Ich habe einen Heidelberger Doctor medicinae, Namens B., zu Dir geschickt mit einem Briefe; war er bei Dir? Nächstens schreib' ich Dir, mein Bruder, von Heidelberg, und schicke Dir meine Adresse. Und somit lebt wohl, Geschwister; denket an Euern Bruder Franz. Du kannst mir schreiben an die Carl Groß'sche Buchhandlung in Heidelberg.

Der Heidelberger Arzt fand sich zu meinem Bedauern nicht ein mit dem Briefe, der uns also verloren ging. Aus Heidelberg aber glauben wir einen erhalten zu haben, der sich aber leider nirgends mehr auffinden läßt. Irren wir nicht, so enthielt er die Mittheilung, daß in Baden-Baden die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldberge Niembsch gewaltig angelockt hatten, doch einmal auch ein Glück zu versuchen. Er that es auch wirklich, aber mit Zurückhaltung, wobei sich Gewinn und Verlust so ziemlich ausglichen. Als er aber den argen Spielteufel in ihm immer

größer werden fühlte, gedachte er all des unsäglichen Elends, worein jener seinen armen verblendeten Vater voreinst gestürzt, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse damals um so eher vom Spiele los, als er gleichzeitig einen jungen Wiener Ritter alles, was der eben mit sich hatte, verlieren sah, so daß er diesem ein Darlehen geben mußte, um ihn in der Fremde nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser leichtsinnige, aber immer heitere und darum Niembsch nicht unangenehme junge Ritter machte auch späterhin noch einige Anläufe, ihn zum Spiele zu drängen, glücklicherweise aber immer vergeblich. Ich selbst sah niemals eine Karte in Niembschens Händen.

Lenau's erstes Erscheinen in Stuttgart erzählt die „Schwäbische Kronik" vom 16. Oktober 1850, Z. 248, dergestalt:

Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Theils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen: Nik. Lenau und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat (9. August 1831), als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer, und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab,

daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat."

Der Vertrag mit der Cotta'schen Buchhandlung über den Verlag der Gedichtsammlung wurde am 29. August 1831 abgeschlossen; die Herausgabe aber verzog sich wegen verspäteter Lieferung der Handschrift bis in den Sommer 1832.

Nach einer vorhandenen brieflichen Angabe hatte Niembsch, welcher nach obigem wohl noch vor August aus München wieder zu Schwab zurückgekehrt seyn wird, die Absicht, am 7. September 1831 abermals von Stuttgart abzureisen, um noch einige Zeit bei Schleifer in Ort zuzubringen, bevor er an die Vollendung seiner ärztlichen Ausbildung nach Heidelberg ginge, und er dürfte auch — nachdem er noch früher Uhland in Tübingen, Mayer in Waiblingen und Kerner in Weinsberg kennen gelernt — in der That die Reise nach Ort angetreten haben, und bis München gelangt seyn, wie ein späterer Brief seines Freundes Klemm annehmen läßt. Da jedoch, wie Lenau's nachfolgendes Schreiben zeigt, die arge Cholera ihrem Ausbruche in Wien schon sehr nahe und die Grenze Bayerns gegen Oesterreich deßhalb bereits abgesperrt war, zog er es vor, zum zweitenmal von München zu seinen neuen Freunden nach Stuttgart zurückzukommen, in deren Mitte er denn auch bis Ende Oktober verblieb und selige Tage genoß, wie seine nachfolgenden Briefe an mich beweisen.

Stuttgart den 5. Oktober 1831.

Theurer Bruder!

Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professors Schwab, und meiner einigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder! ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen,

die ich hier genannt habe. Aber enthusiastisch war schon bei unserer ersten Begegnung Schwab von meiner Poesie ergriffen. Ich muß Dir gestehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieses Mannes; eine solche Wirksamkeit hätte ich meinen Leistungen nicht zugetraut, ist auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu setzen. Am ersten Tage meines Hierseyns führte mich Schwab Abends in einen Leseverein und trug hier mehrere meiner Gedichte selbst vor mit großem Feuer. Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Gustav Pfizer, zurück. Da wurde noch gelesen, getrunken, Bruderschaft getrunken, gestrafet auf mancherlei Art bis spät nach Mitternacht. Es war der 9. August. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unserem Glücke, mein Bruder! Was soll ich Euch noch schreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. s. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieses Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beste Anstalt ist. Cotta hat die Gedichte von Lenau angenommen für ein Honorar von 50 Dukaten. Ist doch gut! Mit Ende Oktobers werden sie erscheinen. In drei Monaten ist man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. Was macht Speckbacher? Der soll auch zu Cotta. Nur heraus aus dem Pult in die frische Luft der Welt! Nun aber, lieber Bruder, wie geht es Dir, meiner innigst geliebten Resi, euern Kindern, Verwandten? Ich habe das feste Vertrauen, daß Ihr gesund seyn, weil man doch mit guter Diät ziemlich sicher vor der Ansteckung und selbst im Falle einer solchen durch schleunige Hülfe leicht gerettet ist. Gott gebe, daß ich mich nicht täusche! Ich erwarte mit Ungeduld Briefe von Dir und Schleifer, dem ich schon öfter geschrieben, wie Dir, ohne Antwort. Ich habe die Briefe, die mir allenfalls nach Heidelberg geschickt werden sollten, durch eine dortige Buchhandlung nach Gmunden adressiren lassen, weil ich einen Ausflug zu Schleifer zu machen glaubte, was aber wegen der Contumazgeschichten unterbleiben mußte. Nun liegen diese Briefe, wenn Ihr mir anders geschrieben, noch in Heidelberg oder in Gmunden. Schreibe mir doch auf der Stelle, lieber Anton.

Ich bin heute sehr verdrießlich, habe Kopfschmerz, drum schreib' ich Dir auch so wenig ausführlich und so viel schlecht.

Lebt wohl, liebe Geschwister, zu tausendmal! Gott sey mit Euch! Auch meine liebe, gute Resi soll mir schreiben.

Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Posthorn."

Lebt wohl, lieber Bruder, liebe Schwester, liebe Kinder, lebt wohl! Die letzte Strophe bitte ich der Therese nicht zu lesen.

Deinen Brief adressire nach Stuttgart poste restante.

Heidelberg den 8. November 1831.

Lieber Bruder!

Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren konnte, was hier bis zum Frühling möglich ist. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das strengere Leben der Wissenschaft. Ich besuche die Kliniken nebst einigen Vorlesungen und erwarte große Ausbeute für mein Wissen. Das freie selbstständige Studiren sagt mir besser zu als das zwangsmäßige. Ueberdieß fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißkrames, z. B. Mineralogie, Zoologie u. s. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Curses thun werde, wissen die Götter. Vielleicht findet sich dann eine Aussicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reisen. Ich würde so etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich macht in den bewegten Wellen unserer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine liebste Freundin? fragst Du vielleicht. Nein, ich kann sie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch so ist. Wann wirst Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichtest? Woher sonst die beseligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber ist es, wenn uns die Poesie Herzen gewinnt. Mancher Freund ist mir geworden durch

sie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenschaftlicher Anhänglichkeit. Das ist der Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtischen Musenalmanach gelesen hast. Er ist ein Mann von vierzig Jahren[1] mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz ist mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. August, also bei meinem ersten Hierseyn,[2] machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiele, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle vor. Das gefiel Allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen, und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreise zum Thee, und ich sehe

[1] Mayer, am 22. März 1786 geboren, war damals 45 Jahre alt.

[2] Am 9. August befand sich Niembsch bloß auf der Durchreise. — An einem 22. August, 19 Jahre darauf, starb auch Niembsch.

Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erscheinen werde (die „Waldkapelle" ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das Alles nicht zum Teufel holen ist? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einsames Lustschloß des Württemberger-Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofräthin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig seyn. Im Schlosse wurde gegessen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einigemal scharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufschrie. Nach Tische lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer sangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hause, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagt mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist, und mir einigermaßen meine liebe Resi ersetzt, sagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tische (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das ist zu arg. Das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor. Hier hast du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist

mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig.

Was macht meine liebe, liebe Schwester? Schwabs Frau läßt sie grüßen, ja, der Vetter des Königs von Würtemberg (der Erlauchtige Graf Alexander von Würtemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schwester erzählt) läßt sie herzlich grüßen. Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf seinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderschaft. Schleifer hat mir geschrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe seines edlen Herzens. Meine Gedichte sind noch nicht da. Ich soll nur das Manuscript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin so indolent in der Sache.

Meiner Resi will ich nächstens schreiben. Oft les' ich ihren lieben Brief, sowie jenen Zettel, den sie mir noch vor meiner Abreise aus Mödling schickte. Den Christtag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küsse Euch und eure lieben Kinder zu tausendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas.

Paßwesen: Scheiner soll um Verlängerung einkommen; was hab' ich ihm denn noch zu schicken?

Einmal speiste Niembsch bei Mayer in Gesellschaft Uhlands, Eberts und Schwabs, wobei ihnen Ebert sein „Kloster" vorlas, und die liebenswürdigen Neckereien des einander zum erstenmal begegnenden ungarischen und böhmischen Dichters, in Betreff ihrer verschiedenen Landsmannschaften den Schwaben viel zu lachen gaben. Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembsch mit Mayer, und dort machten alle drei Dichter einen Lustgang zu der schönliegenden weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle," welche sie so entzückte, daß alle drei Dichter sie sodann besangen.

Frankl läßt in seinem Buche: „Zu Lenau's Biographie" S. 35 diesen Folgendes erzählen: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach

Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile; da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch diese war leer; in die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgestreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembsch. Wir probiren da eben, wie es seyn wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden."

Kerner an Niembsch in Heidelberg.

Weinsberg, den 7. November 1831.

Bester Waldbruder mein!

Das ist aber arg, daß wir Sie nicht sehen!! Und wo ist der Pater Suso? Ich glaube, daß der Pater Suso Sie so bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geistliche Lieder dichten, die Sie mir aber bestimmt für meine Blätter aus Prevorst senden müssen. Freilich so ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reise von Stuttgart nach Heidelberg, wenigstens fand Sie da ein lutherischer Suso (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch sehr hartgläubig; vielleicht aber geschahen inzwischen durch Suso Wunder, und Sie leben so ascetisch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, sonst hätten Sie mir gewiß schon geschrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen ist abgefallen und steht auf meinem Schreibtische. Er soll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel seyn, um Sie noch an Kasteiung des Fleisches zu übertreffen. Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wissen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer besuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie schimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald schreiben und

mich nicht versichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tausend Grüße! Ihr Kerner.

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Heidelberg, was weiß ich, den wievielten November (Dienstag). [1]

Mein lieber Freund!

Wie überhaupt viel Närrisches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete, und an Ihnen vorüberfuhr, reine Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung. Um so mehr werden Sie sich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu sehen kriegten; wie gerne würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben: ihm einige patres Susones um den Kopf zu schlagen, oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent! Erstens: glaub' ich, daß Kälber, Hasen und Rebhühner nicht umsonst in der Welt herumblöcken, laufen und fliegen, und daß man schon in forstpolizeilicher Hinsicht kein Ascet seyn, sondern von diesen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen soll, weil sich sonst das Wald- und Feldvieh so vermehren würde, daß 2c. 2c. Doch wäre es vielleicht die schönste Höhe der Ascetik, von Schweinen gefressen zu werden? — !

Zweitens: ist der der bessere Reiter, der einen frischen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, beinschlotternde Mähre kann jeder Elende reiten. Und so bin ich der Meinung, daß es auch männlicher ist, sein aufrührerisches schlimmes Fleisch zu bändigen, als sein sieches zahmes Ascetenfleisch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in diesem Abzapfen der Menschlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: ja, aber die Abtödtung selbst kostet die keine männliche Festigkeit? — und ich antworte: das ist die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, seinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erschlagen. Aus diesen Vordersätzen werden Sie mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen sitze und geistliche Lieder singe. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte, und

[1] Ohne Zweifel am 15. November 1831, der ein Dienstag war.

meinem leeren Magen zum Resonanzboden meines begeisterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im König von Portugal und esse mich satt, wie andere ehrliche Leute, die was zu essen haben und keine Asceten sind.

Ich bin also auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu schreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, diese säuselnden Elegien des Herbsts, fallen sehen, so denken Sie mein: was Ihnen die Blätter sagen, ist die Sprache meines Herzens, wenn ich sie auch nicht darauf hinschreibe. Und so kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir, diesen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermuth, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist:

Herbstgefühl.

Ja, Sterben ist das End' vom Lied. Und was das heuer für ein Regen ist! Und keinen Menschen hab' ich, dem ich sagen kann, wie mir ist. Die Spatzen aber schreien ganz lustig auf meinem Dache; vielleicht ist mein Fruchtsack aufgeplatzt. Sie wissen den Teufel davon, daß unterm Dache Einer sitzt und Trübsal bläst. O gleichgültiges Gesindel der Natur! Jedes Geschöpf lebt sein Privatleben. Das muß anders werden. Der Tod wird euch schon zusammenschaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns Alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Substanz nach Spinoza), in den großen Osterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel. So z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerner verfaulen wird, sondern mit und in seinem redlichen Herzen. Aber getrost, mein Freund, wenn wir in eine Gottheit uns zurückverlieren, darin versinken, sind wir uns um so näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg?

Gott segne Ihre lieben Angehörigen! Gott segne Sie, der Sie mir einer der Liebsten sind auf Erden!

Ich grüße und küsse Sie Alle inniglich. Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir bald wieder!

Kerner an Niembsch.

Weinsberg, 18. November 1831.

Geliebtester!

Ihr lieber Brief erfreute uns Alle herzlich, nur schmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet.

Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein schlechter Tröster.

Es ist doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr versiegt, daß mein Leben zum trocknen stummen Hinstarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiseschatten." Sie müssen sie lesen, damit Sie sehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie Sie und der viel schwärzer ist als der schwärzeste Gespensterglaube.

Ich habe kein Exemplar der Reiseschatten. Lassen Sie sich dieselben von Heidelberg kommen. „Reiseschatten vom Schattenspieler Luchs. Heidelberg bei Braun. 1811."

Mir fällt Suso ein. Wo ist er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn so ungern!! Kommen Sie doch über die Christfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigst! Mein Herz! Ewig Ihr Kerner.

Niembsch an Karl Mayer in Waiblingen.

Heidelberg, den 1. December 1831.

O mein theurer Freund, warum hast Du mein Herz verletzt durch den Eiseshauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht?

Ich halte mich für keinen guten Menschen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von so viel Liebe, wie Du mir geschenkt, Du, den ich lieben mußte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unsere Liebe sey stark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich Anderen eher geschrieben als Dir, hättest Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundschaft am sichersten zu seyn glaubte. Was war es denn nun, was dich abhielt zu schreiben? wirst Du fragen. Nichts, als meine äußerst trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen, denn ich bin nun einmal der festen, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigsten Antheil nimmst an mir.

Lege Deinen Scharfsinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle damit nicht erforschen, ob es Liebe sey, was ich zu Dir spreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du schreibst. Sondern thu' Dein Herz auf und lasse mein Wort hineinströmen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig ist.

Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches sagen. Das hiesige Klinikum ist äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß ich meinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen! Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt. (S. „Robert und der Invalide.") Das einzige Palliativmittel für mich ist Vertiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen odiosis und Du hast doch deren eigene genug. Bist nun gar Deputirter worden, bist eine Volksstimme worden, für die es, Gott sey's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es ist auch das eine Erleichterung. — Wer weiß, ob es nicht auch noch besser wird? Auf jeden Fall wünsch' ich den

Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; sie haben sich einem eben so Verständigen als Redlichen anvertraut. Vernachlässige darüber die Poesie nur nicht allzusehr. Deine neuen Gedichte sind in mein einsames Zimmer hereingeflogen, wie süße Blüthenflocken aus einer andern Welt, sie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankennestes balsamirt mit frischem Waldesduft. O Mayer, wenn Du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie Du. Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich schon in Deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten Wenn ich ein Gedicht von Dir lese, mein' ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen, wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben.

Meine Poesien tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und schrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burschen, 29. November." [1]

Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erste Abtheilung fertig ist.

Auch das erhältst Du hier, so wie ich Dich auch in Zukunft heimsuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entstehung; wenn sie noch warm sind von meinem Herzen, sollen sie in Deines hinüber: „Die Marionetten. Erster Gesang: der Gang zum Eremiten."

Das Weitere, wenn ich damit nicht lästig bin, erhältst Du, wie es fertig ist.

Das allerliebste Gedicht [2] von unserm Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz, wie Alles von dem herrlichen Manne gediegen ist, treibt nur starke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze Schößlinge.

[1] Spätere Ueberschrift: „In der Schenke."

[2] Nachruf. 5.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten. Empfiehl mich deiner lieben, trefflichen Frau, und versichere sie meiner innigsten Hochachtung; dein zweifelfertiges Herz aber versichere, daß ich dein Freund bin ewig, ewig, und küsse mir deine lieben Kinder. Niembsch.

Niembsch an Karl Mayer.

Heilbronn, den 6. Jänner 1832.

Lieber, lieber Freund!

Ich schreibe dir diese Zeilen auf dem Zimmer deines lieben Karl in großer Eile. Meine Abreise aus Stuttgart wurde durch einen mir sehr angenehmen Streich Schwabs bis heute, Freitag, verschoben; er hatte nämlich, während ich den letzten Tag in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Anderen abgetreten, damit wir noch einige Tage zusammen seyn und uns wieder auf den schönen Wegen der Freundschaft ergehen konnten. Wir waren noch sehr vergnügt. Und wie gerne hätt' ich dich dabei gehabt! aber ich fürchtete allzu sehr für deine theure Gesundheit, als daß ich dich wieder aus deiner kaum gewonnenen Ruh' in das bewegte Treiben unserer Herzen hätte reißen mögen; dann scheute ich auch das kalte Wetter für Dich. Karl steht nun vor mir, indem ich dieß schreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Gesundheit, voll freudig wachsenden Geistes. Gott erhalte ihn Euch; Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm.

Was macht deine Minele Mayer, deine übrigen lieben Kinder? Küsse mir alle herzlich, wie deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verspreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die du zuerst in Gang gebracht hast.

Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig Euer Niembsch.

Ist deine Schwiegermutter noch bei dir? Herzliche Grüße. Lebt wohl!

Klemm an Niembsch.

Paris, den 6. Jänner 1832.

Kaum in Stuttgart angekommen, war mein erster Gang zu Schwab, um deine Wohnung zu erfahren. Von ihm, der mich so sehr freundlich aufnahm, erfuhr ich zu meinem nicht großen Vergnügen, daß Du in Heidelberg seyest. So sehr leid mir es auch that, meine Hoffnung, dich in Paris bei mir zu haben, vernichtet zu sehen, so konnte ich Dir doch so unrecht nicht geben, und verzeihe Dir daher Deinen Wortbruch. Die Freundlichkeit Schwabs und seiner lieben guten Frau verschafften mir in Stuttgart einige sehr angenehme Stunden. Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennst meine Unbehülflichkeit in nicht ganz bekannter Gesellschaft, und besonders bei Frauen: bin ich aber so glücklich oder unglücklich — wie Du willst, mein Alter — mit einer zusammen zu kommen, die mir recht sehr gefällt, so übersteigt diese Unbehülflichkeit alle Grenzen, denn je mehr sie mir gefällt, desto weniger bringe ich es über mich, sie anzusprechen, so daß, wenn Du einmal hören solltest: ich sey mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Gesellschaft gewesen, und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, Du darauf wetten kannst, meine erste Anrede werde ein Heirathsantrag seyn. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß ich mit Lotten keine Sylbe sprach, und auch wahrscheinlich in den nächsten vierzehn Tagen keine gesprochen hätte, wenn ich nämlich so glücklich gewesen wäre, so oft ihre Gesellschaft zu theilen. Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als *ein* anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmuth, diese jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. Ich habe ihr ins Auge gesehen, freilich nur selten und verstohlen, habe sie sprechen gehört, sie hat gesungen — und ich hätte sie anreden sollen! — Narr!!..

Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotten zur Frau; ich bin überzeugt, man schlägt Dir sie

nicht ab. Dieß ist kein Scherz, sondern mein allertrockenster Ernst. Bei dem, was Du hast und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du bist, und wie sie auch ganz gewiß ist, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede seyn. Was soll Dir die neue Welt, dem das Glück in der alten plötzlich so freundlich und so unerwartet lächelt? Das Glück ist ein Weib, lieber Alter, von dem am leichtesten angezogen, der es am wenigsten sucht, aber mit unersättlichem Hasse den verfolgend, der seine Gunst einmal verschmähte. Das wäre eine Freude, wenn ich so nach Stuttgart zurück käme, und Du sie mir als Deine Braut aufführtest! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich schon mit ihr reden!.. Immer Dein alter J. E. Klemm.

Kerner an Niembsch in Heidelberg.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembsch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung."

Diese Narrheit scheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie Wochen lang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer schrieben, den Sie kaum verlassen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie schreiben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zusammenkunft in Heilbronn gewesen, hätten Sie sich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, besonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, besonders seit der Zeit, wo ich Geister nicht bloß wie Sie und Andere in Novellen und Gedichten aufführe, sondern Beweise für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch sehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf schütteln und mich auch bei Andern zu verdächtigen suchen, so könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, so aber bin ich derlei, wie ich sage, schon seit Jahren auch

an älteren Freunden gewohnt, und es ist nun einmal so, und ich kann mich trösten.

Ich bitte Sie aber nur um die Freundschaft, mir meinen Suso zuzusenden, ein Buch, dessen Inhalt mich auch noch über Schwereres trösten kann. Herzlich Ihr Justinus Kerner.

Niembsch an Kerner.

Heidelberg, 11. Januar 1832.

Mein aufbrausender, doch gar sehr geliebter Freund!

Sie haben mich schnell und streng verurtheilt; aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren; aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, sondern hatte auch den festen Willen, meine lieben Freunde daselbst zu besuchen. Da bekam ich aber knapp vor meiner Abreise von Stuttgart einen ganz desperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort sein ganzes Geld verspielt hatte, und mich um Gottes und aller Heiligen Willen beschwor, ihm Geld zu schicken. Ich hatte Geld in Heidelberg liegen, und eilte also über Hals und Kopf dahin, oder vielmehr daher, um meinem unglücklichen Freunde zu helfen. Dießmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und sollen, ob nicht irgend ein besonderes Ereigniß mich abgehalten haben dürfte, Sie zu besuchen. Lieber, guter Kerner! seyen Sie mir nicht gram, ich liebe Sie so herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böse sind auf mich, ich bin sehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgelesen haben, und sagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, sondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu Theil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Consilium mit Ihren lieben Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter eben so reizend ist, als im üppigsten Frühling, denn je mehr sich die Natur vor mir verschließt, desto tiefer

und seliger werd' ich hineingedrängt in das schöne Gemüth eines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir schreiben von schlechten guten Freunden, und Geistersehen und Verdächtigungen, versteh' ich nicht und mag es nicht verstehen. Verdächtigen? wer soll Sie mir verdächtigen? warum solche Worte? was führen Sie solche Dolche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel; mit dem hab' ich nichts gemein; ist mir aber auch noch kein Solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und die herzlichen Worte, womit solche begleitet waren. Desto empfindlicher war mir Ihr harter Brief, der drückt mich sehr auf der Seele; schreiben Sie doch bald einen andern.

Den Suso wird Ihnen Mayer schicken.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, stellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verlust unendlich betrüben würde Ihren armen Freund Niembsch.

Einen herzlichen Gruß an lieb Frau und Kind.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Mein geliebter Bruder!

Ich danke Dir für den Paß, und wünsche Dir und Deiner lieben Tertschi ein glückliches neues Jahr. Auch Deine Kinder mögen gedeihen in diesem Jahre, wie sie im vorigen zu Eurer Freude herangewachsen sind. Hab' ich Euch nicht immer gesagt: unser Toni wird ein Mordkerl!? Den lieben blonden Pepi hab' ich neulich in Stuttgart gesehen. Ein wunderliebliches Bild von Dietrich ist im dortigen Kunstverein ausgestellt. Ein schöner blonder Knabe von etwa fünf Jahren — Deinem Pepi so ähnlich, daß ich darüber erschrak — ganz nackt, ist eben aus dem Bache gestiegen, worin er gebadet und gefischt, und ist auf einem moosbedeckten Felsen sitzend eingeschlafen. Rings herum treten die Büsche zusammen, und schließen ihn ein, gleichsam vergnügt über den holden Besitz. Selig schlummernd lehnt der Knabe da, die linke Hand schlaff herabhängend,

die rechte ein Glas haltend, worin seine gefangenen Fischlein herumschwimmen. Könntest Du doch das Bild sehen; ist durchaus Deinem Pepi ähnlich, bis sogar auf den Wurf der Locken und jedes Schättchen im Gesichte. Lange bin ich davor gestanden, und habe mich zu Euch zurückgeträumt und gesehnt. Gebt nur Acht; auf einmal wird Euer närrischer Bruder ins Zimmer stürzen, und Euch in seinen Umarmungen herumtummeln, bis Ihr schwindelig werdet.

Die Feiertage hab' ich in Stuttgart zugebracht und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderschaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichsten meiner Freunde. Das ist ein wunderbarer Mensch. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen hat er eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerst Du Dich noch jener Gedichte im Wendtischen Musenalmanach von Karl Mayer, jener lieblichen Waldscenen, wo Rehe am stillen Weiher herumirren ꝛc., jener sanften Naturhauche. Das ist der nämliche Mayer. Wenn ich nach Wien komme, sollt Ihr die Briefe lesen, die er an mich geschrieben. Einer der liebenswürdigsten herrlichsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Wir wollen ihn einschließen in unsern heiligen Ring; hörst Du, Schurz und Schleifer?

Meine Gedichte sind endlich unter der Presse. Bis zur Ostermesse erscheinen sie jedenfalls. Weil mein Freund Schwab sich ihrer so warm angenommen hat, und es eigentlich war, der mich in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, will ich ihm die Sammlung widmen.

Was Deine Gedichte betrifft, so glaub' ich, das Beste wäre, vorher eine ziemliche Anzahl ins Morgenblatt rücken zu lassen, denn es ist sehr schwer, den Cotta zur Verlagnahme solcher Gedichte zu bewegen, die noch gar nicht bekannt sind. Ich hätte die meinigen auch noch nicht untergebracht, wenn nicht Schwab, mein Manuscript in der Hand, gleichsam Sturm gelaufen wäre gegen alle Bedenklichkeiten. Schicke mir also recht bald eine Anzahl Deiner Gedichte zur weiteren Besorgung.

Meine Thätigkeit ist jetzt sehr rege. Ich habe mit einem Kapellmeister einen Vertrag geschlossen, ihm einen Operntext zu schreiben, der mir einige Hundert Gulden tragen wird. Auch anderweitige literarische

Verträge sind bereits eingeleitet. Hier können einen die Leute doch brauchen.

Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entsagen müßte! Ich habe sie wieder gesehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du so köstlich fandest, ist etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht schreiben; aber erzählen will ich Euch einst. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.

Was macht meine liebe Resi? Wie steht es mit dem halben Dutzend? Denkt sie viel an mich? Hat sie mich noch so lieb?

Schreibe mir doch von Dräxler. Ist er noch in Wien? Geht er nicht nach Pesth, um die projectirte Zeitschrift herauszugeben? Vielleicht wäre was damit anzufangen. Schreibe mir darüber.

Wie geht es meinem lieben Schleifer? Seine Gedichte werden nächstens in den „Blättern für literarische Unterhaltung" recensirt werden, und zwar von einem tüchtigen Manne. Ich werde Schleifer nächstens schreiben.

Geh doch einmal zu Neuner und grüße mir meine Freunde, besonders den lieben wackern Dürfeld, und sag' ihm, er soll mich nicht vergessen. Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf diesen hab' ich erst gestern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philistern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Untersuchung anstellte, welcher von beiden der Langweiligere sey; doch umsonst! Da dacht' ich an *, der sie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über diese zwei Gebirge von Langweile.

Gott segne Euch, liebe Geschwister, und eure Kinder. Schreibt bald Eurem treuen Bruder Niklas.

Was machen denn meine Schwestern Marie und Mini? Küsse sie mir herzlich und bitte sie, deinem nächsten Briefe ein paar Zeilen beizuschließen.

Ich umarme Euch abermal. Gott segne meine gesegnete Resi! Du gute liebe Schwester, lebe wohl!

Niembsch an Gustav Schwab.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menschen zu machen, nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldsamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch ein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demüthigung; ich habe die Größe Eurer Freundschaft erfahren, ich bin Euch ernst verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Theil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüthe, so heilkräftig fließen mir seine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lectüre. Ich lese mir diese Gedichte laut vor.

Sage Deiner verehrten Frau, daß sich über ihrer Geduld ein Gewitter zusammenziehe, denn nächstens soll sie mit einem langen Briefe von mir heimgesucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und schreibe mir bald, wie es Euch geht.

Kerner an Niembsch zu Heidelberg.

Weinsberg, 13. Jänner 1832.

Niembsch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, sonst wäre Ihnen mein Klaggeschrei nicht aufgefallen. Ich liebe **innigst** und komme sogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verstoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweisen, denn von diesen glaubte ich mich auch schon oft verlassen. Seit diese Weiber genommen, sind sie *so* ganz erkaltet; so wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht so gehen! Bleiben Sie ledig wie — Suso!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich

warm und getreu; um desto mehr schmerzte es mich an den Andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch seine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantasie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir: denn ich sah ihn nie, schrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor sechs Jahren nun reiste dieser hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er schon zu Straßburg war; da befiel mich eine so schreckliche Liebessehnsucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreisen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefste Trauer. Jetzt schreiben wir uns schon längst und sind innige Freunde, sehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in diesem Winter ein Brief von Schubert aus, und schon war ich Wochen lang sehr verzweifelnd und wollte mich gerade niedersetzen und an ihn schreiben, so wie ich an Sie schrieb — da kamen im Monate, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! —

O Niembsch, ich bin innen nicht so dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie sind ein glühendes edles Metall, an dem die Andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer gestählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichsten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment schrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn gewesen, hätte ich ihn gerne wieder zurückgenommen: denn es sagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergessen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir ist, seit ich von Menschen, die sich Jahre lang meine Freunde nannten, und denen ich mit unsäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verrathen und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menschen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie trösten mich ja auf's Beste dadurch, daß Sie mir versprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichste Freude machen wird.

Mein Rickele grüßt Sie auch tausendmal, und ist nun auch wieder versöhnt; denn Sie sind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude! — Ewig Ihr J. Kerner. Sind Sie denn immer dazu bestimmt, Spielern Geld zu geben? Diese Menschen sollen nicht spielen; sie sollen den Pater Suso (!!!) lesen! —

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, 15. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir wieder lange nicht geschrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich sehr nach Dir gesehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du standest als ich ins Zimmer trat, hinter der Thüre, und sprangst mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief ist von Dir gekommen. Wie sorgst Du so freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für mein Herz, sogar auf meinen kranken Daumen erstreckt sich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner seligen Mutter würde sich Niemand so weit um mich bekümmert haben. Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

Du verlangst etwas zu vernehmen vom Zustande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung ist mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine Tages über mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine saß und sang: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt, juchhe!" — sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich meinte,

ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch gehen. Doch das alles sey nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen.

Nun von was anderem: Deine Gedichte lese ich mit großer Freude durch. Viele davon sind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müssen. Und ich gehe mit meinem kritischen Messer so schonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du bist dimidium animo meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären sie meine eigenen. Ich habe mit Cotta gesprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat sich geneigt finden lassen, dieselben zu drucken, wofern Du anders bescheidene Bedingungen stellen werdest, was ich ihm in Deinem Namen zusicherte. Geh' also zu ihm und schließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Trost finden darin und die Natur verstehen lernen. Das freut mich, daß wir zusammen auftreten!

Kerner hat mir geschrieben. Er ist sehr gekränkt, daß ich ihn nicht besucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

Hier erhältst Du, was ich seit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht (Schilflieder. Winternacht).

Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Euer Niembsch.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

Niembsch ist freilich ein großer neuer Genius. Er versprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann.

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, am 21. Jänner 1832.

Mein innigst geliebter Freund!

Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich gestern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmlische Melodie Deiner Freundschaft. Ich setzte mich sogleich nieder, Dir zu antworten, schrieb einen langen Brief, aber im Rausche, worein mich Dein Schreiben versetzt hatte, fiel er so närrisch aus, daß ich einen andern schreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten Brief auch so gemacht, den Du von mir bekommen hast; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendsten angenehmsten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Brief; nach einem trüben Traume, gleichsam noch in der Atmosphäre dieses Traumes geschrieben, mag er Dir zu nichts weiterem dienen, als zur Bestätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Rückfälle vor, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die empörte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht so bettelarm an moralischer Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wäre es auch nur Dir zu Liebe.

Wenn Seneca sagt: „ingentis animi est, aliena causa ad vitam reverti," so ist das Großsprecherei. Er hätte höchstens sagen sollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren ins Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe.

Sey getrost, Dein Werk steht gut, sehr gut! Ich bin heiter, wie ich es seit Jahren nicht gewesen. In meinem finsteren Hofzimmer [1] kann man recht fröhlich seyn. Du sollst mir nicht schimpfen über dieses Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin gelesen. Freilich, ein Mensch wie ich war, mag das schönste Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen.

[1] Im Gasthof zum König von Portugal.

Ich spiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunca, pfeife mir meine steirischen Ländler, und schlage oder vielmehr schnalze mit meinem wieder gesunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine freundliche Sorgfalt für ihn) die Castagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den schönen Bergen herum, die mir täglich besser gefallen. Ueber meine Abreise nach Wien hab' ich noch nichts beschlossen. Aber den lieben Kerner will ich nächstens besuchen auf einige Tage. Sollt' es dir möglich seyn, auch zu kommen, so will ich warten, bis das geschehen kann; schreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch besuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklassen, als sie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Phantasie hinein corrigiren. Das ist ein gar herrlicher Knabe; Gott gebe, daß ich ihm einst nützen kann. Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wieder gestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit.

Du erinnerst mich, daß Uhland seinen Gruß von mir noch nicht habe. Ist Uhland nicht verstimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich gestehe Dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.

Hier sende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politische Zeitschrift „Mikrokosmus" habe drucken lassen. [1]

[1] „Am Grabe eines Ministers" und „In der Schenke."

Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tausend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald sollst Du Deine schönen Gedichte nebst meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die Deines Bruders [1] hab' ich noch nicht gelesen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theurer Freund!

Ich danke Dir für die gütige Uebersendung des Pariser Briefes und bitte das dafür ausgelegte zum Suso zu rechnen. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie Schwab.

Heidelberg, den 24. Januar 1832.

Theure Freundin!

Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unserer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon todt seyn, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. Als wir den letzten Abend zusammen saßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mirs so herzlich zu auf meine Wiederherstellung und Sie stießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich segnend aus Ihrem schönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, den 28. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Morgen reise ich zu unsrem Kerner. Weil Du auf meine kritischen Bemerkungen so begierig bist, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zusammengeschrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts sage, gefallen mir durchgängig, die kritisirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszusetzen habe. Viele sind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thätest sehr Unrecht, wolltest Du sie der Welt entziehen. Diese müssen

[1] August Mayer, jünger als Karl. Gedichte von ihm in Körners poetischem Almanach von 1812, und Deutschem Dichterwalde von 1813. Er ist ein Opfer des russischen Feldzuges von 1812 geworden.

allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du sie dem, wenn auch seltenen Freunde und Kenner der Poesie entzögest.

Laß Dich also nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenstand. Die übrigen Gedichte nebst Kritik wirst Du auch bald erhalten. Ich nehme sie mit nach Weinsberg, um wenigstens Deinen Geist dort zu haben, wenn mich schon die leidige Justiz um Deine Person bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meiner Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum und auch die Zeit! Dieses Ehepaar führt die Wirthschaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnsucht bezahlen und Thränen.

Du hast mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzu vollständigen Briefbeantworter gescholten. Darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigstens dießmal beantworten. Also meine steirischen Ländler möchtest Du hören? Ja, die sind wahrhaftig schön! Hörst Du einen wahren Steirerländler, so hörst Du mitten aus dem Getümmel der irdischen Freude die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraus tönen, der Sehnsucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewisses göttliches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien. Wie geht es mit Deinem Husten, lieber Freund? schreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worin ich Dich mit hinein gerissen. Wenn es doch bald besser würde oder schon wäre!

Du fragst mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen. In der Feder eine Grille, in dem Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und seine gastfreundliche gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall. An Schwab und seine liebe Frau hab' ich schon einigemal geschrieben. Es ist Gottlob Alles im Alten.

Die Geschichte mit Hochwächter ist mir etwas fatal. Sehr unangenehme

Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die österreichische Regierung kenne.[1]

Aber wir wollen schon sehen, was zu machen. So was kümmert mich weniger, als die Herzenssachen. Die stehen jetzt gut, also Alles gut. Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am besten überschrieben.

Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närrischen, nicht expedirten Briefe stand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht lustig über Dich, wie Du glaubst. Sondern es herrschte eine ausgelassene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe und darüber, daß Du dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder noch so tüchtige Wurfspieße nachsandtest, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu send' ich Dir hier noch ein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle."

Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher fester Umarmung. Ewig Dein Niembsch.

Deinen Karl seh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb' wohl, mein Mayer! Leb' wohl! Schone Deine Gesundheit und schreibe bald. Vale! fave! scribe!

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 5. Februar 1832.

Geliebter Freund!

Gestern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um so mehr, es zu beantworten, als es sich um Beseitigung eines Irrthums handelt, der unserm guten Kerner sehr weh thut. Veranlassung des Irrthums, als sey Kerner schuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umstand, daß auch Kerners Polengedichte im Hochwächter erschienen sind. Das war aber ebenso ein Gewaltstreich der Redaction, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden R. qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hause,

[1] Sie blieben aus.

bei dessen Abwesenheit, auf einem Tisch liegend gefunden, abgeschrieben und mittel- oder unmittelbar an R. befördert. Daß nun R. so ganz mit Leib und Seele Hochwächter ist, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redacteur nimmer unterscheiden kann, das allein ist zu beschuldigen. Ich bitte Dich also recht dringend, auch unserm lieben Schwab die Sache aufzuklären und so viel möglich allen Andern, die in gleichem Irrthum sind.

Hier send' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vorgreiflich, indem sie zugleich sagen, wie manches zu ändern wäre, so verzeih' mir das; ich zweifle nicht, daß Du selbst darauf gekommen seyn würdest; aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen vorschwebt, so kann ich es nicht verschweigen. Du kannst ja solche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch sind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe, wie beim Tadel.

Ich habe nun schon eine ganze Woche bei unserm Freunde sehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hause des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei. Dein Karl hat sich besonders hervorgethan durch sein lebendiges, humoristisches, möcht' ich beinahe sagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er heraus applaudirt, und bedankte sich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunter reißen und küssen mögen, so excellent hat er seine Sache gemacht.

Von unseres lieben Schwabs hab' ich schon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen sie freilich nicht zum Briefschreiben. Melde mir doch sogleich, lieber Freund, wie es mit der Gesundheit der vortrefflichen Frau steht, die ich herzlich bedaure, daß sie von der fatalen Rose schon wieder befallen ist. Auch über Deine Gesundheit hätte ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du bist in diesem Punkte etwas leichtsinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, debes amico, debes medico. Deiner lieben Frau

wünsch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und gesunde Tage, damit sie gestärkt werde für die bange Stunde, die ihr bevorsteht. Gott segne sie! Nicht mehr lange wird es währen, so bin ich auch in Deinem Hause, Du mein geliebter Freund, und genieße einige selige Tage. Sag es nur dem kleinen holdseligen Minele, daß Bart kommen wird.

Was macht unser Uhland? seine gute Frau? Richtig! Eins hätte ich bald vergessen. Du sprichst von Deinem Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich ist der scherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß du dich in Nachtheil setzest. Das ist aber nun ein gar prosaisches, ungeschlachtes Wort für ein Gedicht dieser Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern soll. Und so ist das Ganze etwas steif gehalten. Versuch' es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß besser. Auf jeden Fall ist es aber ein Gleichniß, das erst durch die Darstellung zu poetischen Ehren und Würden gelangen kann, dann aber vielleicht recht viel Glück macht; man kanns nicht wissen vorhinein. Versuch es.

Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müssen, daß Du Dich etwas seltenerer Reime befleißen solltest, daß Deine Construction nicht immer poetisch ist, sondern manchmal eine prosaische Disposition über die Gedanken, ein gewisser numerus oratorius darin erscheint. Ich meine das besonnene Anordnen der Vorder- und Nachsätze, das logische Gerippe, das hier und dort zwischen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

So eben hat Kerner seinen alten Gaul anspannen lassen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergessen in unserem Glücke. Ja, ich bin wirklich sehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Sein Rickele ist auch so lieb und gut. Wir leben so traulich zusammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärst Du da!

Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, geliebter, treuer Freund! Ewig Dein Niembsch.

Nächstens schicke ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag

den 10. Februar 1832. Vale! dimidium animae meae! Das ist das schönste Wort Horazens.

Niembsch an Klemm in Paris.

Heidelberg, den 17. Februar 1832.

Mein guter, treuer Bruder!

Ich habe einige Wochen bei meinem Freund Justinus Kerner in Weinsberg zugebracht, darum antworte ich Dir auf Deinen lieben Brief so spät. Ich hoffe, Du werdest über mein langes Stillschweigen wohl nicht ungehalten gewesen seyn. Es gibt eine Liebe, die gar lange ohne Nahrung fortleben kann, und ich glaube, die unsrige ist von solcher Art.

Als ich zu Weihnachten nach Stuttgart gekommen war, und sogleich zu Schwab eilte, um den Christabend bei ihm zu feiern, fand auch ich meinen Platz sammt Christbescheerung auf dem großen Tische, um welchen die liebe Jugend frohlockte; und auf dem Opferteller lag ein Papier und ich erkannte sogleich die lieben, wenn auch etwas steifen Züge Deiner Hand. Ich danke Dir herzlich für das schöne Christgeschenk. Du warst mir immer ein treuer lieber Bruder; bleibe es, bis uns die letzte Stunde schlägt. Beim Scheine der Feuerblüthen, die den heiligen Christbaum schmückten, las ich Deine Schrift, und das Zeichen Deiner Freundschaft nahm sich gar schön aus in so lieblicher Beleuchtung.

Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst,[1] tief verletzt, und scheinet mir darin eine Sehne gerissen zu seyn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll[2] sagt: „Zweimal ist kein

[1] Bertha.

[2] J. L. Stoll, geboren zu Wien 1778 und dort gestorben 1815, ein Freund Kerners. Näheres über denselben bei Emma Niendorf S. 134—137.

Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften; dieß schrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich schreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt wird, und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnsucht nach einem andern Daseyn. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich seyn. „Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Wir wollen uns abwenden von dem schönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, gehen wir zu was Anderem!

Von Deinen Aphorismen sind zwölf gedruckt worden im „Mikrokosmos," einer polemischen Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Ich werde Dir Dein Exemplar wahrscheinlich in München übergeben, wo ich Dich zu sehen hoffe. Erfragen wirst Du mich dort bei Professor Schubert können, dem zu Liebe ich vermuthlich den ganzen Sommer über in München bleiben werde. Doch wir schreiben uns ja bis dahin noch öfter. Ich wollte einen Operntext schreiben, wozu ich von einem geschickten Kapellmeister aufgefordert war; aber die Gestalten fielen zu derb und heftig aus, so daß ich davon abgegangen bin und jetzt an einem Trauerspiele arbeite. Diesen Sommer wird es wohl fertig. Eine ziemliche Anzahl neuer lyrischer Gedichte ist meiner Sammlung zugewachsen, seit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5; [1] Die Wurmlinger Kapelle."

Deinen nächsten Brief, lieber Bruder, adressire nach Weinsberg in

[1] Die fünf Schilflieder zählte Niembsch (nach Mayer S. 26) zu den ihm liebsten seiner Gedichte; nach Emma Niendorf (S. 14) hatte er sie für Lotte in Stuttgart gedichtet, daher diese selbst auch späterhin „Schilflottchen" in einem dortigen Kreise genannt wurde. (S. 80.)

Württemberg, an den Dr. med. Justinus Kerner. Ich werde noch einige Zeit dort verweilen, bevor ich nach München gehe. Hier bleib' ich nur noch ganz kurze Zeit. Die Leute hier sind so ganz trockene geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen. Leb' wohl, zu tausendmal gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder Niembsch.

Auch in Tübingen bin ich seitdem gewesen und habe mit dem herrlichen Uhland, gleichwie auch mit Paul Pfizer (dem Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen) Bruderschaft getrunken und zwei glückliche Tage gelebt. Einen aber mußt Du auf jeden Fall kennen lernen, wenn Du Dich in Stuttgart etwas aufhältst auf Deiner Rückreise nach Wien, das ist der Oberjustizrath Karl Mayer in Waiblingen, zwei Stunden von Stuttgart. Einer meiner allerinnigsten Freunde und der besten Menschen auf Erden; auch ein sehr braver Dichter. Ferner wünscht' ich, daß Du den Hofrath Reinbeck in Stuttgart besuchst, einen sehr guten, lieben Mann, dessen Frau, eine ausgezeichnete Landschaftsmalerin, Dir zwei Gemälde zeigen wird, welche sie über meine „Waldkapelle" gemalt hat.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 11. März 1832.

Herzliebster!

Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg hieher, denn Niembsch ist schon seit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Bönnigheim fuhr, aber Nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in zwei bis drei Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz besessen, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind.

Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg

wieder vierzehn Tage sich selber überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren namentlich seines Gesichtes, aussprechen. So lange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andere düster. Ich will noch Alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische fixe Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikanischen Commissär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen. Gedichtet hat er inzwischen gar nichts, ließ auch seine Tragödie liegen.

Alles dieß Dir in Liebe zu Niembsch geschrieben und sage ihm nichts davon, bei unsrer ältern Liebe!

Nachts.

Niembsch kehrte von Bönnigheim zurück und unterschrieb sich mit 5000 fl. in die amerikanische Gesellschaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es ist nun nichts mehr zu machen, als zu dieser Sache das Beste zu sagen. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, so läßt sich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, bester Mayer! mit diesen leb' ich seit acht Tagen persönlich und da fällt einem erst ihr Jammer auf's Herz. Auch dem Niembsch machten diese Bekanntschaften große Freude und die Polen schlossen sich sogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembsch nach Oehringen. Niembsch sagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müsse, um seine Geldgeschichten zu ordnen. Alexander schrieb auch, er komme. Niembsch wird Dir das Weitere schreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könntest, bestimmen. Niembsch

hat alle Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reise und an das Wesen in Amerika.

Gott sey mit Euch und uns Allen! Dein immer sehr trauriger J. Kerner.

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 13. März 1832.

Mein lieber Mayer!

Ich reise diesen Frühling nach Amerika. Längstens bis 1. Mai, vielleicht aber auch schon in drei Wochen werd' ich mich einschiffen. Das war es, warum ich so lang nicht geschrieben; ich hatte theils viel herumzureisen und auszukundschaften, theils wollt' ich Dir einen letzten festen Entschluß mittheilen; nun ist er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200 Köpfen bestehend, wird sich am Missourifluß niederlassen, vorläufig aber eine Commission dahin absenden, um Land anzukaufen und die Colonisation vorzubereiten. Wahrscheinlich werd' ich mich an diesen Vortrab anschließen, denn sehr interessant wär' es mir, die ersten Rudimente einer Ansiedelung zu beobachten, vielmehr selbst theilzunehmen daran.

Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlasse mein Eigenthum der Gesellschaft zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Dort will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, mein Herz aber durch und durch maceriren in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemüthes, betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich des Gedichtes an Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich

selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;“ ich möchte sagen: „die Kunst ist Sorge und viel Arbeit.“ Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst;“ ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirst Du meinen; aber ich glaube, Religion ist nichts, als transiente Religion, der reinste Kultus. Der sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche seine Brüder lachend und weinend und eben auch sterbend dahin wandern. Ewigkeit ist freilich zu viel gesagt von der Kunst und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundschaft. Doch genug des Geplauders über unaussprechliche Dinge.

Ich sitze wieder bei meinem Kerner und genieße seine liebenswürdige Persönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu stärken für die Reise nach Amerika.

Deine Gedichte sind alle bereits durchkritisirt. Ich bringe sie Dir selbst mit.

Leb' wohl auf baldiges Wiedersehen! und grüße mir die Deinigen herzlichst von Deinem Niembsch.

Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverstanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du sendest sie mir nach über's Meer und ich werde sie den schönsten sinnenden Blumenbäumen Amerika's vorlesen. Deine lieben Worte werden wie schöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedichte seines Patrons, und der ganze Urwald

wird von Sehnsucht ergriffen werden nach Euch, und er wird lange seufzen und seinen Vögeln sagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein seltsamer schöner Vogel sich zeigen, und an Eure Fenster klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen sollt dahin, wo die Freiheit blüht.

Kerner setzte bei:

Bester Mayer!

Das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes! — Dein Kerner.

Dienstag, den 14.

Heute früh reiste Niembsch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembsch schifft sich jetzt schon am 24. dieses Monats ein, wird also wahrscheinlich sehr bald zu Euch kommen. Diese Geschichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembschs Entschluß nichts sagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantasie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu sehr, daß es mir dadurch nicht angst und bange werden sollte, und so wird es Dir auch gehen.

Niembsch an Kerner.

Heidelberg, (15.) März 1832.

Mein Herzens-Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Gefühle allhier halten mich noch ein Paar Tage auf. Sey so gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Post hieher zu schicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüsselchen hab' ich bei Dir liegen lassen; das schicke mir auch. Die Seherin von Prevorst schicke mir auch, ich bin hier sehr darum ersucht worden. Bis Sonntag sehen wir uns wieder. Ich werde doch kaum mit

der Commission nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Klecks auf dem Papier da? so eben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischer Weihe, bis meine Augen dabei so kurios herumschweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.

Leb' wohl, liebes Rikele, Mariele, Emmale, Madam Hochstätterle, liebwerthe Fräulein Kiederle-le und Du mein Kerner, ich küsse Dich und ich erdroßle Dich in meiner Umarmung. Euer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 16. März 1832.

Liebster Bruder!

Gleichwie Du stundenlang bei einem Freunde sitzen, wohl auch an ihn denken kannst, ohne die leiseste Sylbe mit ihm zu sprechen, so kann ich monatelang an meine lieben, liebsten Leute denken, ohne ein Wort an sie zu schreiben. Beides ist eine Unart, die meinige die größere, das weiß ich; aber Ihr verzeiht mir ja doch. Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig; gestern hört' ich die erste Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnsucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reisegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich also nach Oesterreich heimkehre, will ich noch ein Tüchtiges herumreisen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantasie in die Schule — in die nordamerikanischen Urwälder schicken; den

Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poesie lebt und webt in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reise auf einem Dampfschiffe geht sehr schnell und ohne Gefahr; in Amerika selbst reist man auch völlig sicher, denn Bettler und Diebe sind dort nicht zu finden, weil sich die Menschen ihr Brod auf bequemeren Wegen verschaffen können. Von wilden Thieren ist gar nichts zu fürchten, mindestens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reise ich in großer Gesellschaft von etwa 80 Personen, die sich in Amerika kolonisiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oesterreich. Glaube mir, Bruder, die Oesterreicher sind die besten Menschen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die ersten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Gmundnern und Wienern zusammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich schon noch eine Weile herumtreiben. Das ist wirklich höchst nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Resi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poesie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird dieses Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie schön ist schon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb seyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik ist wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politisiren hört, wie hier zu Lande. — Deinen Speckbacher, wenn er bald fertig ist, oder einen beträchtlichen Theil Deiner Gedichte möcht' ich gerne mitnehmen auf die Reise. Manches Deiner schönen Gedichte würde ich dann den stillen, sinnenden, wunderbaren Blumenbäumen vorlesen, mit lauter Stimme, so daß der Urwald plötzlich von Sehnsucht ergriffen würde nach dem lieblichen Dichter, und er seinen schönsten Vogel nach Dir ausschicken würde, der dann, weit über's Meer herbeigeflogen, auf

einmal an Deinem Fenster säße im Schwarzspanierhaus, und anklopfte und rief: „Komm, komm nach Amerika!" Schleifers Gedichte werden zu gleichem Zwecke auch mitgenommen. Eine Geige auch, damit das alte Rakozilied in den heiligen Schatten des Urwalds ertöne. Das wird ein Leben werden, lieber Alter.

Von meiner Reise bitt' ich Dich und die Therese gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! Wenn Ihr mich aber in Gedanken begleiten wollt, so leset die Beschreibung von Nordamerika, die kürzlich ein gewisser Duden herausgegeben hat. Der Missouristaat und (früher) der Niagarastrom, sind die zwei Hauptgegenstände meiner Wanderschaft.

Meine Gedichte hat Cotta bis Ostern versprochen.

Grüße mir doch meinen Berke recht herzlich und sage ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde. Vom Schleifer erwarte ich eine Antwort; ich glaube ihm aber meine Adresse nicht geschrieben zu haben. Darum sey Du so gut, es in Deinem nächsten Briefe an ihn zu thun; Du schreibst ihm ja doch gewiß bald. — Meine Schwestern Marie und Mina tausend schöne Grüße.

Unter Anderem! ist nicht wer von meinen Bekannten gestorben? Gestern, den 15. März, um 6 Uhr Morgens? — Ich lag in leichtem Schlummer und träumte ruhig unbedeutende Dinge; da weckt mich auf einmal ein lauter Schrei: „Niembsch!" hart an meinem Bette, so daß ich auffuhr und mich umsah, aber nichts erblickte. Neben meinem Zimmer schläft ein Studiosus, der hört zur selben Zeit einen starken Schlag an seiner Thüre, daß er auch aufwacht und vergebens nachsucht, wer da geklopft habe. Auch war ihm im Schlafe, als habe er auch „Niembsch!" rufen hören. Das ist eine kuriose Geschichte.

Schreibe mir bald, lieber Bruder. Anfangs Mai werd' ich abreisen, im Spätherbst wieder kommen.

Leb' wohl, lieber Alter. Adieu, liebe gute Schwester! Ich umarme Euch herzlich vieltausendmal. Dem lieben Tonerl danke ich für sein Brieflein; der muß auch einmal nach Amerika reisen. Das wird ein Urkerl werden. Die liebe Kati muß ja schon recht groß und hübsch seyn. Hat sich ihr specifisches Gewicht noch nicht verändert? All' ihre Eingeweide

müssen gediegen Blei seyn. Joseph, Lori, Resi, Alle küsse ich. Euer Bruder N.

Therese Schurz an Niembsch.

Wien, den 26. März 1832.

Geliebtester Bruder!

Meinen Schmerz über Deine Reise kann ich Dir nicht schildern. Der Gedanke, daß Du in einem anderen Welttheile und weit, weit überm Meere, von uns Allen getrennt seyn wirst, macht mich ganz trostlos. Ich habe wenig Hoffnung, Dich, mein einziger, geliebter Bruder, je wieder zu sehen; denn gewiß, Jahre werden vergehen, ehe Du heimkehrst, und ich vielleicht dann nicht mehr seyn! — Wenn Du wüßtest, wie viele Thränen mir diese Reise nach Amerika kostet, Du würdest gewiß den Niagara nicht rauschen hören. Auch dort wirst Du nicht Alles finden, wie es Deine Phantasie und unruhiger Geist hofft. Die Natur muß wohl großparadiesisch in jenem Lande seyn; wenn aber die Menschen so wären, wie mein Anton glaubt?! [1] — Wirst Du Dich da auf der fremden Erde nicht entsetzlich verlassen fühlen, und nach einem theilnehmenden Herzen sehnen? — Wenn Du mich liebst, mein Bruder, so gehe dorthin nicht! mache mir nicht immer gar so vielen Kummer mit Deinen Reisen! Wenn ich mir im Geiste vorstelle, daß Du Dich dem großen, unermeßlichen Meere anvertrauest, so wird es mir ganz dunkel vor den Augen. — Wenn Du es denn für unumgänglich nothwendig hältst, Deinen Geist zu bereichern mit Naturscenen, so bleibe doch wenigstens in Europa. Wie himmlisch schön muß es nicht in der Schweiz und am Rhein hinab seyn, und wie viel bessere Menschen wirst Du da finden!

Mein Bruder, denke an Deine Schwester, die Dich so unaussprechlich liebt, und mache ihr nicht so großen Schmerz! — Lebe wohl, Deine Resi.

[1] Ich hielt die Nordamerikaner für die eingefleischtesten Krämerseelen auf Gottes weiter Erde.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 1. April 1832.

Herzliebster Kerner!

Wie lange ich nun schon wieder in Stuttgart sitze! Geschäfte! Geschäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich selbst, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuscript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Actiengesellschaft stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, und dergleichen schlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch so heillos erschüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen und mein guter Kaiser Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Mattussinsky, wir werden nach Florida gehen auf eigene Faust. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit besagtem beliebten Bildnisse, mein Landesvater sieht noch immer sehr erschüttert aus, deutlich seh' ich ihm Thränen in den Augen stehen.

Gar lange bleib' ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht so in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubst. Nein, nein, ganz still. Ich fürchte den Guas-Upas-See, i. e. die große Theekanne. Ganz still! still!

Also bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen Matussinsky aus meiner tiefsten Seele; er soll nur fleißig englisch lernen.

Tausend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Rickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb' wohl! Ewig Dein treuer Niembsch.

Niembschs Tabakspfeife im Munde ermangle ich nicht, Dir mit den aufsteigenden Wolken Grüße zuzusenden. Dein Mayer.

Niembsch an Anton und Therese Schurz.

Stuttgart, den 21. April 1832.

(Im Gasthofe zum König von England Nro. 41.)

Mein lieber Bruder!

Wo bleibt denn Dein Speckbacher? Schicke mir ihn doch recht bald, denn meine Abreise ist nahe. Ja, diese Reise! sie ist ganz herrlich, und nie hat mich etwas so freudig beschäftigt als diese Reise. Das einzige, was mir davon mißfällt, ist, daß sie meiner lieben Schwester Thränen gekostet hat. Weine nicht, liebe Theres, wir werden uns gewiß bald wieder sehen. Ich kann Euch ja nicht entlaufen. Das fühl' ich nur zu gut. Amerika wäre kein Land für mich, um dort zu bleiben, weil es dort keine Antons und Theresens gibt, keine Schleifers und Traunsteins. Bei Gott, ich komme wieder zu Euch! Ich müßte ja gar ein verlorner Kerl seyn, wenn ich Euch und alle lieben Erinnerungen meines Lebens fahren ließe auf immer. In den Urwäldern wird mir kein Bär was vorlesen und die Affen werden für die Dauer ein schlechtes Publikum seyn für meine poetischen Produktionen; auch werden sie mir das Frühstück nicht ins Bett bringen, wie mirs meine liebe Schwester gethan. Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt, manet alta mente repostum. Ich komme wieder, so wahr ich kein Dieb bin. Mich freuet es, lieber Bruder, daß Du meinen Entschluß nicht mißbilligst; das ist so männlich von Dir, wie ich es erwartet habe. Da gibts doch einmal was zu erzählen. Ich sehe schon Deinen Toni, wie er seine Augen aufreißt und mir gespannt zuhört,

> Dem Wanderer, der von fernem Land,
> Von schönen Wundern viel erzählt
> Auf seiner Irrfahrt durch die Welt.
>
> (Die Zweifler.)

Unter Anderem! meine Gedichte sind beinahe fertig. Zehn Bogen liegen gedruckt auf meinem Tische, könnt' ich sie doch auf den Deinigen hinzaubern! Es ist manches Neue entstanden. Mit meiner Klara Hebert (zehn Romanzen) bin ich zufrieden; außerdem sind noch verschiedene Gedichte, als fünf Schilflieder, Winternacht, der Raubschütz, eine Bergkapelle, Reiseempfindung, der Maskenball ꝛc. hinzugekommen. Die Auflage wird

sehr schön; 450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf schönem Druckpapier; Cotta scheint eine Freude daran zu haben, daß er sie so gut ausgestattet hat. Das Ganze wird ungefähr siebzehn Bogen betragen. Du warte mit Herausgabe Deiner Gedichte, bis ich zurückkomme. Ich will dann den Cotta schon bewegen, daß er sie verlegt; ich gelte viel bei dem Alten. Ich habe einen sehr lieben Freund zum Reisegefährten, einen polnischen Stabsarzt, durchaus gebildet und sehr liebenswürdig; außer ihm noch hundert Menschen, die sich drüben ansiedeln werden. Matushinsky heißt mein Pole; er ist Virtuos auf der Flöte und sehr empfänglich für Poesie, hat auch einen richtigen Geschmack. Die Paßgeschichte wollen wir schon so wenden, daß Scheiner nicht in Verlegenheit kommt. Vor meiner Abreise sende ich dir auf jeden Fall meinen alten Paß; Scheiner soll mir dann einen neuen lösen auf eine Reise nach Frankreich und England auf ein Jahr, und so wirds gehen. Hast Du nichts von Antoniewitsch gehört?

Ich bin jetzo sehr gesund. Das Reisen hat mir gut angeschlagen, und die Betriebsamkeit thut mir wohl. Schleifer hat mir noch nicht geschrieben; er soll es doch thun. Adressirt Eure Briefe nur an den Professor Schwab in Stuttgart.

Bald schreib' ich Dir wieder. Leb' wohl, Herzensbruder! Ewig Dein N.

Liebste Schwester!

Du schreibst, ich soll nicht nach Amerika reisen, wenn ich Dich liebe. Warum bindest Du an meine Liebe solche Bedingung? Das ist ja eigenmächtig, liebe Resi. Ich lasse mir das nicht gefallen. Ich liebe Dich, wie nur ein dankbarer Bruder eine so gute, seltene Schwester lieben kann; aber warum sollt' ich deßwegen nicht reisen? Ich nehme Dich ja mit in meinem Herzen; wir sind ja nicht getrennt. Fasse Dich nur, treue Seele, stärke Dich an Deinem wackeren Anton; Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du hast Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menschen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtschaft ist ein heiliges Mysterium in der Natur. Was ich für Dich fühle, kann mir selbst die begeistertste Freundschaft nicht einhauchen. Sey getrost, Du liebe Schwester, wir lassen einander nicht;

bald schreib' ich Dir wieder. Küsse mir Deine Kinder und meine Schwestern. Leb' wohl! Dein treuer Bruder.

Kerner an Niembsch in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Bester Niembsch!

Dich segne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun so fest, daß Du mit Deinem Leibe thun kannst, was Du willst.

Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich — wie es dem Novalis seine Geliebte that — zur höchsten Poesie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber sie im Herzen, und traulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, sey's, wo es sey. Die Lotte ist äußerst lieb und ich ließe sie keinem Herrn aus Stuttgart. Faß' sie, aber behalt' sie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst, und ihr dann nicht strenge Wort hältst, so hole dich der Teufel; das sag' ich Dir auch! —

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Stuttgart den 4. Mai 1832.

Liebster Kerner!

Wie gehts Dir? Was macht die medicinische Praxis? Was macht dein liebes, gutes Rickele? Deine Maria, Emma? Theobald? Matushinski? Bald bin ich wieder bei Euch und will dann auch meinen ehren- und fleischhaften Herrn Onkel noch einmal sehen. Du hast mir viel Schönes von Lotte geschrieben; mich freut es, daß sie Dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blüthenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeschossener Bär, und kratze mich sehr oft nach Art der wilden Thiere. Bei

Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das sind herrliche Leute, mir ist unendlich wohl unter ihnen. Könnt' ich sie nur alle mitnehmen nach Amerika, und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die medicinische Praxis ausgenommen, und den schwappacher und rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch säuberlich abschaben müßtest, bevor Du das Schiff bestiegest. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargelessen. Spargel wie Kirchthürme werden da gefressen. Ich allein verschlinge 50 bis 60 solche Kirchthürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unserer politisch-prosaischen, durchaus unheiligen Zeit, die auch schon das Maul weit aufsperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchthürme wie Spargelstangen zu verschlingen.

Möchtest Du nicht mit Matushinski nach Lauffen laufen, um die Apotheke unserer Colonie zu besichtigen? Sey so gut, Brüderl! Sie liegt beim Zimmermeister H. Aber gib Acht, daß Dein Gauls H . . . seinen nicht frißt und krepirt. Noch immer sind keine Nachrichten da, wann wir abreisen müssen.

Sey auch so gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findest, meine und Matushinski's sämmtliche Gewehre hieher zu senden; es ist manches daran zu korrigiren. Aber das müßte sehr bald geschehen, weil ich in der nächsten Woche, Freitag oder Samstag, nach Weinsberg abgehe. Adressire solche an mich im König von England Nr. 38; ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich hier noch aufhält, sind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme sobald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen. Dein Niembsch.

Johann Matussinski an Niembsch in Stuttgart.

Weinsberg, den 6. Mai 1832.

Liebster Bruder!

Keine Flinten werde ich Dir schicken; was nöthig ist an ihnen zu repariren, wird der Onkel in Oehringen bestellen. Ich war da zwei Tage, bekam eine schöne Doppelflinte zum Präsent und zwei Pistolen.

Jetzt haben wir zwei Doppelflinten, eine einfache und drei Paar Pistolen; mit denen kann man sich schon in ein Urwäldchen wagen. Doktor Feierabend gab mir eine prächtige Doppelflinte von dem berühmten Kuchenreuter; sie ist Büchse, schießt nur Kugeln und grobes Schrot; diese will er Dir für 40 fl. verkaufen; dieß Geld ist sie immer werth. O lieber Bruder, komm geschwind in meine Arme! Daß wir doch schon einmal beisammen bleiben könnten! Bei Dir, mit Dir ist mir so wohl; ohne Dich kann ich nicht lachen; weinen wohl. Komm! Dein ewig! Jan Matuszynski.

Kerner an einen Ungenannten.

Weinsberg, den 11. Mai 1832.

Geehrtester Herr!

Ich bin so frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Oesterle bei Ihnen war und sich Niembsch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanstalt ohne mein Wissen sich heute entfernte. Schon seit Jahren hat er die fixe Idee, er müsse in den Urwäldern Amerika's zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs Stärkste mit seiner Affenlust befallen, schnitt die furchtbarsten Fratzen und entwischte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der sich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das sey sein Kind, gehöre in seinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er sey ein amerikanisches Opossum oder Beutelthier.

Ich bitte Sie nun sehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er sich verpflichtete, zu annulliren, und sollte er wieder bei Ihnen erscheinen, ihn in meine Anstalt unter sicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu lassen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs Herzlichste und wünsche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen. Ihr ergebenster Oberamtsarzt Dr. Kerner.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Geliebter Freund!

Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieser Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit, sieh, ich würde sagen: Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: Du gehst in die See, Du vertraust Dich den trügerischen Wellen, Du überantwortest Dein Herz sammt aller Liebe, die Du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das sag' ich mir alles, und denke recht schmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reise doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Man habe nämlich einen Wahnsinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab selbst wollte dieß, und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Mannes auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren.“ Das sind die trefflichen Worte unsers Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. So zu sagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl ja, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen.

Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens Du es,

mein lieber Mayer! Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr ist doch besser als ein Verbrecher; und hast Du nicht einmal zu mir gesagt, Du würdest mich selbst dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erschiene? — Ich schreibe Dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde vorübergegangen am Fenster der geliebten Lotte. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gerne er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner Lotte stehen und hinaufblicken, wo sie schläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hineinschütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; Dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein anderer Geist, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Mein herzliebster Mayer!

Ich muß meine Druckbogen corrigiren. Leidiges Geschäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt; es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Anderes hier aufhält; die Lotte nicht.

Ich muß abbrechen, sonst müßt' ich in abscheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein so bald Du kannst; sey übrigens versichert, daß ich bin wie immer durch und durch Dein Niembsch.

Herzlich grüß ich Dir Frau und Kinder.

Mayer fügt in seinem Buche S. 73 hieher bei:

„Niembsch klagt in diesem Brief, ohne Benennung einer Person: Man ist — hineingefahren unter die stillen Keime unserer Liebe, ehe wir uns gegen einander selbst geäußert hätten" u. s. w. und zeigt in

mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen seyn mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinüber gehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ergreifendste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Samstag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort „Liebelei" ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niembsch mehr als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde.

Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (der feste Bund) entstanden, welche in der zweiten Ausgabe meiner Gedichte S. 268, Nr. 53, zu lesen und in einem spätern Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind."

Von damals berichtet Mayer auf S. 70: „Niembsch hatte in seinem Zimmer (zu Stuttgart im Gasthofe zum König von England) Gedichte, Handschriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen, und ein Stubenmädchen des Gasthofes machte sich diese ihr offenstehende mannigfaltige Leserei auf das Emsigste zu Nutz. Gerade als ich bei dem Freunde übernachtete, war durch diese sich selbstverschaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm so hoch gestiegen, daß sie eine Sammlung eigener handschriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembsch mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindsamen Schwung, wie die Person selbst, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komisch anzusehen, wie Niembsch, der Dichter, das Mädchen gleich einer Schwester in Apollo behandelte und diese eine solche Anerkennung als etwas sich von selbst Verstehendes aufnahm."

Ein weiteres Beispiel, wie Lenau's Nähe auf Menschen geringeren Standes belebend wirkte, erzählt Emma Niendorf S. 105. „Als er einmal bei Kerner war, Alles vom lyrischen Fieber angesteckt schien und man bei Tische saß, sich die frisch entsproßten Gedichte vorlesend, kam auch ganz zuletzt der ehrliche Hausknecht, welcher aufgewartet, ein grobes Papier in der Hand, schüchtern und kleinlaut. Auch er hatte seinen Vers gemacht: „Auf den neuen Doktorsgaul vor dem alten Chaislein."

Im Mai 1832 machte auch Mayer (s. d. B. S. 77) mit Niembsch einen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen über's Gebirg. Mayer ließ den Freund darauf Acht geben, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Busch sich niederlasse; sie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieses zurück. Daraus hatte Niembsch später das Gleichniß: „Theismus und Offenbarung," gebildet. In einem Band Lenau'scher Gedichte, welchen Mayers Sohn besitzt, der auch von der Partie war, steht von Niembsch ein Gedicht eingeschrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes."

Oben im Wald, ehe man ins Heimbach herunter steigt, freute sich Niembsch an dem Ausblick auf die blaue Teck. Der Fußweg weiter unten durch die Wiesen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen

sehr beschränkt. Niembsch schimpfte sehr über den Geiz der schwäbischen Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich solche kleine Sparerei nie gesehen. Absichtlich trat er die Dornen nieder und lief im aristokratischen Muthwillen durch das gehegte Gras. Es war ein schöner, warmer, blauer Tag.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 19. Mai 1832.

Mein lieber Bruder!

Dieß ist der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreise schreibe. In drei Tagen reise ich ab. Bald aber sehen wir uns wieder. Ich habe vorgestern im „Schwäbischen Merkur" einen Artikel über Oesterreich gelesen. Ein neues Gesetz gegen Auswanderer und unbefugte Absenten. Das hat mir in die Nase geraucht. Mein österreichisches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächsten Herbst zurück. Bis dahin geht es noch; so lange gilt mein Paß. Den nächsten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübsch fein zusammenhocken am Ofen und Gugelhupf essen von unserer Resi Hand, und erzählen, was wir gesehen und gehört. Meinen Schleifer seh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geschrieben, wie ihn kein Mensch auf Erden schöner schreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der besten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erstenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzusuchen. Es geht doch nichts über Oesterreich und über Euch, liebe Leute!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Speckbacher. Das wird ein ganzer Kerl. Der Ton des Gedichts ist gar gut getroffen, wie ich meine. Die Erzählung meisterhaft. Ich freue mich sehr auf's Weitere. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Ich glaube, es würde doch der Simplicität des Gedichts, welche Du allerdings mit vollem Rechte verfolgst, nichts abbrechen, wenn die Darstellung etwas reicher wäre in Bildern. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Mir ist nämlich diese Idee beigefallen: Wie wäre es, wenn Du Gleichnisse aus der Natur nähmest,

liebliche und erhabene, wie Du es eben brauchst, diese Gleichnisse aber wieder in Deiner Tirolersprache, der treuherzigen, einfachen, aussprächest? Idealisirt müssen die Naturerscheinungen seyn einerseits, popularisirt aber andrerseits. Ich glaube, das hat noch kein Mensch versucht. Ich bin nicht recht im Stande, Dir meine Gedanken ganz deutlich zu machen. Ich meine so: die Auffassung der Naturerscheinung und die Gestaltung derselben zum Symbole müßten ganz ideal seyn; die Darstellung dieses Symbols aber müßte tirolisch seyn. Also — genug, Du verstehst mich schon. Es müßte eine große Wirkung thun. Die ganze Natur zur Landsmännin machen, zur schönen Tirolerin, wäre gar nicht übel. Probir' es nur, Tonerl, es wird sich machen!

Meine Gedichte sind fix und fertig. Sauber gedruckt. Wenn ich nur wüßte, wie ich sie Euch schicken kann. Ich weiß nicht, was die Censur sagen wird. Auf jeden Fall aber wirst Du sie durch einen Buchhändler in Wien bekommen können. Ich will Alles versuchen, Dir und Schleifern ein Exemplar zu schicken. An Klemm, Berke, Skulimovski, Antoniewitsch möchte ich auch sehr gerne ein Andenken senden; aber ich weiß noch nicht, wie ich's anfange. Die Gedichte sind bereits zur Ostermesse abgesendet. Glücklicherweise! Es sind auch einige Bestellungen von Auswärtigen eingelaufen. Vielleicht dringen die Dinger doch durch. In Württemberg hab' ich schon einigen Namen. Besonders interessiren sich Uhland, Kerner und Schwab dafür. Jetzt ist's geschehen; ich kann sie nicht mehr zurücknehmen. Aber ich bin ziemlich gleichgültig bei der Sache. Die Leute haben mich hier sehr gelobt und dadurch abgestumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir besser seyn, aber auch nicht viel mehr wirken. Diese Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden. Ich bin wirklich stumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recensenten nicht achte; die wissen den Teufel von Poesie. Ich werde froh seyn, wenn ich es zur absoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urtheil der Welt werde gebracht haben. Lob schläfert ein; Tadel erbittert. Der beste Freund ist das poetische Gewissen. Wir wissen recht gut, wo uns der Schuh drückt, besser, als es uns irgend ein Recensent sagen kann.

Ich schicke meiner lieben Resi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hiesigen Geheimraths Hartmann, ein sehr liebes Mädchen. In diesem Hause habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beschreiben: Der alte Herr, ein großer, stattlicher, sehr ernster und eben so gutmüthiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, sehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebst. Die dritte ist Lotte; gutes, liebes Mädchen; singt angenehm; besonders ein spanisches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeschrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das ist eine köstliche Frau. Du findest in meinen Gedichten eines mit der Ueberschrift: „In das Stammbuch einer Künstlerin"; das ist die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Oelgemälden) behängt, alles ist ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine stellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den schönen Sommerabend mit dem noch gescheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Wasserfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch sehen. Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hause beisammen, das sie sich, nur für sich, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterem Geschäft bin ich oft sein treuer Gehilfe. Also Leib und Seele versorgt!

Von meiner andern Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert, und hält uns auseinander.

Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen. Das ist ein ganz eigenes Verhältniß. Mündlich mehr.

Ich arbeite jetzt an einem Trauerspiel: Barbara Radziwill. Ich glaube, es wird gehen. Die Arbeit beschäftigt mich sehr. Einige Charaktere werden auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe. An starken Situationen wird's auch nicht fehlen.

Leb' wohl, Bruder und Schwester! Ich küsse Euch und Eure lieben Kinder. Dieß ist doch nicht mein letzter Brief vor meiner Abreise. Ich schreibe noch einen in Heidelberg. Morgen verlaß ich Stuttgart.

Noch Eins! Deine Briefe an mich adressire nach Stuttgart an den Herrn Hauptbuchhalter der k. Staatskasse M., der sendet sie mir nach.

NB. mit doppeltem Couvert.

Grüße mir meine Schwestern Mini und Marie herzlich, wie auch meine Freunde. Antoniewitsch soll mich in Wien erwarten. Wir wollen nächsten Winter miteinander toll seyn.

Liebe Resi, hier schreib' ich Dir noch ein Gedicht auf, das nicht in meiner Sammlung steht, aber im Musenalmanach für's nächste Jahr erscheinen wird: „Der Gang zum Eremiten."

Anmerkung: Die Stelle darin:

„Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht;"

hat den Uhland wie ein elektrischer Schlag getroffen, daß er zuckte, als ich sie ihm vorlas.

Dieses Gedicht hab' ich bereits eine Strecke weiter geführt; es werden drei Gesänge.

Liebe Resi! Laß Dir's von Deinem Anton vorlesen. Abend muß es seyn. Der Toni soll auch zuhören. Trinket eine Flasche Wein dazu und meine Gesundheit und glückliche Reise und Wiederkehr in Eure Arme. Gott sey mit Euch! Euer treuer Bruder N.

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, 9. Juni 1832.

Liebster Freund!

Geh' öfter auf die Solitude, wenn Du immer so schöne Gedichte von dort mitbringst. Diese Gedichte sind wieder ganz grün, so recht tief saftgrün; haben mir viele Freude gemacht. Ich muß überall eine kleine Freundschafts-Quarantäne halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus: dann soll's, glaub' ich, viel schneller gehen; hier sind meine äußersten Vorposten der Liebe, drüber hinaus schon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir schnell durchmachen. Meine Reise wird, nun sie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünschest, daß nur Rücksicht auf Matushinsky's Wohl mich vermocht haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunsch ist so übel nicht, ich wünsch' es beinahe selbst; Du befürchtest zugleich, daß dieß mißverstanden werden könnte; ich befürcht' es nicht, mir ist es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen darüber sagen; sie können mir höchstens auf der Sohle meiner Ferse herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf; ich geb' Dir mein Wort. Ich hab' großen Vorrath von Verachtung bei mir, will schon sehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die besten waren meine letzten in Stuttgart. Das ist Alles vorüber, und es ist möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menschenleben ist leicht zerrissen. Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinaus gerathen. Ich bin nun einmal verstimmt. Nicht, daß die Leute an meinen Handlungen kritisiren und herum deuteln, ärgert mich, nein, sondern daß Du Dir was daraus machst! Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin besorgt macht, aber indem Du besorgt bist, präsumirst Du, daß mich das Gesindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkst Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen,

die mir eine Welt von solchen Lappen aufwiegen; und hätt' ich sie nicht, und stünd' ich allein, ich würde mich ebensowenig kümmern um das Urtheil der sogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief später fortsetzen, sonst komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

Nächsten Dienstag, d. i. den 12. Juni, reis' ich nach Amsterdam. Ich freue mich schon auf das Leben in der großen Handelsstadt, besonders auf die Matrosen. Ich will dort in den Matrosenkneipen herumschleichen und einige Studien machen in der Menschenkenntniß. Mein Trauerspiel ist vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichsam sponte sua in meinem Innern, so daß ich mit der Ausführung wenig zu schaffen habe; die Verse gehorchen dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'schen Hause vorlesen werde! Das Urtheil dieses Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, soll mich bestimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

Sonntags früh. Ich schreibe Dir die Fortsetzung meines gestrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholischen Kirche ist Gottesdienst; Orgel und Gesang hör' ich deutlich herüber. Einst hab' ich auch zur Orgel gesungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo sind sie?! —

Heute regnet es. Der trübe Tag, die Orgel, Du — in der Ferne — Das ist Alles so wehmüthig!

O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebster Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tische, Dein liebes treues Auge blickt mich so freundlich an. Bringe unserer Mariette einen Kuß von mir für meine heutige Morgenfreude. Du solltest jetzt zweimal so oft zu Hartmanns gehen, als sonst, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber sollst Du recht viel sprechen, besonders über ihre Malerei; seyd doch nicht so gleichgültig gegen das herrliche Talent! Es ist eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man sie selten antrifft. Wenn Du zu Schwabs kommst, grüße sie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgesendet nach Weinsberg. Von Amsterdam aus will ich an sie schreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienstag noch nicht reisen kann, ich muß hier noch

etwas erwarten, das vielleicht erst Mittwoch eintrifft, dann aber geht es sogleich fort.

Geh' doch recht oft zu Hartmanns und Reinbecks. Erheitere auch die gute Julie in ihrer stillen tiefen Klage, das herrliche Mädchen. Dem armen Lottchen[1] wird's zeitlebens nachgehen, daß sie die Mutter nicht mehr lebend angetroffen hat; tröste auch sie. Doch da gibt's eigentlich keinen Trost; es ist nur eine kurze Beschwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? der liebe Vater so herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menschen, welche ich mir am besten vergegenwärtigen kann. Ich seh' ihn vor mir stehen mit seinem schönen Ernst und seinen wirthlichen Augenbrauen. Wenn Du Zöppritz siehst, grüße ihn freundlich, oder sollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen sehr wackeren Brief nach Weinsberg geschrieben. Der Mann hat meine vollste Achtung. Da hat das Schicksal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zusammengebracht.[2] Ich freue mich schon, in Heidenheim einmal einzusprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen seyn. Auch Deine liebe Frau wird den sauern Tag überstanden haben. Gott stärke sie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder ist vielmehr schon einer.

Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, besonders mein Minele von Deinem Niembsch.

Schreibe mir Deinen nächsten Brief nach Amsterdam poste restante.

Leb' wohl!

Wenn Du an Uhland schreibst, tausend Grüße!

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Mannheim, 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich schon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnsucht nach Deinem lieben Hause.

[1] Hartmann.

[2] Georg Zöppritz und Mariette Hartmann.

Vielleicht sitzen wir die nächsten Winterabende beisammen, und ich erzähle Euch von meinen Irrsalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Rikele noch einmal den herzlichsten Dank für Eure Liebe und Gastfreundschaft; ich werde sie in meinem Leben nicht vergessen. Unter Anderem! Vergesset doch den rothen Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller ist. Denket dabei an mich. Was macht Niewiarowicz? Er soll auch ein gutes Glas davon trinken und ein recht herzheiteres Gesicht dazu machen; es werden ihm wohl auch noch bessere Tage kommen. Grüße mir ihn und alle Deine Lieben herzlich von Deinem Niembsch.

Hier erhältst Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möcht' es ihm doch gefallen! [1]

Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, segl' ich nach Amsterstam; den 11. Juli von dort nach Amerika.

Leb' wohl, mein Kerner, hab' mich lieb!

An meinen Matushinsky will ich von Amsterdam schreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß Alles gut ihm geht. Der Eschenmayer ist halt eine prächtige Person! Gelt, Kerner? [2]

Ich küsse Dich, mein lieber Alter; ewig und total Dein Niembsch.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Auf dem Rheine, 2. Juli 1832.

Die schönen Gestade des Rheins schwinden an meinem Kajütenfenster vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch so vorüber schwanden; auch grüne, ewig grüne Gestade sind meiner Erinnerung, die sich so gerne darauf zurück flüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden sind wirklich allerliebst. Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich so schöne Dörfer gesehen, so viel Ruinen und

[1] „Auf ein Faß zu Oehringen."

[2] Matushinsky, welcher nunmehr in Tübingen studirte, um das Doktorat in der Medicin zu erlangen, war dort selbst bei Professor Eschenmayer sehr wohl gelitten.

Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Flecklein Erde bändigen.

Hatten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle?[1] Mich freuet es recht sehr, daß Sie gerade dieß gewählet haben zu Ihrer Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild, mancher meiner Einfälle muß dort noch herum spucken im Thale; sind Sie nicht davon geneckt worden?

Niembsch an Karl Mayer.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Lieber Freund!

Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sey nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand u. s. w. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, machte Miene, mich zurück zu schicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir, wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Seine Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu seyn beliebten,

[1] Badeort bei Waiblingen.

daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen. Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur vier Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitän ist ein sehr braver Kerl, mit dem ich freundschaftlich stehe. Leb' wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern. Ich bleibe ewig Dein Niembsch.

Niembsch an Emilie Reinbeck.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen u. s. w. Die letzteren allein schon könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Thurmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden, und sie uns gleichsam fortschmeicheln, während uns der dumpfe langsame Glockenschlag unserer gothischen Thürme in Deutschland so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunsch: Möchten doch meine Stunden eben so harmonisch zusammenklingen wie die Glocken!

Das hiesige Museum hat herrliche Gemälde. Von unserem Lieblinge Ruisdael sind zwei Stücke da. Ein Wasserfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich so nasses Wasser gesehen; man muß beinahe zurückspringen, um nicht überschüttet zu werden. Die ganze Berglandschaft voll der göttlichen geheimnißvollen Schwermuth dieses Meisters! O Ruisdael!

Ausgezeichnet fand ich einige italienische Landschaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteristische darin scheint mir eine gewisse phantastische Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Heerde badender Stiere in köstlicher Gruppirung, besonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufspringt und den Kopf muthwillig zwischen die Füße wirft. Auf einem

andern Bilde ist der Wind im Gebüsche meisterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt. Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastirt gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, ditto Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; sein Kindermord von Bethlehem ist sehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen und diese redenden Thränen!

Dieß sind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reis' ich nach Amerika. Mein Kapitän ist ein vortrefflicher Mann, mit dem ich sehr gut stehe. Die Reise wird angenehm werden.

Zu diesem Briefe wird bemerkt: Wie sehr Niembsch die Kunst liebte, erhellt aus seiner Aeußerung: „Das Menschenwerk geht doch über Alles! Ein Titian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! Ein Titian ist mir mehr als das schönste Alpenthal." (Niendorf. 216.)

Niembsch an Schurz.

Amsterdam, 25. Juli 1832.

Lieber Bruder!

Morgen reis' ich nach Amerika. Hier send' ich Dir meine alten Pässe zurück mit der Bitte, mir einen neuen auszuwirken auf ein Jahr zu einer Reise nach Frankreich und England.

Ich hätte Dir früher geschrieben, aber eine sehr langwierige Rheinreise und tausend Geschäfte haben mir jede Correspondenz verleidet.

Ich kann Dir nichts erzählen, denn ich möchte Dir alles erzählen.

Bald komm' ich zurück, und zwar mit demselben Schiffe, das nur acht Wochen in Amerika bleibt.

Was macht Dein Speckbacher? Doch Du kannst mir ja nicht mehr antworten; ich will den wackeren Kerl selber fragen, wenn ich zurückkomme.

Entschuldige meine Kürze, ich habe heute noch Manches zu besorgen.

Sey ruhig, Bruder, über meine Reise, sie wird angenehm und kurz ausfallen.

Auch Du, meine liebste, beste Schwester, kümmere Dich nicht; wir werden bald unser Zusammenseyn um so glücklicher genießen, je länger wir getrennt waren.

An meine Freunde viele herzliche Grüße.

Lebt wohl, Ihr lieben Kinder: Toni, Kati, Lori, Pepi, Resi! ich bring' Euch was mit aus Amerika.

Meine Gedichte sind längst gedruckt; Cotta wird sie aber wahrscheinlich erst zur Michaelismesse ausgeben. Im Musenalmanach für's nächste Jahr findest Du einige neue Sachen von mir.

Lebet wohl, meine Lieben! Euer treuer Bruder Niembsch.

Derselbe an Denselben.

Amsterdam, 27. Juli 1832.

Ich habe Dir vorgestern einen sehr flüchtigen Brief geschrieben, weil ich glaubte, den folgenden Morgen abreisen zu müssen. Das hat sich nun um einen Tag verspätet. Das Schiff, womit ich reise, heißt Baron van der Kapellen, ein Ostindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abstecher nach Baltimore macht, wo ich also, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, landen werde. Mein Kapitän Tolen ist ein sehr fideler Kauz, mit dem sichs angenehm machen wird. Er ist so gefällig, mir von seinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieser Philipp nämlich ist mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tausend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf setzen. Ein gewisser Ludwig H., Zimmermeister, aus Württemberg, geht auch mit sammt seinen Söhnen und kauft sich ebenfalls an in Amerika. Dieser ist nun der rechtschaffenste tüchtigste Mann, den ich jemals aus derlei Stände kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufsicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren

hat sich dann der Werth meines Eigenthums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tausend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren ist alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen, und eine gute Rente in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang meine Rente nicht schickten; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu schreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter setzen zu lassen, oder selbst hinzureisen. Ich sehe schon Deinen Toni durch die amerikanischen Wälder mit der Büchse herumstreifen, und seine großen Augen scharf aufreißen, wie er's jetzt schon thut, und den Hahn spannen und einen Bären niederknallen.

Die Reise wird ungefähr sechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib' ich dort, so daß ich mit Ende Oktober bei Euch seyn kann, oder wenigstens wieder in Europa. Ich habe einige Hoffnung auf eine Anstellung. Mündlich mehr hierüber. Meine Gedichte sind bereits ziemlich bekannt und ich habe einen guten Namen. Besonders Uhland stellt sie hoch, was mich am meisten freut. Die Stelle eines Doctor legens an der Tübinger Universität hätt' ich schon bekommen können; ich dürfte nur ein philosophisches Doktordiplom nehmen, was eine nackte Formalität ist und höchstens 100 fl. kostet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel hab' ich indessen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta Alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hiezu alle seine Blätter: Morgenblatt, Hesperus, politische Annalen u. a. sehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika.

An Schleifer hab' ich ein Lebewohl geschrieben. Unter anderem: Ein gewisser Ritter ist mir 160 fl. schuldig.[1] Er ist wahrscheinlich im l.... Kaffeehause zu erfragen; und wenn er dort nicht zu erfragen ist, so wird man Dir seine Adresse in H...s Kaffeehaus geben können, wo er gewohnt hat. Er muß aber glauben, ich sey in Geldnoth, sonst gibt er Dir nichts. Von meinem Plane sage, Du wissest nichts; ich sey in

[1] Es ist derselbe, welchem Niembsch aus einer Spielverlegenheit half.

Amsterdam, warte auf Gelder &c., er möchte Dir doch die Summe auszahlen. Dann behalte es, bis ich komme oder schreibe. Auch den neuen Paß behalte so lange. Sage dem —: Du habest mit meinen Geldangelegenheiten sonst nichts zu schaffen; wissest also nur, daß ich in Verlegenheit sey. Lüge nur recht, lieber Bruder; es schadet nichts.[1]

Muß Dir wieder einmal ein Gedicht schicken: „Frühlings Tod."

Dieses Gedicht sey mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebste liebste Schwester. Gott sey mit Euch und allen Euern lieben Kindern, ich küsse Euch herzinnig. Euer treuer Bruder Nicolas.

Niembsch an Mayer.

Im Schiff Baron van der Kapellen,
Rhede von Texel, 1. Aug. 1832.

Herzensfreund!

In drei Stunden geht es endlich in die See. Wohl ist das Seeleben ein erhabenes, wie Du sagst. Aber das Leben in einer Seestadt hat für mich wenig Reizendes. Amsterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuser sind alle sehr klein (schmal), so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik. Und die Windmühlen! Holland hat sehr schöne Mädchen und sehr schöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Witzes). Die Holländer sind strenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reisemerkwürdigkeiten zu schreiben. Ich muß schließen und habe noch was sehr Dringendes Dir zu sagen, nämlich: bleibe so mein Freund, wie Du es bis jetzt gewesen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, so lange noch was von mir da ist.

Leb' wohl, herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

Leb' wohl, Freund! Dein Niembsch.

---

[1] Der Herr Ritter zahlte, wenn auch freilich nicht sogleich; aber er zahlte doch endlich.

Niembsch an Emilie Reinbeck.

Im August 1832.

Ein kleines Unglück, das unser Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, stießen wir damit zusammen, und es brach uns eine Segelstange. Nun ist aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Westermann aus Amsterdam, hat uns bis hieher begleitet, und ist so gefällig, diesen Brief in die Stadt zurückzunehmen und zu bestellen. Meine Reise wird hoffentlich sehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar isolirt bin von dem grausigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu lesen und zu schreiben, meine brave alte Geige zu streichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen. Ich spüre schon den Reichthum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch so. Aber ich hoffe das Beste.

Das Schiff, womit ich reise, wird vielleicht nur sechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amsterdam zurückkommen, und solchenfalls mich wahrscheinlich mitbringen. Es ist aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Ostindien abgeht, und — vielleicht mich mitnimmt. Ungeheuer reizend wäre die Reise nach Java. Ein kleiner Abstecher auf den Cap, auf die Insel St. Helena, sehr reizend.

Zur Vervollständigung des Bildes ist hier Einiges nachzutragen, dessen in den Briefen von Lenau selbst zufällig keine Erwähnung geschah, wenigstens insoferne diese zu meiner Kenntniß gelangten. Kerner schrieb mir am 24. October 1850:

„In meinem Gartenhause wohnend, bereitete sich Niembsch zu seiner Reise nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute sich gar sehr auf die Urwälder, um dort Opossums, ein Thier,

das sich todt stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matushinsky (einem Flüchtling aus Warschau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben, und hängt an einem Faß des Einganges zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es ist mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in diesem Brief schrieb: „er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „„Herr Onkel! Herr Onkel!"" rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen." So spielte er auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. Einmal stellte er sich auf einer Reise von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnsinnig (aus Scherz), und brachte damit eine fremde Frau, die mit fuhr, sehr in Schrecken.

Ich bat ihn, als er zur Reise nach Amerika Anstalten machte, inständig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorstellungen, die er sich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines solchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebste (was ich nicht recht begreife) das, das überschrieben ist: „das braune Bübchen." Dieß liebte er immer ungemein und sagte: er wünsche nur, es gemacht zu haben.

Wie locker und leichtbeweglich sein Nervengeist war — was bei den Somnambülen z. B. zum zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Heraustreten aus sich, die Veranlassung gibt, und was auch bei Goethe, und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweiset folgendes Ereigniß. Wir saßen einmal nach dem Nachtische, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte, und als wir auf ihn blickten,

saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten andern Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an sie geschlagen. Wir riefen: „Niembsch, was ist dieß?“ Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: „Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal fest: Niembsch sey einmal im Gange seines Hauses auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo sich derselbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

Dieß von Lenau's Freund, dem Dichter und Arzte Kerner. — Die obenerwähnte Wahnsinnspielerei berichtet die Wiener allgemeine Zeitung für Theater u. s. w. vom 19. März 1851, Z. 66, folgendermaßen ausführlicher:

„Zum Wahnsinn schien seit je vorherrschende Neigung in Lenau zu seyn. Wir wissen, daß er einmal auf einer Reise, die er mit einem Freunde in Württemberg machte, als er im Eilwagen mit ihm unangenehmen und langweiligen Menschen zusammenkam, dieselben durch verstellten Wahnsinn vertrieb. Sein Begleiter mußte ihn, einer heimlich genommenen Verabredung gemäß, für einen Geisteskranken ausgeben, der ins nächste Irrenhaus gebracht werden solle. Und um die lästigen Theilnehmer der Gesellschaft von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, soll er — wie der Freund später, nicht ohne Schauer, erzählt hat — den Verrückten mit einer solchen Meisterschaft gespielt haben, daß nicht allein die, von dem frevelhaften Spiel des Dichters nichts ahnenden Reisegefährten, sondern auch Lenau's Freund selbst davon bis zum Entsetzen erschüttert wurde.

Als die unangenehmen Gäste durch dieß Beginnen wirklich glücklich entfernt worden waren, gab Lenau natürlich sogleich seinen Wahnsinn auf, versicherte aber auf das befremdliche Erstaunen seines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geisteszerrüttung dargestellt habe, daß er im Ernst schon oft sich mit der Befürchtung geängstiget: er könne einmal den Verstand verlieren. „Du kennst die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen!“ sagte er damals, indem er melancholisch

lächelnd hinzusetzte: „Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können!“ —

Die Thatsache trifft hier mit Kerners vollgültiger Anführung im wesentlichen überein. Dieselbe geschah Ende Mai 1832, als Niembsch und Matushinsky von Weinsberg nach Stuttgart reisten, jener, um seine Freunde dort noch einmal vor seiner Abfahrt nach Amerika zu sehen, dieser, — nachdem er von Niembsch wegen dessen bereits gesunkener Mittel nach Amerika nicht mehr mitgenommen zu werden vermochte, wie früher beabsichtigt worden war, — nun von Stuttgart weiter nach Tübingen zur Anhörung der ärztlichen Vorlesungen zu gehen.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist auch, daß Kerner am 24. Februar 1832 an Niembsch in Heidelberg schrieb: „Auch sagte man sich dort (in Stuttgart), ein Mädchen von Oehringen, mit dem Du getanzt, sey bald darauf wahnsinnig geworden, und halte sich nun immer für eine Königin von Ungarn.“ Dieser Scherz wird sich nach einem Dutzend von Jahren gar sonderbar verkehrt erfüllen. Tanzen hab' ich Lenau nie gesehen, und so wird er es auch wohl auf den Bällen zu Oehringen nicht gethan haben. Ein solcher Ball mag dagegen die Veranlassung zu Lenau's, um jene Zeit entstandenem schönen Gedichte: „Der Maskenball,“ worin er auch seinen Entschluß, nach Amerika gehen zu wollen, ausspricht, gegeben haben.

Eine ernste Warnung theilte Kerner seinem Freunde in der Hälfte Mai mit. Es hatte nämlich Jenem sein Oberamtmann ein Schreiben lesen lassen, das er von der Regierung erhalten, des Inhalts:

„N. N. in Stuttgart habe an die Regierung das Ansinnen gestellt, eine von ihm zum Behufe der Auswanderung nach Amerika errichtete Actiengesellschaft zu sanctioniren u. s. w. Die Regierung habe sich von N. N. Plan und Actenstücke geben lassen, aber gefunden, daß seine Voraussetzungen falsch seyen und das Ganze gar keine Garantie habe, so daß sie für Pflicht halte, damit nicht Theilnehmer in Schaden gerathen, vor Herrn N. N. und seinen Unternehmungen warnen zu lassen u. s. w.“

Niembsch nahm aber diese Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieser Gesellschaft und reiste mit ihr ab. Allein schon die Verzögerung in der

Abreise der Auswanderer machte übles Blut und die Erbitterung wuchs, als Beförderung und Versorgung nur schlecht den gerechten Erwartungen entsprachen. Als der Unternehmer mit seinem Bruder endlich Anfangs Juli auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gewaltig gegen ihn los. Bald darauf gelangte durch Kerner die Nachricht nach Stuttgart, einer der Auswanderer habe an seine Eltern nach Oehringen geschrieben: Niembsch hätte ihm die Verwaltung seiner Angelegenheiten bei der Schiffsgesellschaft übergeben, und wäre statt nach Amerika, nach Oesterreich abgereiset. Diese Nachricht fand auch Glauben, da man wußte, daß Niembsch bereits Verdruß und Verlust bei der Gesellschaft gehabt und ihm die Freude an der Reise so ziemlich benommen worden sey; auch mochten staatsbürgerliche Rücksichten auf jenen Entschluß Einfluß geübt haben. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. „Die armen Leute, unter denen viele ohnedieß nur schmerzlich vom Vaterlande schieden, da zumal die Kinder beim Verlassen der geliebten Heimath oft laut jammerten: „Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika!“ erwählten Niembsch, als den weitaus angesehensten und gelehrtesten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beschworen ihn, ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Niembsch errichtete einen altdeutschen offenen Schöppenstuhl, wozu er die vertrauenswürdigsten Männer erkiesen ließ, und zog den Beschuldigten zu standhafter Red' und Antwort. Als alles, wie Rechtens, verhandelt und der Angeklagte seiner Vertragsverletzungen klar überwiesen worden war, fällte Niembsch das Urtheil über ihn und ließ ihn in Vollziehung dessen unter das Verdeck des Schiffes in strenge Haft setzen. Später aber, es mochte schon in Holland gewesen seyn, verklagte der Gerichtete den Richter vor Gericht wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeschränkung, und es fehlte nicht viel, daß nicht der vorige Richter von der befugten Behörde an des Gerichteten Platz gesetzt worden wäre, wenn nicht allzudeutlich vorgelegen hätte, daß er nur auf guten Grund hin und aus eitel Gerechtigkeitsgefühl also geamtet. — So ungefähr lautete, was mir Niembsch im Spätjahre 1833 von dem Staatsbegebnisse mündlich mittheilte, und was auch mit dem von Auerbach im „Deutschen Museum“ 1. Jahrgang, 1. Heft, S. 53 kurz Erwähnten ziemlich übereintrifft. Ich erkannte darin ganz meinen

entschiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte sich das schmale Schiffsverdeck zu unermeßlichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergedrückten Volk; man erhebe den eigennützigen, gewinnsüchtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungslosen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm sodann?

Ich meinerseits glaube, in Bezug auf die im Jahre 1848 allgemein gehörte Frage: was würde jetzt Niembsch thun, wenn er gesund wäre? Daß er sich damals, wie jedermann, der allgemeinen Begeisterung hingegeben, ja sich vielleicht mit an die Spitze der Entzückten gestellt, aber von dem traurigen Gang der Entwickelung bald enttäuscht und zurückgescheucht worden seyn würde. Für keinen Fall hätte es ihn in seinem engeren, bald darauf von Oesterreich losgerissenen Geburtslande Ungarn auch nur kurze Zeit an eines Kossuth Seite gelitten, ihn, „dessen Groll in des Volkserretters Ruhmgewand verhüllte Schufte empörten, und der das Königthum, verlassener Völker Vaterhaus und Hort, den Himmelsgaben reihte." (S. Dichterischer Nachlaß. Protest.)

Niembsch war in seiner Zuneigung insoferne sehr treu, daß er, wen er einmal herzlich liebte, kaum je mehr zu lieben aufhörte, aber in dem Maße seiner Liebe war er etwas veränderlich. So schloß er sich unter den Freunden, die er zu jener Zeit in Schwaben gewann, anfänglich sehr warm und innig an Schwab und dessen Gattin, welche ihm seine Schwester zu ersetzen versprach, sodann an Lotte, hierauf an Karl Mayer, darnach an Kerner, und endlich an Emilie Reinbeck. In der düsteren Einsamkeit, welcher er sich zu Heidelberg überließ, war nebst dem Umgange mit einem sehr ehrenwerthen jüdischen Wechsler, den er sehr liebte und nie anders als: „Vater Zimmern" nannte, dann mit dessen Sohne Adolph und der freundlichen Gattin desselben, ferner auch mit Professor Zöpfel und endlich mit zwei Brüdern Eichhorn, guten Violinspielern, obwohl noch Knaben, die er sehr liebte, und oft halbe Tage lang um sich hatte, der Briefwechsel mit Mayer seine vorzüglichste Erheiterung. Um Weihnachten 1831, wo Niembsch einer Gemüthskrankheit schon sehr nahe stand, nahm er auf eine Woche seine Zuflucht zu Mayer in Waiblingen.

Als sich Niembsch auf seinen großen Weg begab, erfreute er seinen

lieben Freund Mayer damit, daß er ihm von Weinsberg ein noch von seinem Vater herrührendes kleines viereckiges Meerschaumköpfchen zur Erinnerung zusandte. Was Niembsch laut seines Briefes an Mayer aus Heidelberg den 9. Juni 1832 etwas verstimmt hatte, mag auch eine Mittheilung Mayers an ihn gewesen seyn, daß die Leute an seiner Abwesenheit bei der Bestattung der Geheimräthin Hartmann Anfangs Mai 1832 (er machte aber bald darauf eigens eine Reise von Weinsberg nach Stuttgart, um der verehrten Familie sein Beileid zu bezeigen), herumzudeuteln sich herausnahmen.

Zwei sehr nennenswerthe Männer strebten damals nach Lenau's Bekanntschaft: der ihm von Schwab am 12. Jänner 1832 als „geistvoller Dichter und seelenvoller Mensch" nach Heidelberg zugeschickte Baron von Sternberg, und der gottvolle Tondichter Mendelssohn-Bartholdy. Dieser suchte bei einer nächtlichen Durchreise durch Heidelberg Lenau auf. Man weckte diesen um elf Uhr Nachts aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte beleuchtet, das ein Kellner des „Königs von Portugal" in der Hand hielt, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie," sagte er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche interessante Gesicht. Erst im Jahre 1844 trafen sich Niembsch und Mendelssohn in Frankfurt am Main wieder. Am 15. März 1832 um 6 Uhr Morgens, wo es an Lenau's Thüre schlug und laut „Niembsch!" schrie, war Niemand von seinen Bekannten in Wien oder in Oesterreich gestorben.

Auf welche Anstellung Niembsch einige Hoffnung hegte (s. seinen Brief vom 27. Juli 1832), kann ich mich nicht mehr entsinnen; nur ist mir so dunkel, als wäre einmal auf die Möglichkeit einer Anstellung in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gedacht worden.

Lieder Lenau's, die auf die edle Lotte sich beziehen, sind: „Mein Stern" und „Ohne Wunsch;" solche aber, die seine Hinreise nach Amerika uns vergegenwärtigen: „Die Rose;" „Am Rhein;" „An mein Vaterland;" „Auf eine holländische Landschaft;" „Der Abschied;" „Die Seejungfrau;" „Meeresstille;" I. 245 und II. 69; „Wanderer und Wind;"

„Der Schmetterling;“ dann aus „Faust“ „Der Abendgang;“ „Die Reise:“ „Der Traum;“ „Der Sturm.“

Vom Trauerspiele: „Barbara Radziwill,“ dessen Stoff er der Geschichtsdichtung Bronikowski's: „Hippolyt Boratynski“ entnahm, und das doch bei seiner Abreise nach Amerika schon ziemlich vorgerückt war, ist leider nichts vorhanden. Und nun nach Amerika!

Niembsch an Schurz.[1]

Baltimore, den 16. Oktober 1832.

Lieber, guter Bruder!

Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber das Meer auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sichs verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde

[1] In Wien angelangt am 1. December.

wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze . . nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluthen aufzuragen schien. „Das kann einen starken Sturm geben!" war seine Meinung, und alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhosen hinabhängen ließ, und sagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen." Die schwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unseres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhaft sey. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich Abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In solchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schwester, deren Namenstag heute ist,[1] und der ich von Herzen Glück wünsche. Ja, liebe, liebe Therese, Gott segne Dich und geb' uns ein frohes Wiedersehen! Von Kindheit an haben wir immer getreu zusammengehalten, wir haben die schöne Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du bist mein letztes, liebstes Erbstück meiner Jugendtage, darum, und weil Du so gut bist, liebe ich Dich auch wie meine Jugendträume. Wir zwei kennen wechselseitig die früheste Geschichte unserer Herzen. Deine Freude ergänzt

[1] Sollte heißen: „gestern war."

die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott segne Dich, liebe Schwester! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir sprechen. Gott strafe mich, wenn ich nicht bald wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier bleiben, als unbedingt nöthig ist, um so weite Reise nicht umsonst gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge sehen, ich will bald meinen Anton sehen und seinen wackern Speckbacher hören, mit welchem ich, im Vorbeigehen gesagt, in der Gesichtsbildung viel Aehnliches haben soll, wie mir ein Tyroler in Bayern von freien Stücken sagte, ohne daß von Speckbacher die Rede war. Alle die Scenen meiner Seereise will ich Euch mündlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika.

Den 8. Oktober betrat ich den amerikanischen Boden zum erstenmale. Unser Schiff lag noch in der Chesapeakbay, an welcher Baltimore, unser Landungsplatz. Der Kapitän, ein Passagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder setzte sich auf einen Matrosen, und ich ritt also auf einem starken Kerl ans Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerstreute Eichen auf einer Wiese, weidendes Vieh und ein klafterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das Erste, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Mensch war so dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm sah) nach einem Landhause, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübschen Haus von Backsteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren sehr geputzt. Es wunderte mich sehr der Luxus in diesem einsamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geschmacklose im Anzuge, besonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Mensch sich in der Einsamkeit putzt, so thut er es ohne Geschmack. Geschmack ist ein Sohn der Gesellschaft, vielleicht der jüngstgeborne. Man kredenzte uns sofort Cider (ich mag den Namen des matten Gesöffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (sprich: Seider) reimt sich auf: „leider.“ Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem

Glase Cider seine Spottdrossel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster tiefer Bedeutung zu seyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (so ist es da, wo ich wohne); Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reis' ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich sehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reise reichlich lohnen. Sey so gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu schicken unter der Adresse des Hofraths und Professors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgasse, 14. Reinbeck ist mir ein sehr guter Freund, seine Frau aber nebst meiner Theres das liebste Weib. Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte sind nun gewiß schon in Deinen Händen; Cotta ist, wie mir Reinbeck hieher geschrieben, mit dem Absatz sehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten," deren ersten Gesang ich Dir unter der Aufschrift: „Der Gang zum Eremiten" mitgetheilt, sind nun in drei Gesängen, ungefähr 500 Versen, fertig; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es ist mir schwerlich gelungen, die sonderbare Sehnsucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich sie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich

für kein Mährchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. Atlantica I.[1]

Tausend Küsse an alle Eure lieben Kinder! Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu lassen, hab' ich nicht aufgegeben; es ist dieß auf jeden Fall eine sichere Art, sein Geld anzulegen und sehr gut zu verzinsen. Viele Grüße an Klemm, Berke ꝛc. Ewig Euer Bruder.

Sey so gut, dafür zu sorgen, daß das Versorgungsamt erfahre, ich sey noch unter den Lebendigen, damit mein Rentenschein nicht etwa erlösche. Grüße Mina und Marie herzlich. Ich wünsche, daß die eine und die andere bereits verheirathet sey.

Niembsch wurde zu Baltimore, im etwas unfreundlichen und schwarzen Börsen-Gasthofe (Exchange Hotel), worin er wohnte, von einem auch erst unlängst angelangten jungen deutschen Studenten, einem Kurhessen, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur alsbald aus dem Bette sich zu erheben und, die Guitarre um den Hals gehängt, eine große tonkünstlerische Rundreise mit ihm nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch, wiewohl noch im Texel mit gleichen Weltfahrtsgedanken sich tragend, war aber doch inzwischen durch die harte Täuschung in Nordamerika schon etwas abgekühlt, dann auch durch den garstigen Scharbock, den er sich auf der langen Seereise durch das ewige Pöckelfleischessen zugezogen, merklich herabgestimmt, und endlich däuchte ihn doch seine bescheidene Börse so riesigen Entwürfen nicht ganz gewachsen, denn, sich durch die Welt kümmerlich zu klimpern, hätte ihm sein Stolz als Edelmann und Dichter gar nicht erlaubt; kurz, er blieb dem Versucher, der ihm die ganze weite Welt zu Füßen legte, taub, und kaufte sich lieber einen wackern, zutraulichen Schimmel, um in die heiß ersehnten

[1] „Die Seejungfrauen." Die letzte Strophe, welche späterhin beim Drucke wegblieb, lautete:

„Ruhend auch im stillen Schooße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —"

kühlen Urwälder zu reiten. Auf dem Wege dahin kam er durch Bedford, woselbst er die angenehme Bekanntschaft eines Herrn King machte, der ihn so lieb gewann, daß er ihm „Mitschells Reiseführer durch die vereinigten Staaten" (Mitschell's Travellers Guide through the united States), aus einer Landkarte und einem Städteverzeichnisse bestehend, in dauerhaft schwarz Leder gebunden, freundlich verehrte und eigenhändig mit Bleistift beischrieb, wie noch unverwischt darin zu lesen ist:

Alexander King
de Bedfordia
dedit ad ejus amicum
Dominum Niembsch.

Niembsch hatte zwar schon im Jahre 1828 mit Zen-Ruffinen, Gesandtschaftssekretär der Schweiz, und mit Joseph Fischhof, dem tüchtigen Tonsetzer und Tastenmeister, zu Wien von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Witthauer, Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Mode, Englisch gelernt, es aber im Sprechen nie weit gebracht — und andererseits verstand sein neuer Freund noch weniger Deutsch; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich auf lateinischem Boden aufzusuchen, worauf der kaufmännische Amerikaner freilich nicht so fest einhertrat als wie der hochgebildete Sohn Ungarns, wo schon die Knaben Latein sprechen. Aber ob sie sich auch nur schwer verstanden — ihre Herzen fanden sich doch. Vielleicht war auch dieser Alexander King derjenige Amerikaner, welcher, als Niembsch — wie er mir erzählte — einmal einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft das alte feurige Rakozilied vorspielte, vorsprang und wie außer sich aufschrie: „Hurrah, Magyar!" Ja, vielleicht war eben dieß der Augenblick, der ihre Hände ineinanderfügte.

Die Reise ging in der Richtung von Pittsburg am Ohio. Auf diesem Wege geschah es wohl, daß ihm einmal — wie Emma Niendorf auf S. 20 erzählt — förmlich übel und krank geworden in einem Spinnhause, wie er so unter allen diesen Rädern und Spindeln sich befand. Lieber als die Nähe der Industrie war ihm die der rohen Natur. Mancher Urwald wurde durchzogen und in manchem Blockhause übernachtet. (Siehe die Gedichte: „Der Urwald" und „Das Blockhaus.") Warum aber war sein Pferd, dessen er in ersterem Gedicht erwähnt, ihm so zugethan? Sah

ja doch in demselben der gemüthreiche Dichter auch wirklich einen Menschen, einen theuren Freund, seinen geliebten Bolez im fernen Galizien vor sich! Niembsch schrieb es nach seiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde selbst: „Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Bolez nannte, weil es ein braves, edles und unternehmendes Thier war. Und wenn ich so auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyarenmarsch pfiff, und dem Schimmel ein: „Vorwärts, Boloz!" rief, wobei ich an Dein edles „Vorwärts!" in mancher blutigen Schlacht dachte, so glotzte mich der amerikanische Urwald befremdet an über diese fremden Namen und Töne." Das im anderen Gedichte erwähnte kalte, gelassene und völlig umständelose Gebaren der Wirthe und Aufwärter mag Niembsch wohl nicht immer so ganz behaglich vorgekommen seyn. Es ist stets doch etwas lästig, wenn man auch das geringste Verlangen auf die Gefahr der Antwort wagen muß: Thu' Dir's nur selbst! Niembsch war auch, weil etwas bequem, fremder Aufmerksamkeit sehr bedürftig, überdieß mochte er dieselbe gern als einen seiner geistigen Größe gebührenden Zoll betrachten. In dieser Beziehung berichtet Frankel, S. 93, Niembsch habe erzählt: „es wäre ein prächtiger, wünschenswerther Moment gewesen, als der Dichter Mickiewic in einer Gesellschaft die Theetasse fallen ließ und die Damen sich die Scherben streitig machten." Auch zu seiner Schwester Therese sagte er einmal: er verdiente in Sammt und Seide zu gehen; das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles im Ueberfluß genieße. Wäre er reich, so würde er große Dienerschaft halten und glänzende Tafel führen, aber dazu öfter auch Arme laden. Als Niembsch das erstemal nach Stuttgart kam, wo man Bürgerliche nicht wie in Oesterreich mit „Herr von," sondern nach strenger Gebühr bloß mit „Herr" anspricht, dagegen aber den wirklichen einfachen Edelmann gleich gern: „Herrn Baron" nennt, ließ auch er sich dort den „Baron," wenn auch wohl anfangs nur lächelnd, gefallen; später würde es ihn sogar verletzt haben, hätte ihn Einer nicht so genannt. Von Wienern, die ihn in Stuttgart oder Schwaben kennen gelernt, z. B. vom Maler Rahl, wurde er dann auch in Wien so betitelt. Ich hielt stets im Stillen die Hinnahme einer solchen Ueberhebung für eine kleine menschliche Schwachheit dieses großen Geistes, allein entschuldigte sie

zugleich wieder damit, daß ihm sein Adel allein eine Stellung in der Welt sicherte, nachdem ihm hiezu weder ein Amt noch Reichthum behülflich war, der Ruhm als Dichter aber nur bei Gebildeteren Ansehen verschafft. Aber auf den Gipfel gesellschaftlicher Würde wurde Niembsch eben in dem Lande der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, in Nordamerika, erhoben, indem ihn dort sein Bedienter Philipp Huber in treuherziger Unterwürfigkeit nicht selten sogar „Durchlaucht" hieß.

Zu Pittsburg in Pennsylvanien, wo sich Niembsch wohl längere Zeit aufhielt, fand er einen sehr freundlichen Empfang und liebreiche Behandlung im Hause eines Herrn Volz, an den er durch Briefe aus Schwaben empfohlen gewesen seyn mochte. Schon der Name des Mannes that Niembsch wohl, denn so hieß auch der Hauptmann, bei dem er als Philosoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte. Er fühlte sich also halb heimisch. In der Gegend von Pittsburg überwinterte wohl auch Niembsch; denn Economy und Lisbon, von wo er die nachstehenden Briefe nach Europa schrieb, sind unferne von Pittsburg. Zu erwähnen ist, daß der Hausknecht in dem Wirthshause, worin Niembsch überwinterte, wenn er Morgens mit dem Holz kam, um einzuheizen, dieses durchaus nicht eher that, bis ihm nicht Niembsch ein Stückchen auf der Geige vorgespielt hatte, was diesem zwar Anfangs Spaß machte, aber späterhin manchmal sehr ungelegen war.

Niembsch an Schurz.

Oeconomie in Pennsylvanien, 28. Februar 1833.

Geliebter Bruder!

Von Woche zu Woche wurde meine Reise zurück ins liebe Oesterreich aufgeschoben, nicht durch meinen Willen, sondern durch ein fatales rheumatisches Leiden, das zwar ganz ungefährlich, aber doch lästig genug war, mich in Amerika so lange zurückzuhalten. Ich hätte Euch längst geschrieben, aber ich glaubte immer bald selbst zu kommen, was nun leider erst ungefähr mit Ende Mai geschehen kann. Anfangs April schiff' ich mich ein in New-York, und segle dann glücklich nach Haus. Was mit und in mir vorgegangen ist diese Zeit über, kann ich nur mündlich sagen: es ist dessen zu viel. Ich freue mich rasend auf Dich und meine gar zu

liebe Theres und eure tausend Kinder. Sage doch der lieben Resi, die Seefahrt hat in einem guten Schiffe, zumal nach Europa zurück, wohin sie viel schneller geht, keine Gefahr.

Der alte Gott Apollo lebt noch.

Du wirst auch viel gedichtet haben? Das wird doch eine Freude seyn, wenn wir uns Abends so vorlesen werden! — Lebt wohl! Baldiges Wiedersehen! Euer ewig treuer Bruder N.

Dieser Brief ist im Bett geschrieben, darum so schön.

Tausend Grüße an meine Schwestern und Freunde.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Lisbon, 5. März 1833.

Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen),[1] um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte.

[1] Der Oesterreicher spricht wörtlich statt „reisen" „rasen" mit hellem A. In „rasen" als „toben" klingt das A dunkel.

Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte Einer — da würde ich Jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte" ꝛc. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon genesen bin; mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens seyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbste gewesen.

Nächsten Monat werd' ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu seyn und einige Tage im Kreise meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater,

bei dem es mir immer ist, als wär' er auch der meinige, so innig verehre ich ihn, auf Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, so lieb' ich sie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. s. w. Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht ersaufe! Geschrieben hab' ich indessen: „Der Gang zum Eremiten" in drei Gesängen;[1] „Die Heidelberger Ruinen;" „Die Abschiedsrose;"[2] „Der Postknecht;"[3] „An die Ultraliberalen in Deutschland;"[4] „Waldestrost;" „Der Unentbehrliche;" „Primula veris;" „Ahasverus, der ewige Jude" und vier Atlantica,[5] welche ich Ihnen, zu einem Maienkränzchen gewunden, hiemit übersende.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meinen Gedichten, daß sie sich so breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußersten Rand herabgedrückt.

Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht alles, was ich hier niedergeschrieben, äußerst geistlos ist und langweilig; ich kann es hier nicht beurtheilen. Ich bitte daher geziemendst, Alles, was Ihnen abgeschmackt erscheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Bringen Sie Mayers u. s. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen lieben Freund Kerner, so wie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch schreiben vor meiner Abreise; sollt' es mir nicht mehr möglich seyn, indem sich meine Geschäfte nun sehr zusammendrängen, so sollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieser ist gewiß nicht leer.

Niembsch an Joseph Klemm in Wien.

Lisbon am Ohio, 6. März 1833.

Lieber Bruder!

Ich habe in Amerika viel einsam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir

[1] Die Marionetten.

[2] Die Rose der Erinnerung.

[3] Der Postillion.

[4] Der Protest (im Nachlasse).

[5] Die Seejungfrauen. Meereswogen. Seewogen. An mein Vaterland.

immer ein lieber treuer Freund gewesen, und daß Du eines Grußes aus der Ferne wohl werth bist. Mein Gruß ist wahrlich eine Stimme aus der Wüste. Will man einem stürmischen haltungslosen Leben entrinnen, und festeren Wandel gewinnen auf Erden, so muß man vor Allem hinaus in die Wüste, d. i. in eine wahre Einsamkeit.

Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche streift. Größtentheils gewiß ist dies das Werk der Natur. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Kein wahrer Singvogel. Alles ist nur Gezwitscher und unmelodisches Geflüster. Selbst der Mensch hat keine Stimme zum Gesang. Ich war häufig in musikalischen Gesellschaften, wo junge Damen sich singend (?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit nassem Finger an dem Rande eines mit Wasser gefüllten Glases herumfährt, ein sonderbares Geschrille, das höchstens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken diese Damen nicht, sie schauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenster. Ich kann das amerikanische schöne Geschlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend ist übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hiesigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüsemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zusammen, während die Frauen sich zu Hause sehr behaglich und sehr müßig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und herwiegen. Die Weiber sind fast heilig gehalten. Ich habe schon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieser Erscheinung nicht etwa demjenigen verwandt seyn dürfte, der einige deutsche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, ist die Ursache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Cultur

keine von innen organisch durchgegangene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose, und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere ist auch bereits sehr im Verfalle, und wird noch sehr sinken, wie mir hiesige gescheidte Kaufleute versicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieser aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präsidenten Jackson — zusammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikanische Wesen gewissermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenlosigkeit" glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikanischen Institute bezeichnen zu können, auch der politischen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verbande, weil dadurch und *so lange* dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine *Vermögensassekuranz*. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut (Vaterland), sondern nur eine materielle Convention. Daß sich der Amerikaner für seine Republik geschlagen hat, beweist nichts; daß vielleicht die meisten Amerikaner sich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweist nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Mensch dafür thut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling todtschlagen. Wie lose der Zusammenhang der amerikanischen Freistaaten ist, wie nur auf Materiellem fußend, magst Du schon aus der Erscheinung der neuesten Tage ermessen. Südkarolina will sich vom Staatenbunde lossagen, weil ihm der Zolltarif unbequem ist. Vielleicht wirst Du mir gegenbemerken: „alle Staaten seyen bloß durch sinnliche Motive gehalten." Gut! dann mache aber nicht so viel Geschrei über diese oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten ist?

Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich sitze am Kamin, habe die Aussicht auf beschneiete Dächer und Berge,

und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund schreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, ist ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgestern bei einem unsanften Schlittenumwurf gefallen habe.... Unbehaglich sind die amerikanischen Straßen, wie ihre Häuser, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig seyn, daß ungemüthliche Menschen wenig auf Behaglichkeit halten. Es ist mir häufig so vorgekommen. Ich kenne in Deutschland einen Gelehrten, dessen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich sie auch nie gelesen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick seiner Arbeitsstube postuliren. Du findest hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtisch, nie eine gute Feder, das Federmesser stumpf, die Dinte dick, und — was das Unbehaglichste ist — in die Studirstube mündet die Kinderstube mit entsetzlichem Geräusche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem ist und vorzüglich ein elastisches Ruhebett die Seele in angenehme elastische Schwingungen versetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit besteht, während das Gegentheil in einer gewissen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren sind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu passiren, von hier bis Newyork 400 englische Meilen, um mich dort einzuschiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfangs Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinauseilen aus Amerika. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle hier so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterland geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vampyrischen Dämonen, die in diesen Lüften schweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembsch.

An Frau v. N. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mank und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeisterten Battaglia nicht zu vergessen. Kommst Du mit einem Neuerrianer zusammen, mit dem ich gut stehe, so raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß so fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer.

Wenn ich nicht ersaufe, baldiges Wiedersehen. Leb' wohl, Bruder!

Einige Tage darauf, am 15. März 1833, schloß Niembsch zu Economy einen Ländereipachtvertrag mit einem gewissen ... ich will ihn nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben H. hersetzen ... aus Laufen in Württemberg.

Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem:

Niembsch übergiebt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht:

a) die in Crawford-County gelegenen zwei Viertelsectionen Nr. 2594 und 2595; sodann

b) die eben daselbst gelegene Achtelsection Nr. 2596.

In jedem Pachtjahre sollen 37½ Acres[1] geklart werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Aecker geklart, in Frucht gestellt, und eingefenzt werden sollen.

H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars,[2] theils in Barrem, theils in Geldwerth. Dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude ganz auf seine eigenen Kosten herzustellen.

1) ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites, geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach;

2) eine Scheuer;

3) die nöthigen Stallungen.

Nach Verlauf der Pachtzeit hätte H. dem Eigenthümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern.

H. hat das Land ganz auf seine Kosten zu bauen und im Jahre 1836 100 Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200, in Allem also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll Niembsch jedesmal im Monat December im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten.

Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte Niembsch das Recht, den H. mit der Summe von 1200 Dollars vollkommen abzufertigen. Zöge aber Niembsch vor, den fünften Theil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben,

[1] Morgen Landes.

[2] Zu ungefähr 2 fl. C.M.

so stünde es ihm frei, und er könnte das Fünftel des Landes selbst dazu wählen, und dem H. als Eigenthum überlassen.

Niembsch unterschrieb, bereits mit dem Fuß im Steigbügel, und „Vorwärts, Volcz!" hieß es abermal, „dem Niagara zu!" Sein Begleiter, der neue Pächter, — der vorige biedere Bediente, Philipp Huber, hatte sich schon wo ein Plätzchen in einem Urwalde gefunden oder in einem Steinkohlenbergwerke — brachte den ehrlichen, vom beschwerlichen Weg stark angegriffenen Schimmel kaum mehr nach Hause zurück. Wer mochte ihn nun noch, mit der Hand ihm den Hals tätschelnd, „Freund Volcz!" nennen?

Auf einem Ritte kam Niembsch „an einen Baum," morsch und hohl, aber mit einem frohen Bienenschwarm im Busen, vorüber, den er besang. Und wessen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart, eines wahrhaft milden und weisen Mannes.

Niembsch gelangte zum „Niagara," den er voll Erstaunen meilenweit von ferne schon rauschen hörte, aber in der Nähe bei den Stromschnellen nicht:

„Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht,
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet."

Genau so ging es Niembsch später mit unserer heimischen Freiheit. In weiter Ferne hörte er sie, der Prophet, schon rauschen; aber stocktaub war er für sie, wie laut man ihr auch zujauchzte, als er ihr ganz nahe stand.

Auf den Niagara beziehen sich noch die Gedichte: „Verschiedene Deutung" und „Die drei Indianer." Den Rothhäuten, diesen Doppelgängern seiner geliebten ungarischen Zigeuner, sang er auch noch den „Indianerzug."

In Newyork gewann Niembsch an Herrn v. Post einen sehr werthen Freund, wie denn überhaupt nordamerikanische Handelsherrn Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde für besondere Pflicht zu erachten scheinen. Ja sogar der damalige Vicepräsident der Vereinigten Staaten, der berühmte Martin Buren, war, als er zufällig mit Niembsch auf einem

Dampfer zusammen traf, unersucht so gütig, ihm seinen Einfluß anzubieten, falls er ihm irgendwann und irgendwie sollte nützlich werden können.

Der Langeneilandstrand bei Newyork ist wohl die ursprüngliche Wiege von Lenau's „Sturmesmythe."

Wie Niembsch zu spät nach Amerika kam, so ging er auch wieder daraus zu früh fort, just als der Lenz die Fluren zu schmücken begann, so daß er dann seufzend singen mußte:

„Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.
Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht."

(„Herbst.")

Siehe, so brachte das dichterisch verfluchte, weil nachtigallenlose Amerika den nach Nachtigallengesang lechzenden Sänger aus herber Rache denn doch richtig um einen vollen Lenznachtigallengesang!

Die Ernte dieser Reise war weder geistig noch leiblich gesegnet. Mayer (S. d. B. S. 105) hörte seinen Freund nur drei Dinge von der amerikanischen Natur hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben: einen fast erstorbenen Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonsthal von Newyork, und den Fall des Niagara. Wenn Niembsch auch dichterische Schätze heimbrachte — zu den schon genannten kommen auch noch die letzten Scenen in „Faust" — so waren dieselben doch nicht so zahlreich, als man hätte erwarten sollen, und sie blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er sich selbst versprochen hatte. In späteren Jahren schimmert das Meer fast nirgends mehr in seinen Gedichten durch. Eine Fahrt auf Dampfschiffen die Donau hinab, nach Konstantinopel, dann durchs Inselmeer und Griechenland zurück nach Triest, und von da durch den öden Karst und die Krainer Wundergrotten und die Alpen nach Wien, würde ihn wohl mehr bereichert haben, ja, auch schon nur ein längerer Aufenthalt an seinem vaterländischen Plattensee, wo mehr an Ursprünglichkeit und Urkraft zu finden gewesen wäre bei Land,

Mensch und Thier, als in allen jenen Countys zusammen. Und wo bleiben erst noch die Karpathen, die Salzburger Keeser, Tiroler Farmer und Schweizer Gletscher, und das von fünf Staaten umuferte schöne „deutsche Meer"?! — Auch in Beziehung auf Baarschaft war die Reise schlecht, denn sie brachte nichts, als Verlust und Verdruß, so daß er zuletzt gar nichts mehr hören wollte von seinen so golden geträumten Ländereien. Endlich das Schlimmste war die nachhaltig nachtheilige Einwirkung des Scharboks und der lästigen Gicht auf seinen Leib. Das waren böse Gesellen für die Schwarzgallsucht und emsige Vorplänkler des heranziehenden grausen Irrsinns.

Ein Bild von Lenau's Heimreise zur See gibt uns sein Gedicht „Der Schiffsjunge." Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenau's Augen vom Mast ins Meer und ertrank. — Möchten die deutschen Seefahrer das Andenken Lenau's, der das Weltmeer durchschiffte und so schöne Seelieder, und zwar der allererste, sang, damit ehren, daß sie die von ihm erfundenen, im „Schiffsjungen" angeführten Segelnamen, worauf er sich etwas zu Gute that, annehmen und bewahren!

Niembsch hatte während der Fahrt seine Freude an der ruhigen heiteren Wackerkeit der deutschen „Matsen" auf seinem Bremerschiffe, besonders hörte er sie bei ihren Arbeiten gern singen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten sie z. B. einen wuchtvollen Gegenstand ruckweise empor zu ziehen, so geschah es immer unter kurzem, sich fort und fort wiederholendem Gesange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchsten Tones die Last durch einen raschen derben Riß stets um ein gutes Stück höher empor mußte. Das wortlose Liedchen lautet:



Vom Anfang ins Unendliche.

Erst tief im Juni 1833 sprang Niembsch bei Bremen wieder auf europäischen Grund und Boden. Von dem wilden, lustig überschäumenden Straudjubel der Matschaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembsch wohl Gelegenheit, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen.

Görg, Michel, Kurt, Hans, Suschen, Käthe, Lischen, in der Schenke am Meeresstrande, in dem mit „Görg" überschriebenen wüsten Auftritte jenes Faust, sind wahrscheinlich naturgetreue Abbilder. Aber auch schon in Amsterdam mochte er Matrosenstudien gemacht haben (s. Brief vom 9. Juni 1832). In Bremen hatte Niembsch zwei angenehme Ueberraschungen. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Dann fand er auch in einem Buchladen die eigentlich durch ihn erschienenen Gedichte seines Freundes Mayer aufliegen. Von Bremen aus schrieb Niembsch an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht eben so Anziehendes von seiner Heim- wie von seiner Ausfahrt, und von Bremen als wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimathküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht." Von Bremen flog Niembsch über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg sprach er beim alten Vater Zimmern vor, küßte dessen Sohn Adolph als treuen Freund und verehrte des letzteren anmuthiger Gattin Tasche und Körbchen von den Wilden verfertigt. Er schien allen gealtert; sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte am Glanze verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen, und nur sein Herz noch unverändert. Justinus Kerner schrieb mir am 24. Oktober 1850: „Als Niembsch von Amerika zurückkam, wo er gleich von Heidelberg nach Weinsberg zu mir eilte, und ich ihn fragte: „Nun, wie gings?" sagte er: „„Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten."" Er sprach sehr ungern von seinem Aufenthalte in Amerika. Derselbe hatte auch wirklich traurige Folgen für ihn. Den steifen amerikanischen Nationalmarsch, wie ihn das Militär spielt, pfiff er einem sehr oft spottend vor.

Dieser lächerlich gespreizte schwegelpfeiferische Marsch haftete so fest im Gedächtnisse Lenau's, daß er sich dessen sogar noch in seiner spätern Geistesverwirrung erinnerte, ja selbst ihn niederzuschreiben vermochte und zwar:



Der launige Kerner verübte, wie bei Lenau's Ab-, so auch bei dessen Heimreise aus Amerika, wieder einen Scherz. Schon in der Hälfte des Mai machte er den Stuttgartern zu wissen, Niembsch wäre über Holland bei ihm zu Weinsberg rückeingetroffen, aber leider ohne Kreuzer Geld, ohne Hemd, zerfetzt, voll Staub und Schmutz, mit der entsetzlichen Schiffsraute behaftet, ja sogar verstümmelt, denn eine gefühlvolle Aeffin der amerikanischen Urwälder habe ihm aus rasender Liebe die Nase wurzabgebissen. Wie erschrack er aber, als mit der nächsten Post von den besorgten aufopfernden Freunden Geld, Wäsche, Kleidungsstücke, Briefe für Niembsch anlangten! Die Geschichte ging — wie Niendorf auf Seite 132 erwähnt — nicht ohne einige Empfindlichkeit ab. Niembsch eilte bald von Kerner nach Stuttgart, von wo er aber sobald nicht zu Kerner zurückkam, als er versprochen hatte; denn es schrieb Kerner an Niembsch in Stuttgart bei Hofrath Reinbeck:

Weinsberg, den 6. Juli 1833.

Niembsch!!!
Wo bist Du??!

* * *

Dein Kerner.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 8. Juli 1833.

Meine Lieben!

Ihr werdet doch meinen Brief aus Bremen erhalten haben, worin ich Euch meine güclliche Ankunft mittheilte. Ich bin jetzt in Stuttgart

im Hause meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank ist. Das macht mich sehr traurig. Sie ist zwar auf und das Uebel für jetzt nicht schmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unaussprechlich, mir ist sehr weh ums Herz. Man besorgt die Wassersucht. O Bruder, kenntest Du dieses göttliche Weib, Du würdest weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht. Morgen früh geh' ich zum erstenmal nach Waiblingen, unsern Karl zu sehen. Meine Freude auf sein Wiedersehen ist mir recht getrübt. Die Natur ist furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! das ist nichts; aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußt' ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen. So viel Leiden und so lang! Diese Todbetten sind schrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben! O Schleifer! Schleifer! Leb' wohl, mein guter, tieftreuer Bruder, und Du, Engelsschwester! Lebt wohl, Kinder! Euer Niembsch.

Grüße mir meinen Boloz; mich hat es sehr gefreut, daß er in Wien ist. Wenn ich ihn nur noch antreffe! Wegen meines Passes nächstens.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Liebster Kerner!

Gestern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köstliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war sehr angenehm, besonders durch sein Gedicht über Deinen deutschen Dichterwald, das er mir recitirte.[1]

Diese Zeilen schreib' ich Dir im Zimmer unseres Aloysi, der sie in seinen Brief an Dich einschließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl. Euer Niembsch.

---

[1] Dieß Spottlied des General Freiherrn Karl von Kerner ist in den Reisescenen der Emma von Niendorf S. 273 zu finden.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 12. Juli 1833.

Lieber Bruder!

Ich glaube doch nicht, daß das Uebel unserer Freundin eine ernsthafte Wendung nehmen werde; ich bin also wieder ruhiger. Es wäre denn doch eine schreckliche Laune des Schicksals, wenn gerade diejenigen sterben müßten, die mich lieben.

In zwei Stunden fahren wir, Reinbecks und ich, zu unserem Karl, der nun zu meiner größten Freude auch der Deinige ist. Daran hast Du sehr wohl gethan, mein Anton, daß Du so frei und plötzlich dem Mayer ans Herz gefallen bist.

Ich lebe hier sehr gemüthlich, denn ich wohne bei Reinbeck. Die liebe Emilie hat mir mein Zimmer gar schön geschmückt mit den Bildern, welche sie nach Gedichten von mir gemalt hat. Ueber dem Sofa hangen die zwei Bilder der „Waldkapelle;" über dem Schrank, das sehr liebliche Bild „Lilla" nach meinem Gedichte: „nach Süden" gearbeitet. Ein unaussprechlicher Zauber liegt in dem warmen Colorit; jedes Wölkchen athmet; jedes Blatt pulsirt. Man kann nicht ohne süßen Herzschlag vor ihren Bildern stehen.

Eine Verlängerung meines Passes[1] wäre mir erwünscht, nur noch bis Ende August. Sollte dazu die Einsendung des alten nöthig seyn, so bist Du so gütig, es mir sogleich zu schreiben, andernfalls aber die nöthigen Schritte zu thun.

Schreibe mir doch, was Dein Speckbacher macht? Ich habe ziemlich viel Neues. Nächstens kommt im Morgenblatt mein „Ahasver," ein Heidebild.

Meine Gedichte sind sehr gut aufgenommen worden; ich glaube eine zweite Auflage wird nicht mehr ferne seyn. Hast Du die Deinigen noch nicht geordnet zur Herausgabe? Da wollen wir gleich dahinter seyn, wenn ich komme, falls es noch nicht geschehen ist. Reinbeck hat irgendwo eine günstige Anzeige von Schleifers Gedichten gelesen, worin ein Bedauern ausgesprochen sey darüber, daß man diesen Dichter in

[1] Sie hatte nur bis Ende April 1833 erlangt werden können.

Deutschland noch wenig kenne. Reinbeck kann mir aber leider das Blatt nicht nennen. Ich werde ihn selbst recensiren in einem der geleseneren Blätter. Wie freue ich mich auf Schleifer, den herrlichen Freund! auf meine Oesterreicher-Alpen, den Schneeberg und Traunstein, meine zwei alten poetischen Schulmeister, die mich so eigentlich erzogen haben, und auf Dich, mein treuer, lieber Bruder, meine Tertschi! und auf die junge frische Menschenskala Deiner Kinder! Bald habt Ihr sie ja vollständig!

Hast Du Mayers Gedichte schon? Sie waren das Erste, was mich in Bremen Freundliches begrüßte. Ganz vortrefflich!

Welches Schicksal hat der Corsar [1] von meinem Boloz gehabt? Grüße mir den guten Freund herzlich; er soll doch in Wien seyn, wenn ich dort ankomme, circa Ende August. Meinen Freund Prean den Hofconcipisten grüße mir aufs Beste. Berke, Herz, Klemm, Skulimovsky, Abbate Bondi, nebst Manzoni-Minzoni u. s. w. Mina, Marie, Deine liebe Mutter, Josephus, Paulus, Franziskus. [2] Neulich hab' ich im hiesigen Kunstverein das schöne Bild wiedergesehen, das unserem Pepi so wunderbar ähnelt. Wenn ich meine liebe Resi in den Bildersaal führte, sie würde ausrufen: „Jesus! das is ja mein Pepi!“ — Schleifer besuch' ich auf jeden Fall. Nun lebt wohl, liebe Geschwister, wir sehen uns bald! Meine Resi, welche Fülle von Erzählungen und von lange zurückgehaltener Zärtlichkeit hab' ich für Dich! Soll ich reden? soll ich küssen? werd' ich oft Dich fragen müssen. Ewig Euer treuer Bruder Niembsch. Schöne Grüße von Reinbecks.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 4. August 1833.

Mein theurer Kerner!

Nach einem dreitägigen freudenvollen Aufenthalte bei unserem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht oder bald darauf zum Alexander nach Eßlingen zu wandern. Mein Entschluß ist gefaßt; den 15. August reis' ich nach Wien, um mich dort

[1] Ein erzählendes Gedicht.

[2] Drei Brüder von mir.

einige Jahre zu begraben in Studien, die mir sehr nöthig sind, und die ich bei unserem Freunde Sandor doch nicht so ruhig und mit solchen Hülfsmitteln machen könnte, wie sie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dieß sind aber noch nicht meine letzten Zeilen an Dich vor meiner Abreise.

Karl und Louis Mayer haben mich gestern von Waiblingen hereinbegleitet. Sehr interessante Gespräche über Malerei, welche Louis mit seinen trefflichen Bemerkungen sehr belebte und lehrreich machte, zogen sich mit uns über den schönen Waldweg nach Rotenberg; aber auf dem Gaisburger Pflastersteig verstummten sie, und wir hörten nur unsern harten Stiefelschlag; es war bereits nach 9 Uhr Abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tisch setzten zu gemüthlichem Schmause.

Heute Abends ist Menzel zu uns eingeladen. Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rikele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madam Assing und ihrem Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembsch.

Um Gotteswillen schicke mir doch sogleich Dein Manuscript, lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht, und was sonst noch in dem Hefte steht. Antworte! schicke!

Niembsch an Mayer.

Stutttgart, 13. oder 14. August 1833.

Geliebter Freund!

Herzlichen Dank für die schöne Gabe; es ist dieß ein recht artiges Sümmchen guter Lieder. Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich Theil nehmen wird.

Ich war einige Tage bei Alexander in Serach, wo sich mein Seitenstechen so verschärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt von bloß mildernder Wirkung geblieben ist. Die heutige Nacht war seit vier Tagen wieder die erste, wo ich schlafen konnte. Vor drei bis vier Tagen werd' ich demnach kaum abreisen können. Laß Du dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit fröhlich zu

genießen, sie ist ohnedieß zum Theil schon verstrichen. Genieße den Rest. Aber sehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entscheidung, worin aber freilich mein fatales Seitenstechen auch ein Wort zu sprechen hat.

Auf unsere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unsrige heraus. Bis zur Ostermesse haben wir hoffentlich Beide so viel dazu gethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erscheinen soll. Cotta ist noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwischen aber könntest Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erscheinen lassen; theils um dem deutschen stumpfhörigen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nämlich nicht schaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu sagen, damit es wisse, daß man noch auf der Welt ist. Man kann sich nie einer künstlerischen Wirksamkeit versichern, wenn man nicht in frischem Andenken sich erhält; — theils aber, um das matt säuselnde Morgenblatt durch Deinen frischen Liederhauch in ein lebendiges Rauschen zu versetzen, was ihm Noth thut.

Deinen wackeren Louis werd' ich morgen besuchen.

Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 20. August 1833.

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müssen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarschiren lassen. Jetzo ist es wieder besser. Ich hoffe doch bald reisen zu können. Es ist mein Aufenthalt im Auslande längst wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldstrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannst mir mit gutem Gewissen ein ärztliches Zeugniß ausstellen, daß ich seit dem Frühjahr mit einer chronischen Entzündung behaftet und dadurch am Reisen verhindert war bis jetzt. Wenn Du so gut seyn willst, mir das Zeugniß zu schreiben,

so bitte ich es auch mit Deinem Siegel zu schmücken. Ich wende mich in dieser Sache an Dich, theils weil Du gerichtlicher Arzt bist, theils weil Du weißt, daß ich wirklich schon so lange an dem fatalen Seitenstechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Ich kann es noch immer nicht verschlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willst, aus der projektirten Brüderschaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir sein Manuscript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich seyn.

Maria in Serrach sieht vortrefflich aus; sie scheint auch recht vergnügt. Lasset ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe vortreffliche Freundin, mein Rikele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergessen, mit der sie mich von Amerika zurückempfangen hat.

Da sah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundschaft leuchten.[1]

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber; ich schreibe Dir bald wieder. Ewig Dein Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Samstag 1833 (24. August).

Mein geliebter Freund!

Ich danke Dir herzlich für das so schnell und bereitwillig ausgestellte Zeugniß. Du hast mich dadurch wahrscheinlich einer Geldstrafe von einigen hundert Gulden entzogen.

Ich verlasse Euch jetzt schwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirst sehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Correspondent zu seyn. Ich werde oft an mir vorübergehen lassen die lange Reihe genußreicher schöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen lieben Frau Freundschaft bereitet hat; die Abende auf dem Thurme, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir meine liebe Rikele und

[1] Auch von Kerner sagte er einmal (am 14. Juni 1841): „Er ist ganz Gold." (Niendorf S. 49.)

Töchterlein Emma zur Seite saßen und mit dem Patienten Rahmstrudel aßen, und so viel schöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt Alles unvergessen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken. Ich bin doch einer Eurer besten Freunde auf dieser Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigsten geschrieben **habenden**, doch künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholisches Herbstblatt von mir, ist aber nichts als vorübergehende Stimmung und längst widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft:
So mag sich's ruh'n im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbstentschluß.

Nun lebe wohl, mein inniggeliebter Freund, lebe wohl, verehrte geliebte Freundin! lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch Allen und mit mir, daß ich Euch wiedersehe!!! Ewig Dein Niembsch.

Gern hätt' ich Euch noch einmal gesehen, aber es muß nun einmal geschieden seyn. Ich danke Dir für die Bekanntschaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn v. Raumer. Ersterer ist ein interessanter durchgebildeter Mann von Geist, letzterer eine gar freundliche Jünglingsgestalt; ich ehre seinen Vater sehr hoch und könnte den Sohn sehr lieb gewinnen.

Niembsch besuchte am 16. August wieder seinen Freund Graf Alexander von Württemberg, der damals als Oberst eines königlichen Reiterregiments in der, einige Stunden von Stuttgart entfernten Stadt Eßlingen in Besatzung lag, daselbst eine sehr schöne zierliche Wohnung besaß, und unweit davon in Serach eine allerliebste Besitzung mit einer in ländlicher Art erbauten reizenden Lusthalle in Verbindung mit einer höchst geschmackvollen Gartenanlage. Dorthin lud nun an jenem Tage Graf Alexander auch seine Schwester, die schöne, junge Gräfin Marie, gegen welche er sich schon öfter über Lenau, der Dichter über den Dichter, mit Wärme und Begeisterung ausgesprochen, und dadurch den lebhaften Wunsch in ihr

erregt hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. „Freudig folgten wir — theilt mir gefälligst Fräulein Marie v. Hünersdorff mit, damals Begleiterin der Gräfin Marie — der Einladung. Alles, was wir von dem ausgezeichneten Dichter gehört hatten, einige herrliche Lieder, welche wir bereits von ihm kannten, versetzten uns in die höchste Spannung, und wir befanden uns, wie wir uns dem Ziele unseres heißen Wunsches näherten, in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der heiterste Himmel begünstigte unsern Ausflug, wir trafen gegen 11 Uhr Morgens in Serach ein, und fanden sämmtliche Bewohner in einer Laube versammelt. Der Graf eilte seiner Schwester, sie freudig und herzlich begrüßend, entgegen. Am Eingange der Laube stand Lenau. Graf Alexander stellte ihn uns auf die liebevollste Weise vor. So wenig imponirend Lenau's Persönlichkeit im ersten Augenblick durch seine etwas gedrückte Haltung erschien, so anziehend und rührend war seine Erscheinung durch die tiefe Seelentrauer, welche sein ganzes Wesen ausdrückte. Den tiefsten Eindruck auf mich machte sein schönes dunkles Auge, in ihm lag eine Welt der schmerzlichsten unergründlichsten Gefühle. Ich hatte von dem Grafen gehört, daß Lenau sich in den letzten Tagen wieder sehr leidend gefühlt, und als ich, dem Drange meines Herzens folgend, bei der ersten Begrüßung einige theilnehmende Worte über seine Gesundheit an ihn richtete, antwortete er mir auf die freundlichste Weise, und der Klang seiner schönen, etwas gedämpften Stimme vollendete den günstigen Eindruck seiner interessanten Persönlichkeit. Unter den Anwesenden befand sich auch Justinus Kerners älteste Tochter, Marie, Lenau's hochbegeisterte Verehrerin, welche einige Wochen beim gräflichen Ehepaar zum Besuche verweilte. Unsere Unterhaltung nahm, obgleich sich nur in den Schranken einer leichten Conversation bewegend, eine sehr anziehende Richtung, und erhielt durch die Art und Weise, wie Lenau sich über jeden Gegenstand ausdrückte, einen eigenen höheren Schwung. Ich war in einem bewegten Leben mit so vielen vielseitig gebildeten Menschen in Berührung gekommen, hatte mich seit einer Reihe von Jahren stets nur in den höheren Kreisen bewegt, ohne je eine eigentliche Befriedigung für Geist und Herz gefunden zu haben. Lenau eröffnete mir eine neue Welt, ein wahres Zauberreich der Gedanken und Gefühle; ich hatte noch nie mit dieser Wahrheit und Tiefe der

Empfindung in so schöner edler Form, mit so viel Feinheit und Grazie, mit der höchsten Einfachheit verbunden, sprechen gehört. Die Stunden schwanden mir wie Minuten, und auch Gräfin Marie empfand den Zauber, den er auf uns alle ausübte, in seiner ganzen Macht. Wir verlebten in dem reizenden Serach einen herrlich frohen Tag; dieses kleine Fleckchen der Erde umfaßte einen Kranz glücklicher Menschen. Gräfin Marie nannte zum Andenken an die erste Begrüßung mit dem edlen Lenau in dieser ländlich schönen Umgebung den Tag in Serach scherzend: eine Idylle. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zu Fuß nach Eßlingen zurück. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter an meine Seite. Es entspann sich zwischen uns eine höchst anziehende Unterhaltung. Lenau sprach sich unter anderem sehr schön über seine Reise nach Amerika aus. Ich erinnere mich deutlich, daß er die bemerkenswerthen Worte zu mir sagte: „„Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeisterung schwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht."" In Eßlingen angekommen, schieden wir von dem edlen Dichter wie von einem langjährigen treuen Freunde; es bedurfte nur dieser wenigen Stunden, seinen Werth im ganzen Umfange zu erkennen. Wir trennten uns mit der Hoffnung eines baldigen frohen Wiedersehens und kehrten entzückt und bezaubert von den lieblichen Bildern des herrlichen Tages nach Stuttgart zurück. Von jener Zeit begann für Gräfin Marie und mich ein neues Leben. Bei der ersten Wiederholung unseres Besuches in Eßlingen eilte Graf Alexander uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß Niembsch, seinen dringenden herzlichen Bitten nachgebend, sich entschlossen habe, einige Wochen bei ihm an seinem häuslichen Herde zu verweilen. Diese Kunde war auch für uns ein wahres Freudenfest. Graf Alexander theilte uns einige Stellen aus Lenau's Briefe mit, worin er sich mit der, ihn so schön bezeichnenden Herzlichkeit über den Tag in Serach, und die Eindrücke, welche er empfangen, aussprach. Ueber Gräfin Marie drückte sich Lenau in folgenden Worten sehr schön und bezeichnend aus: „„In Deiner Schwester Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des

Geistes, in Gestalt eines schönen Weibes, wiedergefunden." Es war nach meinem Gefühle ein treffendes Bild, denn man konnte wohl kein schöneres Geschwisterpaar sehen. Gräfin Marie, damals in ihrem 17. Jahre stehend, war an Jugend, Schönheit, Kraft und Fülle, im lieblichsten Schmelze vereinigt, eine höchst interessante Erscheinung. Mit diesen Vorzügen einen lebhaften Geist, die höchste Einfachheit und Natürlichkeit im Umgange verbindend, erschien sie dadurch um so anziehender und liebenswürdiger. Man hätte glauben sollen, daß an ihrer Wiege eine holde Fee, den Zauberstab schwingend, ihr die schönsten Gaben zum Angebinde verliehen. Lenau's Brief war „ein Spiegel seiner Seele;" er hatte, alle Nuancen unseres Zusammenseyns in Serach mit feinfühlendem Herzen auffassend, auch meiner freundlich gedacht, und Graf Alexander aufgetragen, mir für meine geistreiche Conversation, wie er sich äußerst schmeichelhaft äußerte, zu danken.

Niembsch blieb nach jenem 16. August nur noch zehn Tage in Stuttgart. Am 26. schrieb er an den dortigen K. Medicinalrath und Hofarzt Dr. Becher:

Geehrtester Herr Medicinalrath!

Den amerikanischen Dämon, der sich zwischen meinen Rippen verschanzt hatte, schlugen Sie in die Flucht mit Ihrem vortrefflichen Pulver und dem Thee übelriechenden Andenkens.[1] Nehmen Sie gefälligst meine Gedichte zum Danke für Ihre gütige Bemühung. Die Gedichte sind größtentheils symptomatische Ausbrüche einer chronischen Krankheit, welche ebenfalls in der regio intercostalis, nämlich in meinem Herzen ihren Sitz hat; sie qualificiren sich mithin, wie ich glaube, nicht übel zu einem Zeichen meines Dankes für Ihre freundliche Hülfe.

Mit vieler Hochachtung E. W. ergebenster v. Niembsch (Lenau).

Am nämlichen Tage verließ Niembsch Stuttgart, anscheinend um sogleich nach Mergelstetten zu eilen, wo er bereits von Emiliens Schwester

[1] Wahrscheinlich Baldrianwurzel.

Mariette Zöppritz, erwartet wurde. Gleichwohl ließ es ihn nicht sobald über Eßlingen hinaus, über welchen Aufenthalt Fräulein v. Hünersdorff freundlichst weiter mittheilt:

„Seitdem Gräfin Marie den edlen Lenau unter dem heimathlichen Dache ihres geliebten Bruders installirt wußte, eilte sie, so oft es ihre damaligen Lebensverhältnisse erlaubten, nach Eßlingen; war doch Niembsch der Zauber, welcher uns Alle in seinen magischen Kreis gezogen! Der herrliche Sommer begünstigte diese heiteren Ausflüge. So oft wir in Eßlingen eintrafen, eilten uns beide Freunde, uns freudig bewillkommend, entgegen. Nachmittags wurden Ausflüge in die nächsten Gegenden unternommen. Eine schöne Fahrt auf dem Neckar, wo Lenau uns durch sein meisterhaftes Spiel auf der Guitarre entzückte, wird mir namentlich unvergeßlich seyn. Jene herrlichen Wiener Ländler, mit so viel Geschmack und solcher Innigkeit vorgetragen, hab' ich nie wieder auf ähnliche Weise gehört. Denken Sie sich dazu den reizendsten Sommertag, die Natur in aller Schönheit und Fülle, welche die abwechselnd romantischen und malerischen Ufer des Neckars entfalteten, um mit uns zu fühlen, daß wir Alle in wahrer Begeisterung schwärmten. Ja, es war eine herrliche Zeit, reich an Poesie und hohem geistigen Genusse. Die Abende vereinigten uns gewöhnlich wieder in Eßlingen in traulichem Zusammenseyn. Graf Alexander erfreute uns durch seinen ausgezeichneten Vortrag auf dem Flügel; Gräfin Marie besaß eine sehr schöne Stimme, und wenn sie Lenau's inniges Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, sah ich das seinige in freudigem Strahle erglühen. Ich habe den edlen Lenau während dieses, leider nur so flüchtigen Zusammenlebens stets gleich liebenswürdig und sogar oft recht heiter gesehen; doch sein Lächeln erschien mir immer wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne. Den feinfühlenden Beobachter konnte dieser leichte Schleier, welchen er über seine Seelentrauer geworfen, nicht täuschen, und ein einziger Blick in sein düsteres Auge war genügend zur Ueberzeugung, daß er mehr aus Herzensgüte, aus Liebe zu seinem edlen Gastfreunde sich diesen Zwang in der Gesellschaft anlegte. Als Beweis des eben hier Gesagten führe ich an, daß Lenau während jener für uns so heiteren, so glücklichen Lebensperiode das ergreifend schöne Gedicht:

„Herbstentschluß" verfaßte. Ich war von dem Schmerz, der tiefen Trauer, welche sein Inhalt athmete, so erschüttert, daß ich ihm mit Thränen im Auge sanfte Vorwürfe darüber machte. Er sah mich, ohne ein Wort zu erwiedern, wehmüthig lächelnd an. Einige Tage später übergab er mir ein Album, in das ich ihn gebeten hatte, mir einige Worte freundlichen Andenkens aufzuzeichnen. Ich fand mit tiefer Rührung nachstehende schöne Worte:

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch Deine reichen Freudenblüthen schauern.

Der Quelle dieser tiefen Seelentrauer nachzuforschen, war mir in dieser kurzen Zeit unseres Zusammenseyns nicht vergönnt. Lenau selbst wußte trotz seiner gemüthlichen Herzlichkeit, mit einer Würde, ich möchte sagen Hoheit, jede vertrauliche Annäherung zu entfernen. Lenau liebte in der Regel nicht seine Gedichte selbst vorzutragen, allein es freute ihn sehr, sie von seinen Freunden deklamiren zu hören. Marie Kerner, für des Dichters Werke mit Begeisterung schwärmend, wählte zu ihrem Vortrage gewöhnlich die ergreifendsten Bilder, z. B. die Waldkapelle. Ich erinnere mich, daß sich uns die Haare schon im voraus vor Entsetzen sträubten, wenn sie mit ihrer tiefen, männlich klingenden Stimme mit den Worten begann:

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter.

Unter den kleinen Kreis, welchen wir damals bildeten, zähle ich mit Vergnügen den liebenswürdigen, genialen Arthur Schott, als schönes Dichtertalent. Er besorgte zu jener Zeit Graf Alexanders ökonomische Angelegenheiten.

Ehe ich von diesem Gegenstande einer glücklichen Vergangenheit scheide, will ich derselben durch die Darstellung von Lenau's schönem Verhältnisse zu seinem edlen Freunde, dem Grafen Alexander, das Siegel der

Vollendung aufdrücken. Mit wehmüthiger Freude verweilen meine Gedanken auf diesen beiden höchst interessanten Erscheinungen. Beide in Individualität, Gestalt, Persönlichkeit so unendlich verschieden, und doch zugleich so innig verbunden durch Geist, Gemüth und Poesie. Lenau's Stellung, dem Grafen gegenüber, war so einfach und würdig. Er scheute sich nicht, ihm offen, durchaus ohne Rückhalt, seine Ansichten auszusprechen, und sogar recht oft in Beziehung auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur scherzend, als Mentor aufzutreten. Ich erinnere mich eines Briefes von Lenau an den Grafen, worin er ihm auf die Mittheilung, daß er, seiner Muse treulos, die Freuden der Jagd, des Fischfangs dem Dichten vorzöge, die launigen Worte schrieb: „Jage — nach Gedanken, fische — nach Empfindungen!“ Diese Stelle, von Graf Alexander in Niembschens eigenthümlichem Dialekt vorgetragen, erregte bei uns allgemeine Heiterkeit. Ein allerliebstes Gedicht von Lenau, das ich mir zur Abschrift ausgebeten, was aber leider verloren ging, worin er Graf Alexander sanftmahnend bat, seinen herrlichen Phantasiegebilden eine minder düstere Färbung zu geben, begann mit den Worten:

„Nicht nur schauerliche Wiesen,
Die von Blut und Thränen triefen“ u. s. w.

Ueber Niembsch als Dichter sprach sich Graf Alexander oft und stets mit begeisterter Wärme aus. Einige Gedichte, welche ihn durch ihre Originalität vorzüglich fesselten, z. B. der Raubschütz, die Heideschenke, die Schilflieder, hör' ich noch im Geiste von ihm recitiren.“

Niembsch kommt mir (Schurz) hier in dem mannigfach reizenden Serach vor, wie ein in Armidens Zaubergarten eingebannter Rinaldo, doppelt gebannt hier, wo Armidens fesselnde Schönheit zugleich auch eine innerliche war, aber auch die seligsten Stunden entfliehen, und gerade die am schnellsten. Die Erinnerung allein vermag sie noch einige Zeit festzuhalten, und so sang er nicht lange darnach:

Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen hellen Klang
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang,
Weithin geführt vom sanftbewegten Weste,

So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er, Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

(Faust, Maria.)

Niembsch an Schurz.

Augsburg, den 22. September 1833.

Geliebter Bruder!

Dieß schrieb ich in Augsburg. Es ist also kein Rückfall mehr möglich in die Arme der Freundschaft, die mich so lang in Württemberg festhielten. Morgen reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserm lieben Schleifer. Den Traunstein werd' ich freilich umnebelt finden, denn das Wetter ist absolut schlecht; aber das liebe Antlitz des alten Freundes wird mir gewiß klar und heiter entgegenleuchten. Mein Verweilen in Gmunden wird aber kurz seyn, denn je näher ich Dir und meiner Resi komme, desto größer wird meine Eile und Sehnsucht, und ich werde mit beschleunigtem Fall in Eure Arme sinken und ausruhen von dem Strome der Wechselerscheinungen, die mir über Kopf und Herz hinflutheten, so lang ich von Euch war. Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?

Den nächsten Winter, lieber Bruder, wollen wir recht traulich und eng zusammenrücken. Ich freue mich auf Deine neuen Arbeiten. Wir wollen alles durchgehen und zur Herausgabe ordnen, gelt? Es ist doch

Zeit, daß Du Dein Lied ins deutsche Volk hinaussingst und nicht mehr bloß in Deinen Bart hineinbrummst. Du bist es schon Deiner lieben Resi schuldig, daß sie Deine Werke gedruckt in die Hände bekommt und sich an Deiner Ehre mit manchem freudigen „Sakerlot!" weiden kann. Ich habe manches neue Gedicht gemacht, habe Dir also auch was mitzutheilen. Einen Ahasver, einige Herbstlieder, ein langes Nachtstück: „Der Gang zum Eremiten" in drei Gesängen, einen Postillon u. a. m. Diesen Winter will ich ein Trauerspiel schreiben, die bewußte Barbara Radziwill. Einige Scenen sind fertig, und ich glaube — nicht übel. Warum hast Du mir nichts von Deinem Speckbacher geschrieben? Hast ihn vielleicht liegen lassen? Das wäre Schade.

Was meine Gesundheit betrifft — ich bin jetzt wohl und kräftig; ich fühle mich auch geistig aufrecht und unternehmend. Das Klagen hab' ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie Du schon hören wirst. Nach meiner Ankunft aus Amerika war ich sehr geschwächt, und bin ich auch bald darauf an meinem rheumatischen Uebel wieder erkrankt. Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre sie meine Resi. Das ist eine oder vielmehr das sind zwei herrliche Frauen. Wenn diese die Repräsentanten des weiblichen Geschlechts wären, so könnte dieses damit zufrieden seyn. Der gute Reinbeck war auch so freundlich und theilnehmend. Er hat mir seine Novellen als Geschenk für meine Schwester mitgegeben. Von Deinem Karl Mayer hab' ich einen sehr lieben Brief an Dich, den ich Dir durchaus selbst bringen will. Mußt freilich darauf warten, aber Du bist ein gesetzter Mann, dem das nicht schaden wird.

Leb' wohl, lieber Bruder, sammt Resi und Kindern! Ewig Euer Niklas.

Grüße meine Freunde, die Du siehst. Sey so gut, auf der Post nachzufragen, ob keine Briefe poste restante an mich vorliegen, und dießfalls solche nach Gmunden an Schleifer zu schicken.

Derselbe an Denselben.

Gmunden, den 27. September 1833.

Mein geliebter Bruder!

Endlich bin ich wieder in unserm lieben Oesterreich. Ich würde wohl früher gekommen seyn, hätte ich nicht einem Freunde in Württemberg noch

einige Wochen consecriren müssen. Die letzte Zeit nämlich hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Festetics, zur Frau hat. In einer der schönsten Gegenden Württembergs, im Hause eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, schönen, geistreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens versehen, kannst Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftiglichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Aber besser behagt es mir doch noch in unserem paradiesischen Gmunden, wo Du Deine Seele zurückgelassen hast, die ich auch gleich verspürte beim Eintritt ins Thal; denn, hatten sich auch seit einigen Tagen Regenwolken gelagert in der Gegend, sie flogen davon, als ich kam, und überließen mir Berg und See in herrlicher Klarheit. Deine Seele, Bruder, hat die Wolken mir zu Liebe verblasen. In herrlicher Klarheit strahlte mir auch das liebe Antlitz meines Schleifer entgegen. Er ist der alte, warme, liebende Freund voll Kraft und Hoheit, und so gesund! Wir werden ihn lange behalten.

Hier übersende ich Dir meinen Rentenschein, denn ich habe gehört, er sey in Gefahr, zu verfallen. Ich werde mich doch wenigstens eine Woche hier aufhalten, und so könnte es damit zu spät werden. Ist eine Lebensbestätigung für mich nöthig, so kannst Du's vielleicht brevi manu mit Herrn Cloß abmachen, einem Beamten in der Versorgungsanstalt, der mich gut kennt, und, wie ich glaube, noch immer täglich im Neunerschen Kaffeehause zu treffen seyn wird, um zwei Uhr.

Von Karl Mayer bring' ich einen sehr lieben Brief und sein Bildniß selbst mit.

Emilie läßt Dich und meine Herzensresi innigst grüßen. Gedichte bring' ich genug mit. Schleifer sagte mir, Du habest die Deinigen zur Herausgabe zusammengestellt. Das freut mich sehr. Höchst wahrscheinlich rufen mich literarische Geschäfte bald wieder nach Württemberg, indem nächstens eine zweite Auflage meiner Gedichte nöthig werden dürfte, dann will ich Deine Gedichte zum Drucke bringen, und mit größter Lieb' und Sorgfalt die Correktur davon machen. Sehr erwünscht wäre mir's, wenn die J. G. Cotta'sche Buchhandlung sie verlegte. Ich hoffe dieß, indem ich Einiges über sie vermag, und Deine Gedichte ja selbst für sich das beste Wort reden werden. Auch

ließe sich wahrscheinlich eine zweite vermehrte Auflage von Schleifers Gedichten bei ihr veranstalten. Ferner bringe ich meiner lieben Resi mit: einen von einer Indianerin in Amerika aus Hirschleder genähten und mit Schlangenhaut gestickten kuriosen Beutel. Endlich bring' ich mit eine gar schöne Landschaft, in Oel gemalt von meiner Freundin Emilie, woran Ihr gewiß große Freude haben werdet. Sie gab mir das Bild zum Andenken.

Endlichst bringe ich meiner Tertschi mit: einen unerschöpflichen Vorrath von Antworten auf ihre unerschöpflichen Fragen, und für sie, Dich und Eure Kinder unerschöpfliche ewige Liebe. Dein Bruder N. Grüße meine Freunde.

Graf Alexander soll sich damals nach Lenau's Abreise überall der großen Liebe desselben für sein Haus gerühmt haben, und daß er ihn ganz für sich gewonnen, und ihn zeitlebens an sich zu fesseln gedenke, indem er ihn zum Erzieher seiner Kinder erwählt habe, die, wie er hoffe, dieser poetischen Bestimmung recht zahlreich zuwachsen würden. Wie freundlich und wohlgemeint solches auch gewesen seyn mag, es konnte nie dazu kommen; Lenau's Selbstgefühl hätte sich gegen jede, wenn auch nur scheinbar abhängige Lage gesträubt. Auch hätte es ihm ganz und gar an der nöthigen Geduld und Herabstimmung zum Kindererzieher gefehlt.

Graf Alexander schickte wenige Tage nach Niembschens Abreise von Eßlingen ihm einen reitenden Boten nach Heidenheim mit der Nachricht nach, er selbst und seine Gattin mit den Kindern wollten in Gesellschaft der Gräfin Marie und des Fräuleins v. Hünersdorff schon am 1. Oktober eine Reise nach Wien antreten. Niembsch sollte sich nun auch doch sogleich mit in den Wagen zu ihnen setzen. Niembsch war aber bereits von Heidenheim fort. Deßhalb und weil eben damals mehrere längere Besuche sich in Eßlingen einfanden, unterblieb die Wienfahrt des Grafen.

Niembsch an Mayer.

Wien, den 17. Oktober 1833.

Mein Herzensfreund!

Richtig war Dein Brief schon da, als ich ankam, der erste Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die schönen Gedichte

und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen seyn wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Vergnügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand, zu erscheinen. Du hast bereits so viel an neuen Gedichten, daß es bereits ein artiges Bändchen gibt, und Du dieses für sich erscheinen lassen kannst. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur Ein Gedicht drucken zu lassen, was ohnedieß schöner aussieht. Dann wird das Buch ziemlich seitenreich. Das gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, sonst bin ich noch immer der Meinung und des Wunsches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zusammenbinden lassen; es müßtest denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für sich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich seyn würde, und es ganz Deiner Entscheidung überlasse. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich selbst leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geschäft anvertrauen wolltest. Für den Fall aber, daß mir noch nicht so bald eine zweite Auflage werden sollte, und Du Dich dennoch entschließest, Deine Lieder allein drucken zu lassen, würde ich die meinigen noch liegen lassen; gar so lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erste Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 40 Exemplare verkauft; auch in Polen soll sie guten Abgang gefunden haben. Doch,

Freund, hab' ich Dich nicht längst ermüdet mit meiner fatalen Casuistik?

Deinem Wunsche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir übersenden.

Meine Reise nach Wien war angenehm. Schuler [1] hab' ich nicht besucht, weil ich spät in der Nacht in München angekommen und am nächsten Morgen früh wieder abgereist bin. Bei Schleifer, in dem paradiesischen Gmunden, war ich vierzehn Tage. Viel wurde dort von Dir gesprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und liest sie mit großer Freude. Auch in Wien sind sie bekannt und geliebt.

Meinen Geschwistern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug ansehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, ist in der That rührend. Vorgestern spät Abends, als wir zu Bette gingen, sagte Schurz noch: „Zeige mir noch einmal unsern Mayer!" Dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen wie gespannte Bogen, von denen Du das Geschoß Deiner Blicke abschießest nach allen Schönheiten der Natur.

Ueber meine Rückreise nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Bestimmtes sagen.

Ich bin ganz gesund. Die Leute wundern sich über mein gutes Aussehen. Einige sagten sogar, ich sey gewachsen!! Meine Schwester war sogar so närrisch, es zu glauben. Mag seyn, daß ich mich aufrechter halte; wenigstens in moralischer Bedeutung möchte dieß wahr seyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das scheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren. — Was macht mein liebes Pathchen? [2] Du schreibst mir nichts von ihr — und

[1] Ein damals noch junger Dichter aus Zweibrücken. (Näheres bei Mayer S. 116.)

[2] Die im August 1832 geborene vorletzte Tochter Mayers, Emilie, welche von seiner Mutter Bruderstochter, Emilie Reinbeck, in ihrem eigenen und ihres eben auf dem Weltmeere nach Amerika segelnden Freundes Niembsch Namen über die Taufe gehalten worden war.

die andern „kleinen Brodteufelchen," wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau ist wohl wieder ganz hergestellt? — Meine Schwester hat nicht weit zu ihrer sechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder sind sehr gewachsen. Namentlich die Buben. Der kleinere Pepi ist ganz in die Natur des größeren, Toni, gewachsen, wie dieser vor zwei Jahren war; so daß ich die Kerle verwechselte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder sind recht eigentlich unsere Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendschatten und Kinder — je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsere Sonne. [1] Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt; dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.

[1] „Zeiger."

Zweites Buch.

Oden.

Dritter Abschnitt.

Wanderjahre. — Erstes Fünf.

Niembsch an Kerner.

Wien, am 27. November 1833.

Geliebter Freund!

Der Stephansthurm läßt Dich grüßen; er steht, seit Du Wien verlassen, etwas geneigt gegen die Seite hin wo Württemberg mit seinem lieben Weinsberg und seinem lieben Kerner liegt, so, daß er in ewigem, gleichsam versteinertem Danksagungskomplimente für Deinen lieben Besuch nach Dir hingeneigt ist. Also er läßt Dich schön grüßen, dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köstliche Geistergeschichten (eigene Erlebnisse) für Dich hat. Er wird sie Dir auch schreiben. Ich habe ihm und meiner Schwester so viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechseln möchte. Ich meinerseits bin recht gesund und schreibe gegenwärtig einen Faust, wo sich Mephistopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenstoff ablagern kann, er ist bereits damit beladen wie ein Steinesel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Esel ist. Faust ist zwar von Goethe geschrieben, aber deßhalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirsaal, wo Faust mit seinem Famulus während seiner anatomischen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufstellt, bis endlich sein Mephistopheles an der Wand herumhuscht.

Wie geht's bei Dir, bester Kerner? Was macht meine liebe Freundin, die herzensgute Rikele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir

bald, sonst hast Du mir gar nicht nach Wien geschrieben; denn in Kurzem steh' ich unter Euch, und les' Euch meinen Faust vor, wobei ich Gesichter schneiden, die Augen verwildern, und meine Stimme verhohlen will, daß Ihr schaudern sollt.

Meine Adresse: poste restante.

Meine Wiener sind die Alten; Panem et circenses! haben die alten Römer geschrien, dasselbe schreien auch die Wiener, und dieß wird das Geschrei aller Städter seyn und bleiben.

Mein größter Genuß sind hier die musikalischen Unterhaltungen. Alle Sonntage Concert, Quartett ꝛc. — so hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper ist jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über Alles.

Leb' wohl, Geliebtester! Tausend Grüße den Deinigen. Dein Niembsch.

Niembsch wohnte wieder bei uns im Schwarzspanierhause. Während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte, entstanden einige neue Gedichte: „Der Polenflüchtling; der Waldgang; Bestattung; Scheiden." Auch begann er seinen „Faust," wovon er den „Besuch," „Die Verschreibung," den „Tanz" und „Das arme Pfäfflein" fertig brachte. Dagegen ward die arme „Barbara Radziwill" leider gänzlich bei Seite gesetzt. Warum wohl Niembsch einigemal Dramatisches begann, aber nie vollendete? Zum Theile verschafft Aufschluß, was Dichter Otto Prechtler mir schriftlich eröffnete: „Zur Zeit als ich meine ersten dramatischen Produkte dem Wiener Hofburgtheater zur Aufführung übergab, und dieselben auch wirklich über die Bretter der deutschen Bühne gingen, begegnete mir Lenau, nahm mich zur Seite und sprach folgende, ihn als Dichter sehr charakterisirende, merkwürdige Worte: „„Ich sehe, lieber Prechtler, daß auch Sie Ihre reine Muse mit Schminke bemalen, und für die Lampen und das genußsüchtige Publikum aufputzen. Ich wollte, Sie thätens n i c h t! Geben Sie Ihr Bestes nicht für die gaffende Menge, für die Bude. Sie können es nicht, ohne Ihre Muse zu entweihen, wenigstens entweihen zu lassen. Thun Sie's nicht; kehren Sie zurück! es ist mir leid um Ihre gemüthliche Ursprünglichkeit, Ihren edeln Ernst,

Ihre dichterische Weltanschauung. Folgen Sie mir und lassen Sie die Komödie! Sie werden Bitterkeit in Ihre Seele aufnehmen müssen, wenn Sie auch Erfolg haben."

Auch Emanuel Straube meldet eine äußerst auffallende Aeußerung Lenau's am Ende einer dramatischen Erörterung, wobei sich dieser zuletzt an die um dieselben Versammelten in Neuners Kaffeehaus wandte: „Meine Herren, rief er, eine mächtige Revolution in allen Zuständen der Gesellschaft ist im Zuge. Nichts wird davon verschont bleiben, auch die Kunst nicht, am wenigsten die dramatische. Glaubt mir, meine Herren, in fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr!" — (Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd, 1. Band, 2. Heft. 1850.)

Auch ein Brief Lenau's vom 12. Juni 1842 enthält Erklärungsgründe dieser Abwendung von der Bühne. Am Ende war Lenau zu viel Lyriker, um Dramatiker werden zu wollen.

Auch mit den Schauspielern war Niembsch nicht besonders zufrieden. Sie haben — meinte er — zu viel Accent, sie haben einen solchen Ueberfluß daran, daß sie ihn gar nicht unterzubringen wissen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die sie überall herumschleppen, und zuletzt doch am unrechten Orte hinlegen. (Niendorf 156.)

Niembsch hatte von Reinbeck einen Brief an Karoline Pichler mitbekommen. Er fühlte sich aber unaufgelegt, ihn selber zu übergeben, und ich mußte es für ihn thun. Da aber doch die dichterische Frau Niembsch kennen zu lernen wünschte, so ließ sie in späterer Zeit durch ihren Freund Frankl ihn nebst Bauernfeld zu Tische bitten. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Niembsch eben auch folgenderweise über's Theater: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das ist nur für jugendliche noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasirte, wie es die Franzosen und Italiener sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt viel zu viel, als daß er am Handeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich seyn werden, so sind das glänzende Ausnahmen, und es wäre besser gewesen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, episch geschrieben, und nicht Schillern

überlassen, der die Bauern wie ästhetisch gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungarisches als ein deutsches Drama denken. Da sind noch in Geschichte wie in Gegenwart selbstbeinige Gestalten, Urkerle, wild, gut, und doch nicht das Blut zu vergießen scheu. Ja wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgestürzten Salon-Theekessel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der selige Herr v. Kotzebue geschrieben hat. Die deutsche Nation hat vorerst eine andere Aufgabe, diese aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchstens, und sehr leise nur, in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchste nicht darstellen und sagen darf, ist eine Komödiantenbude, da seh' ich viel lieber dem redlichen Wurstel im Prater zu, wie er den armen Juden todtschlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige Leidenschaft zum Morden."

Damals beging auch Niembsch aus Zerstreuung und Vergessenheit eine sehr arge Unart gegen die kluge und gute, freundliche und fromme Frau. Beim Kaffee verlief sich nämlich das Gespräch auch auf die Frauenschriftstellerei. Niembsch, ganz uneingedenk, daß er einer Königin derselben gegenüber saß, entbrüstete sich ganz gewaltig über diesen Unfug, als welcher ihm solche erschien. Man denke sich die arme Frau und die beiden Freunde dabei! Gleichwohl blieb sie ihm auch in der Folgezeit mütterlich gewogen, nur aufrichtig bedauernd desselben Zerrissenheit und Finsterniß.

Kerner hatte Niembsch brieflich beschworen, den jungen Rahl in Wien recht kennen zu lernen, und nicht an ihm schnell vorüberzugehen. „Ich habe — schloß er — Dich noch nie genöthigt, Wasser zu trinken. Trinke diesen! Schluck, versuch! Da ist noch Naturkraft! Laß Dich aber durch nichts scheu machen!" Niembsch lernte Rahl kennen, und Rahl malte ihn für Kerner lebensgroß in Oel. Niembsch trägt „um seine wunde Brust geschlagen den Mantel der Melancholie" („mein Stern") und nächtliche Wolken verdüstern ihm den Himmel. Kerner besitzt das Bild, wohl das werthvollste, das von Niembsch vorhanden, noch jetzt.

An seinem Namenstage war Niembsch außerordentlich heiter. Wir

feierten ihn Abends bei Faschingskrapfen, seinem Lieblingsgebäck, und gutem Wein, Tokaier wohl sogar, den er selber aus der Stadt heimgebracht; zugleich mit einem sehr kleinen, witzigen Freunde, dessen wir schon vorne im Jahre 1824 vorläufig Meldung gethan.

Der kleine Mann erging sich auch wie ein Donnergewitter auf dem Tastenkasten, und wiegte sich dabei mit seinem riesigen Schnurrbart, der das anscheinende Knäblein zum grimmen Russen umstempelte, wie ein Lastschiff auf stürmischer See so gewaltsam hin und her, daß sich Niembsch und Therese halb todt darüber lachten. Bei Letzterer beschleunigte und erleichterte das unbändige Lachen in der That ihre sechste Niederkunft, die schon am 9. December glücklich erfolgte. Als Niembsch merkte, daß es Ernst hiemit werden wollte, entwischte er flugs zu einem Freunde in die Stadt. Es litt ihn für den Augenblick durchaus nicht mehr in unserer Wohnung, so bang und mitleidweh ward ihm der armen Schwester halber ums Herz.

Niembsch hatte schon im Oktober, nachdem er erst ein paar Wochen in Wien war, seinem Freunde, dem Grafen Alexander, baldige Rückkehr versprochen. Wahrscheinlich gab ihm das Bedürfniß, seiner sich erschöpfenden Börse durch eine neue Auflage seiner Gedichte einen neuen Zufluß zu verschaffen, diesen Wunsch ein. Darum leistete er wohl auch einer schriftlichen Einladung seines Freundes Antoniewitsch, ihn auf dessen Gute in der Bukowina zu besuchen, und dort wacker zu bechern, zu jagen, zu reiten, zu tanzen, zu herzen und scherzen, keine Folge. Am 1. December schrieb Niembsch an Emilie, daß er bald in Stuttgart wieder eintreffen würde, und am nämlichen Tage tröstete mich der alte Schleifer: „Zürne nicht und traure nicht über das Unstäte an Deinem Schwager; es ist ein Theil seines Geistes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. Sogar ein Trost liegt darin; eben diese Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ Endlich am Ausgange des Jahres nahm Niembsch auch wirklich schon förmlich Abschied von seinen alten und neuen Freunden, und dennoch blieb er neuerdings fast noch einen vollen Monat in Wien haften. Und was hielt ihn daselbst fest? Ein Herzensmagnet, wie gewaltiger ihn keiner, weder früher noch später, mehr angezogen. Ein achtungswürdiger Dichter und Ehrenmann in jeder Beziehung —

wir wollen ihm bei seinem Taufnamen Max nennen — war vom Dichter Huber vom Erscheinen zweier neuer hellglänzender Sterne am deutschen Dichterhimmel, Pfizer und Lenau, mit dem Beisatze lebhaft unterhalten worden, daß Letzterer so eben in Wien wieder sichtbar geworden wäre, und Max eilte, diesen bei sich einzuführen. Das war für Lenau vielleicht der einflußreichste Augenblick seines ganzen Lebens. Er lernte hier die Frau kennen, der er, als sie noch Mädchen war, schon im Sommer 1820 stockend vorübergegangen, und welcher er am Peter und Paulstage 1825 — wiewohl erwartet — auch wieder ferne geblieben war. Sie machte sogleich großen Eindruck auf ihn, und so war er festgebannt, und konnte nun allerdings nicht wieder so rasch von Wien fort, als er es früher Sinnes gewesen.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Sonntag, den 9. Februar 1834.

Liebster Bruder!

Mir geht es hier sehr gut im Hause meines lieben Reinbecks, der sich täglich mehr als mein wahrer Freund zeigt. Graf Alexander mußte seiner Erbschaft halber nach Mainz[1] und wird etwa dort sechs Wochen bleiben. Ich bin noch ein paar Tage hier, dann in Weinsberg, Heidelberg; bis Ostern komme ich wieder nach Stuttgart, und werde dann den Druck meiner Gedichte beginnen. Noch hab' ich mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung nicht contrahirt; werde Dir, sobald es geschehen ist, die Bedingungen mittheilen. Bis zur Ostermesse ist nichts zu thun. Alle sieben Pressen arbeiten wie besessen. Auch für meine übrigen Commissionen muß ich mir Zeit lassen; die Verleger sind jetzt alle ostermessenärrisch, möcht' ich sagen, Cotta ausgenommen, der sehr viel nobles Wesen zeigt, weßhalb ich auch mit ihm am liebsten zu thun habe.

Liebste, herzinniggeliebte Resi! neulich hab' ich bei Mayer, gerade an seinem Vermählungstage, in Waiblingen gespeist, welchen Tag zu

[1] Dort war sein Oheim, der Herzog Ferdinand von Württemberg, kaiserlicher Feldmarschall, als Festungsgouverneur verschieden.

verherrlichen Dein guter Anton sehr viel beigetragen hat durch seinen Erinnerungsbrief an denselben. Mayer war aufs Angenehmste überrascht von dieser Aufmerksamkeit. Also ich speiste bei Mayer, saß neben seiner Frau, und zog über Tisch meine hübsche Uhrkette heraus, ihnen Deine Haare zu zeigen. Da hat nun Mayers Frau überaus zärtlich gethan damit, Deine Haare schmeichelnd gestrichen, und dabei gesagt: „Könnt' ich ihr nur einmal die lieben Härle am Kopfe streicheln!"

Herzgute Frau ist Rickele.

Alexander hab' ich nur auf wenige Augenblicke gesehen. Seine Frau, seine Schwester und Fräulein v. Hünersdorff haben mir gemeinschaftlich ein Guitarrenband gestickt mit drei Kränzen; die Gräfin Helene, Immortellen; Gräfin Marie, Eichenlaub; Hünersdorff, Violen. Wunderhübsch! — Der gute Alexander hat mich mit einem Carmen salutirt.

Mein Faust macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Faust im Gebirge" geschrieben. Dann eine zweite: „Faust und Mephistopheles in einer Residenz." Meine bisherige Faustarbeit hat hier großes Interesse erregt. Baron Sternberg ist auch hier. Dieser war von der Wirthshausscene ganz entzückt. Außer ihm haben noch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Musenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entschlossen.

Meine Gedichte erscheinen zwar erst zur Herbstmesse, der Musenalmanach aber schon im Juli; es wäre daher keine Collision zu besorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in seiner jetzigen Größe drucken zu lassen.

Ward Ihr recht vergnügt mit Schleifer und Auersperg? Grüße mir doch die lieben Freunde, die wackeren Männer. Auch bitt' ich Dich, meinen lieben, treuen Klemm, Kaltenbäck, Huber, Dürfeld, den guten Weigel nicht vergessend, zu grüßen aufs Schönste.

Sodann einen feinen Gruß an Marie Adelgeist, die schöne Wirthstochter, ihre Eltern und Bruder, durch Kaltenbäck oder Huber zu bestellen.

Braunthals Gedichte, deren Verfasser ich herzlich grüße, haben in den Kreisen, wo ich daraus vorgelesen, sehr gefallen, besonders: der

Mensch und die Blume, Schlaflust, das geflügelte Roß, an die Fledermaus, an die Ferne, ganz besonders Salzburg; auch: die Pflanze der Liebe u. a. m.

Deine Gedichte haben große Freude erregt. Ich will einige davon dem Musenalmanach offeriren.

Marie Zöppritz dankt Dir herzlich für Deinen freundlichen Brief und sendet, so wie das ganze Reinbeck- und Hartmann'sche Haus, auch Graf Alexander und seine Frau, unbekannter Weise oder vielmehr bekannt-unbekannter oder unbekannt-bekannter, viele Grüße an Dich und Therese.

Seyd herzlich gegrüßt, Du, Schwester Theres, Marie, und Ihr, liebe Kinder, Bruder Joseph, Mama, das ganze Haus. Sobald mein Druck fertig ist, komm' ich zurück, April oder Mai beiläufig.

Leb' wohl, Herzensbruder! Dein Niembsch.

Grüße Prean, den lieben Freund, den verehrten.

Kaltenbäck, jetzt kaiserlicher Hofarchivar, ist als Geschichtforscher und Schriftsteller ohnehin rühmlich bekannt. Huber, ein hochbegabter Dichter, nun aber schon gar lang verstummt, waltet jetzt gewichtig als österreichischer Generalconsul in Egypten. Ludwig v. Dürfeld, Staatsbeamter, einer der besten Freunde Lenau's, war sein Hauptgegner auf dem Billard, worauf Lenau, kühn und klug, scharfen Auges und fester Hand, gar reichlich Lorbeeren erntete, denn er spielte bei Neuner Tag für Tag. Dürfeld stellte einmal seiner Schwester, der Freiin v. Ergelet, Lenau mit den Worten vor: „Hier führ' ich dir meinen Freund Niembsch auf, einen ausgezeichneten Billardspieler! Auch macht er Gedichte," worüber Niembsch in ein ungeheures Gelächter ausbrach, sein bekanntes Gelächter, wo sich der ganze Leib schüttelte. An einem jener vielen Abende, wo Niembsch bei Neuner recht verdrießlich und finster war, sprach er: „Dürfeld, ich möchte doch wieder einmal Beethovens Mondschein-Sonate hören." Da das Haus des Hofraths Freiherrn v. B. schon lange Lenau's Bekanntschaft machen wollte, so ergriff Dürfeld die Gelegenheit, ihn dort einzuführen, wo er anfangs, wie nicht selten, sehr trocken und wortkarg war. Die Tochter des Hauses, Fräulein Sesine, jetzt Gräfin Kh. und Schwägerin Dürfelds, eine vorzügliche Beethovenspielerin, setzte sich gütig an den

Flügel. Niembsch ging sogleich ins einsame Nebengemach, streckte sich nach seiner Gewohnheit aufs Ruhebett nieder und ließ sich einige Stunden lang anspielen. Darauf kam er ganz heiter und verklärt heraus, dankte mit sehr verbindlichen Worten und begab sich mit Dürfeld in ein Gasthaus, wo dieser ihm noch lang Jagdgeschichten erzählen mußte. Erst spät stand er hochvergnügt mit leuchtenden Augen auf, ergriff Dürfeld an der Hand und rief: „Bruder, das war ein königlicher Abend!"

Ich selbst erinnere mich eines besonders heiteren Abends, den Lenau in Gesellschaft von Dürfeld und mir zubrachte. Wir waren in den Seizerhofkeller gegangen, um uns an den Vollblutländlern eines Zitherspielers und eines Fiedlers, die sich an bestimmten Tagen dort hören ließen, zu erquicken. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Die Ländler gefielen Niembsch so sehr, daß er sie bald mit Fingerschnalzern, worauf er sich im erstaunlichen Grade verstand, absatzweise zu begleiten begann. Das weckte rasch den Ehrgeiz eines schon ältlichen, aber noch sehr lebhaften und wohlgelaunten Herrn am Nachbartische ganz dicht zur Seite des unsern. Derselbe, mit kaum minderer Kunstfertigkeit begabt, hob ebenfalls frisch zu schnalzen an, als Niembsch ein Weilchen innehielt. Niembsch stutzte freudig darob, zugleich aber entflammte sich sein Blick voll heißer Kampfgier. Es war nun eine wahre Seelenweide, wie Einer den Andern stets steigerte; beide waren zu bewundern, und keiner sah dabei den andern an, sie ignorirten sich anscheinlich ganz. Zuletzt mußte der alte launige Herr noch allerlei Kunstmittel zu Hülfe nehmen, indem er während des Schnalzens auch noch auf den Schenkel sich klatschte oder auf den Ellbogen schlug, oder mit diesen auf dem Tische trommelnd sich begleitete, um nur nicht allzusehr hinter dem teufelhaften Niembsch zurückzubleiben, der seine Finger nicht anders gebrauchte als wäre er ein hexenmeisterischer Trommler mit zehn besessenen, geflügelten, tanztollen Schlägeln. Da auch Fiedeler und Klimperer durch die feurigen Begleiter getrieben und begeistert sich fühlten, so gabs einen höchst belustigenden Tonwettstreit im eigentlichsten Sinne der Bedeutung.

Der „gute Weigl" ist auch als Dichter bekannt. Joseph Prean von Zalanzen endlich, ein sehr tüchtiger alter Eisenhüttenmann, erdfahlen

Antlitzes, leberleidend, und daher auch ein Schlimmseher und mißtrauisch, konnte doch wieder einige recht herzlich lieben, unter welchen auch Niembsch. Beide waren ungemein grübelnde Köpfe und achteten sich darum schon gegenseitig sehr.

Mein Brief an Marie Zöppritz war eine Danksagung für Lenau's Bildniß, das sie gemalt, und er uns im Herbst überbracht hatte.

Niembsch ließ sich dießmal wieder einige Wochen bei seinem geliebten Kerner wohlgeschehen. Zum Verständnisse der Annehmlichkeit eines Aufenthalts bei Kerner wird es beitragen, die dortigen Oertlichkeiten kennen zu lernen, wie sie uns zum Theile Emma von Niendorf in ihren „Reisescenen" durch den Aufsatz: Villeggiatur in Weinsberg (S. 223) schildert.

Vor Kerners weinumkränztem Hause grünt eine Akazie; um die Thür schlingt sich Rebengewinde. Die Rückwand von Kerners Haus, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Gallerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Gallerie hängt ein großes Crucifix, zu dem sich flüsternde Zweige neigen. Darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Das Wohnzimmer der Familie ist vorn im Hause, worin dem Sofa gegenüber Lenau's Bild von Rahl hängt. Kerner nimmt es oft von der Wand und stellt es auf das Klavier in den Kreis der Seinigen und seiner Gäste. Der kleine Eßsalon befindet sich im Schweizerhaus, und seine Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, gehen auf die Gallerie. Die Wände desselben sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle läßt der Hausherr manchmal die Lichter wegtragen und spielt auf seiner Maultrommel ächte Dichterphantasien. Er ist so sehr Meister darin, daß ein Schüler von ihm, der Tonkünstler Eulenstein, Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte, und von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sandte. Kerner beginnt leise, leise; dann wachsend; jetzt ein mächtiger Schlag, der lange nachschallt, hinschwindet, verstummt; endlich aus weiter, weiter Ferne ein stiller Hauch, kaum vernehmbar, wie eine Antwort von Jenseits.

„Ja, solche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leise spricht:
„„Ihr Freunde, hört Ihr auch dieß Singen?““ —
Die Freunde aber hören's nicht.
Er spricht: „„Es tönt ein Engelsschwingen!““ —
Und stirbt, Verklärung im Gesicht.“ [1]

Weiter rückwärts im Garten steht ein uralter Thurm, der einst zur Befestigung der Stadt gehörte. Alte Nuß- und Kastanienbäume überschatten ihn. Von seiner Warte genießt man einer weiten Aussicht. Durch ein Fernrohr erblickt man auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof und das golden schimmernde riesige Kreuz darin am Grabe der Seherin von Prevorst. Auf der Zinne des Thurmes grüne Akazien über einem Gezelte. Hier stand oft der humoristische Dichter, eine sehr ansehnliche Gestalt, mit dem weißen Hut auf dem Haupte, wie ein Magus, der den Wind beschwört, oder auch — wie Niembsch erzählte — im feuerrothen Schlafrocke, einen Papierdrachen steigen lassend. Unten in diesem Thurme saß im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Vertheidiger, der Graf von Helfenstein, gefangen. Kerner hat in diesem Thurme eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben ein träumerisches Helldunkel ergießen. Hierin schrieb Lenau im Winter Februar und März 1834 einen bedeutenden Theil seines Faust; hätte er wohl einen passenderen Ort dazu finden können?

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg.“ Im anmuthigen Verstecke von Weinsberg geht der Pfad zur vorigen Veste: „Die Weibertreue“ hinan, von welcher Bürgers bekanntes Lied singt (Die Weiber von Weinsberg). Die Erhaltung ihrer Trümmer verdankt man Kerner, welcher auch im Jahre 1823 mit seinem Freunde Pfaff Anlagen um dieselbe pflanzte. Auf einem Thurme der Veste hat Kerner Aeolsharfen angebracht, welche furchtbar wild im Wettersturme brausen, aber schaurigsüß, wie verhaltene Todtenseufzer, im Mondschein säuseln. Und nun denke man sich noch Lenau mit seinem Guitarregelispel und Zigeunergefiedel, und mit seiner düsteren ungeheuren Einbildungskraft und tiefen Schwermuth in diese fast abenteuerliche

[1] Diese köstlichen Zeilen sind einem Gedicht Kerners entnommen.

Umgebung und in diesem geisterhaften Dunstkreis, und man wird sich kaum eines inneren unheimlichen Schauers erwehren können.

Der verehrte Kerner schrieb mir über den dießmaligen Aufenthalt Lenau's:

„Niembsch hatte die Gewohnheit, am Tische mit der Gabel zu spielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tischzeug sah und ihm wehrte. Darauf sagte er: „Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tischzeug in meinen Faust bringen." Am andern Tag las er uns die Scene vor, wo Faust bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tischtuch stach, und dann Blut herausfloß. Er sagte: „Ihr schwäbischen Frauen könnt eher leiden, daß man euch ins Herz sticht, als in euer Tischzeug."

Die schwäbische Küche, die auch mit der Wienerischen Aehnlichkeit hat, sagte ihm zur Freude meiner Gattin sehr zu, nur konnte man ihm den Kaffee nie stark genug bereiten, was gewiß auf sein Nervensystem nicht günstig wirkte. Auch starke Weine liebte er, doch trank er sie nie gerade unmäßig. Ich sah ihn nie berauscht. Zum Belege obiger Worte wolle in Lenau's Faust S. 86 „Die Schmiede" nachgelesen werden. Hierin kommt „zur Verherrlichung der österreichischen Küche" (s. Brief vom 22. April 1834) auch folgende Stelle vor:

„Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!"

Niembsch war so weltklug, seiner Schwester Therese zu versichern, diese Stelle wäre eigens auf sie gemünzt, aber er sagte dieß auch der Schleifer, der Reinbeck, ohne Zweifel auch der Kerner, in deren Haus er sie ja geschrieben, und wohl auch der Mayer, der Uhland, vielleicht zehn Frauen. War dieß etwa eitel nur falsche Schmeichelei? — Gewiß nicht! Er hatte in süßer Erinnerung, mehr, minder, wohl an Alle zugleich dankbar gedacht, als er diese wohlerprobten Verse schmiedete.

Wegen der geliebten Stärke des arabischen Bohnensafts hat es seine volle Richtigkeit; er schlürfte ihn gewöhnlich giftscharf. Therese hatte oft ihre helle Noth damit. Stand solcher nicht ganz zu Geschmacke, so schalt er ihn alsbald „Schwachmattikus!" Meiner alten Mutter Bohnenabsud war wirklich schwach und matt! Eben im Jahre 1834, als Niembsch wieder nach Wien zurückkam, ich aber just in Steiermark war und Therese mit den Kindern auf dem Lande, und er daher ganz allein in unserer Wohnung sich befand, sandte ihm meine, nur um ein Stockwerk höher wohnende Mutter solch Südlein gefälligst zum Frühstück zu. Hierüber äußerte Niembsch zu seiner Schwester, so bald er sie nur wieder ansichtig ward: „Ein Glas ..." — er drückte sich manchmal höchst markig und ungebunden aus — „ein Glas Urin wäre mir lieber."

Kerner sagt noch ferner: „Ausgelassenes Lustigseyn wechselte bei ihm sehr oft mit tiefer Melancholie. Oft hörte man ihn in später Nacht in meinem Gartenhause" ... Es ist hier noch nachzumelden, daß Kerner seinem Wohnhause gegenüber jenseits der Straße auch noch einen Obst- und Grasgarten besitzt, in welchem oft des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht — im traulichen Verein mit der Ziege graste, und worin auch ein kleines, weinumranktes Häuschen, laut der Jahreszahl über der Thüre, noch aus dem dreißigjährigen Krieg her steht. In diesem Häuschen wohnte Niembsch im Jahre 1832 durch längere Zeit und schiffte sich von da nach Amerika ein. Also: „Oft hörte man" — sagt Kerner — „in diesem Gartenhause in später Nacht noch Niembsch, der darin seine Herberge zum Schlafen, gleichwie im alten Thurm zum Arbeiten hatte, auf der Violine ungarische Tänze spielen, wozu er in schönen Wendungen tanzte, dann aber auch bald wieder diesem Instrumente die herzzerreißendsten, klagevollsten Töne entlocken. Sein Verstand war aber dabei stets so hell und klar, so mathematisch, möchte ich sagen, daß ich, trotz seiner starken Phantasie, nie geglaubt hätte, dieser Mensch könnte wahnsinnig werden."

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Charfreitag (28. März) 1834.

Lieber Bruder!

Vor Allem hab' ich zu melden, daß Du Emilien die größte Freude mit Deinem Briefe und poetischen Einschluß gemacht hast. Sie dankt Dir herzlich.

Mir geht es recht gut. Ziemlich fleißig war ich bisher. Wenn es so fortgeht, so macht mein Faust bis Herbst ein Bändchen. Bis jetzt sind folgende Scenen fertig: Das Einleitungsgedicht: „Der Schmetterling;" Faust und sein Famulus Wagner im anatomischen Theater an einer Leiche, später Mephistopheles. Die Verschreibungsscene im Walde; die Tanzscene im Wirthshause nebst niederländischem Anhange; eine politische Scene (Episode): Mephistopheles instruirt in einem Hofgarten einen Minister; eine lange Scene in einer österreichischen Schmiede. — Diese Arbeit hat hier große Sensation erregt. Schwab besonders ist ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzliche Freude daran. Cotta ist in Paris.

Schwab ist erfreut, von Dir Beiträge zum Musenalmanach zu erhalten. Nächstens werden diese abgesendet nebst den meinigen. Ich gebe den „Schmetterling" und die „Warnung im Traume," weil diese einmal in Wien nicht gedruckt werden darf. Es wäre doch schön, wenn auch mein verehrter Freund Schleifer was im Musenalmanach hätte. — Wer wird denn in Zukunft die „Vesta" redigiren, da Zedlitz ihre Redaction aufgegeben? Erkundige Dich bei Gelegenheit. — Die Cotta'sche Buchhandlung hat mit mir noch nicht contrahirt. So viel aber ist gewiß, daß sie zur Herbstmesse eine zweite Auflage meiner Gedichte veranstalten will, und gewiß unter anständigen Bedingungen, denn ich gelte große Stücke bei ihr. Das bleibt aber vor der Hand unter uns.

Ich hoffe demnach zum Herbst mit zwei Bändchen Poesien in Wien einzumarschiren. Früher komm' ich nun einmal schwerlich weg, weil ich die Correktur jedenfalls selbst machen will. — Das Frühjahr werd' ich wahrscheinlich in einem Badeorte zubringen, um meine Gesundheit ganz herzustellen. Der Mangel an Eßlust ist bei mir auffallend, mein vegetatives Leben ist gedrückt. Dabei wird viel Kraft verzehrt auf heftige Empfindungen und finstere Dichtung. Ich muß meinem corpusculum

ein wenig aufhelfen. Eine große Freude machen mir die Variationen von Schlesinger aufs Clavier. Ich spiele schon sechs davon. Mit Anstrengung kann man viel zwingen. Wenn ich sie nur wieder von Deinem Bruder Joseph hören könnte. Grüße mir den lieben Freund.

Wenn der Druck meiner Gedichte früher beginnen könnte, was allerdings möglich ist, so würden wir uns noch diesen Sommer wieder sehen. In sechs bis acht Wochen ist viel möglich, besonders wenn der Verfasser den Druckern auf dem Hals sitzt und beständig urgirt. Ich sehne mich sehr nach Dir, mein lieber felsenbiederer Bruder, und nach Dir, meine geliebte Schwester. Seyd überzeugt, daß ich komme, so bald möglich.

Unser Mayer ist gegenwärtig sehr unangenehm beschäftigt mit der Untersuchung eines Doppelmordes, der sich in seinem Amtsbezirke zugetragen. Der liebe Mayer! Wie er so lauter und innig uns ergeben ist! Im Hartmannschen Haus ist jetzt eine große Freude einquartiert. Mariette ist mit ihrem Kinde, einem stattlichen freundlichen Buben, auf zwei Monate bei uns. Der ehrwürdige alte Hartmann lebt ganz auf in seinem Enkel. Reinbeck ist wieder völlig gesund und bei köstlicher Laune. Emilie hat ein sehr schönes Bild gemalt. Einen Kirchhof zwischen hohen Bergen an einem einsamen See im Mondlicht. Nach meiner Beschreibung des Hallstädter Kirchhofs hat sie die Idee concipirt und meisterhaft ausgeführt. Besonders sind ihr die Schneeberge des Hintergrundes gelungen.

Ich kann es noch nicht lassen, Dir etwas von meinem Faust zu schicken. Hier hast Du die Scene im anatomischen Theater, welche die erste von allen seyn wird, weil sie die Idee des ganzen Gedichtes exponirt. Lies sie meiner Schwester vor, meinetwegen auch Klemm, wenn er sie hören mag; dieser ist gewiß einer der wärmsten und einsichtsvollsten Freunde meiner Muse, wie er einer der allernächsten meines Herzens ist. Dazu mußt Du ihn aber zu Dir laden. Trinket dann meine Gesundheit und vernehmt meinen Teufel! Weiter aber bitt' ich diese Scene nicht mitzutheilen. Meinen übrigen Freunden will ich sie selbst vorlesen. Oder besuche Klemm in seinem Quartier, weil er so weit zu Dir hinaus hat, und lies ihm's dort.

Drei Tage später:

Dein Brief und der meiner lieben Theres haben mich sehr erfreut. Wenn ich an Dich und Deine grundehrliche Liebe denke, so fühl' ich's ordentlich, wie meine Seele auf Dir, einem sicheren Boden ruht. Gott segne Dich dafür!

Liebe Schwester, wenn ich an Dich denke, so weht mich mein verlorener Frühling an, und es thut mir unbeschreiblich wohl, daß Dein Gemüth ein so reiner Himmel ist, in welchem ich meinen Sitz habe. Du bist so zu sagen, meine Heimath.

Gestern schrieb ich und vorgestern eine neue Scene Faust. Ich will Euch lieber diese, als die anatomische schicken, weil sie viel milder ist. Faust hat der Schuld schon so viel gehäuft auf sein unstätes Haupt. Diese letzte Scene zeigt ihn — nach einem Abenteuer in einer österreichischen Schmiede, das ihn sehr angegriffen hat, und nach einem heftigen Ritt durch einen Wald — nunmehr auf dem weiteren Ritt durch denselben Wald in ruhigerer Stimmung: „Der nächtliche Zug."

Mir ist eingefallen, ob ich die Redaktion der Vestalin, im Falle sie noch nicht vergeben wäre, nicht vielleicht bekäme. Durch Zedlitz ginge das nicht, denn er ist mit dem Eigenthümer dieses Taschenbuches zerfallen. Klemm könnte sich vielleicht erkundigen, und im guten Falle Schritte thun. Bitt' ihn darum in meinem Namen, aber haltet die Sache so still als möglich, um sich nicht durch Fehlschritte zu compromittiren. Grüße mir Deine lieben Kinder und meine Freunde. Lebt wohl, liebe Geschwister! Euer Niembsch.

Schreibe bald.

Gustav Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, am 14. April 1834.

Daß wir Ihre „fünf Ostern," denen ich mit Begierde entgegensehe, nicht haben sollen, thut mir sehr weh, und auch Chamisso wird es kaum verschmerzen; er hält Alles auf Sie und auf Lenau, und erwartet von Ihnen die Würzen des Almanachs. Der letzte liebe Freund weilt immer noch in unserer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewunderungswürdig sind,

und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden. Eine Scene davon enthält der Almanach als Probe.

Niembsch an Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen.

Stuttgart, den 15. April 1834.

Theurer Freund!

Ich bin der Frau Gräfin unendlich dankbar für ihre übergroße Freundlichkeit, daß sie bei Veranstaltung des Concerts Rücksicht auf mich genommen. Ich küsse ihr die Hände für diese Güte.

Mein Halsübel ist wieder gehoben, und wenn Du mir übermorgen Mittags den Wagen zu schicken bequem finden solltest, so bitte ich Dich darum; ich freue mich auf Deinen „Atargull." Daß Du keine schlafende Schöne so leicht schildern kannst, begreife ich. Du bist zu ungeduldig, ein schlafendes Wesen ruhig zu betrachten. Diese Art poetischer Conversation dünkt Dir zu langweilig. Aber nur dran; es muß doch gelingen! Der epische Dichter muß sich an alles wagen. Hier gilt es freilich die Saiten leise anzuschlagen, und die Schläferin nicht zu wecken, und das leise Wesen ist überhaupt nicht Deine Sache. Probir' es nur. Leb' wohl, geliebter Cäsarovicz! Dein alter treuer Dibitsch.

Schleifer an Schurz.

Ort, am 22. April 1834.

Mein lieber guter Schurz!

Von ganzer Seele und mit jauchzendem: Heil ihm! begleite ich Niembschens immer kühneren Aufflug. Möge es mir gegönnt seyn, noch lange von ihm zu hören, und mich im Abglanz seines leuchtenden Sternes zu freuen!

Das Unwohlseyn, an dem Niembsch kränkelt, ist nicht unbedeutend, wie mir scheint. Sowohl der Stoff,[1] die Wüste voll Finsterniß, Trostlosigkeit und Geistergrauen, zu dem er sich gezogen fühlt, als die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich hingibt, hinreißt, und den Stimmen des

[1] Faust.

Unnahbaren horcht, muß auch die kraftvollsten Organe benagen und zerstören. Ich hoffe, er wird Aerzte finden, mit denen er sich bespricht. Wäre er älter, mir gleich an Jahren, so würde ich sagen: Laßt ihn! Eines schöneren Todes kann er nicht sterben. Aber selbst dann möchte ich diese Sprache einer herben Stoa gegen den Schwager und die Schwester des Dichters nicht vernehmen lassen. Du willst mein „Grab auf der Haide?" Da hast Du's.[1] In meiner Brust stand es viel schöner. Ich schicke es gleichzeitig mit diesem Briefe an Niembsch. Er wird mit dem Ausgange, mit den letzten drei Strophen, nicht zufrieden seyn. Ich kann nicht anders. Nehmt mir die zwei Genien, den am Kreuz und den am Anker, so weiß ich und begreif' ich nicht, wie ein ehrlicher Mann noch drei Stunden auf dieser Hundewelt aushalten kann.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. April 1834.

Lieber Bruder!

Ich hoffe, Ihr werdet Eurer Besorgniß um das kranke Reschen bereits frei seyn, wenn Ihr diesen Brief bekommt. Es wäre für mich gar zu traurig, wenn ich Euch nicht vollzählig anträfe bei meiner Zurückkunft nach Wien. Doch in Euren Kindern steckt gutes Blut, und die Mutter ist sehr besorgt und aufsichtig. Das kleine Mariechen[2] wird wohl auch schon gut seyn. Kerner hat einen Mißverstand mit seinem Scherze bei Dir erregt. Es ist nicht von einer Toni die Rede, sondern von einem Toni, nämlich: Deinem Sohne, den ich zum Oberförster gemacht, und mit der kleinen Emma, Kerners Tochter, einem allerliebsten Kinde, vermählt habe. Cotta ist wieder da von Paris und ich habe ihm Vorschläge über meine zweite Auflage gethan. Diese wird um zehn Bogen stärker als die erste. Ich habe das Honorar auf tausend Gulden gestellt. In einigen Tagen wird er sich darüber entscheiden. Ich zweifle nicht, daß ich mich mit ihm vereinigen werde, denn es ist ihm ungemein viel daran gelegen, mich im Verlage zu behalten. Bis zum Herbst hoff' ich dann

[1] S. Schleifers Gedichtsammlung S. 220.

[2] Marie Pauline.

auch ein zweites Bändchen mit meinem Faust geben zu können. Es sollen hübsche Vignetten dazu gestochen werden.

Mit meiner Gesundheit geht es so so. Ich muß frische Bergluft aufsuchen und baden. Es sitzen noch einige böse Seegeister in meinem Leibe. Das verfluchte Salzfressen! Der Teufel hole das Pökelfleisch!

Da meine Honorare erst im September fällig sind, so bitte ich Dich, mir 250 Gulden zu anticipiren. Ich werde sie Dir im September mit Dank zurückschicken oder wahrscheinlicher bringen. Ich will doch für unvorhergesehene Fälle gedeckt seyn. Sollt' es Dich aber geniren, so werd' ich den Herz um einen Creditbrief auf diese Summe ersuchen. Kannst aber Du das Geld so lang entbehren, so bitte ich Dich, es dem Herz zu übergeben, der es für mich an die hiesige Hofbank zu senden die Güte haben wird.

Was von Deinen Gedichten in den Musenalmanach kommt, weiß ich noch nicht. Dieß hängt von der Wahl Chamisso's ab. Sobald dieser darüber entschieden haben wird, schreib' ich Dir's. Du hast auf keinen Fall von der Censur zu besorgen. Es ist ja Alles ganz unverfänglich. Doch ich will Deinem Wunsche nachkommen. Schleifer soll bald dazu thun, mir etwas zu schicken. Schade, daß Du Deine „Gemsenjäger", die sich in Trilogie vortrefflich ausnehmen,[1] schon anderwärts vergeben hast. Ich habe neuerlich angefangen zu recensiren, und bereits Einiges an die allgemeine Literaturzeitung von Halle abgeschickt. Es ist dieß keine üble Studie; man erhellt und befestigt dabei seine Kunstansichten. Fahre doch fort, Deine Gedichte zu ordnen, damit ich dafür sorgen kann.

Wenn ich die Redaction der Vesta bekäme, wäre mir's sehr angenehm. Ich erhielte gewiß Beiträge von den besten Dichtern Deutschlands und könnte den Almanach vielleicht heben.

Der Druck meiner Gedichte wird hoffentlich binnen acht Tagen beginnen. Versendet werden sie aber erst im September.

Mayer steckt tief in der Untersuchung eines Mordes. Weh ihm, wenn er den Thäter herausbringt! Er müßte in persona der Hinrichtung beiwohnen. Schreckliches Loos für diese sanfte Natur!

[1] S. Gedichte von A. X. Schurz, S. 128—138.

Meine „österreichische Schmiede" kommt im Musenalmanach. Ich habe darin die österreichische Küche verherrlicht. Meine liebe Therese und die Nani Schleifer werden eine Freude daran haben.

Deinem Pepi und Toni danke ich für ihre possierlichen Briefchen. Der „Herronkel" hat hier viel Spaß gemacht. Man wußte hier gar nicht, daß ein Onkel bei uns in Oesterreich (dem eigentlichen Land der Pietät) ein so geachtetes Wesen ist. Ich zeige den schwäbischen Kindern diese devoten Zeilen an einen Onkel als Muster der Nachahmung.

Danke dem guten Herz in meinem Namen für seine freundschaftliche Verwendung bei Rockert, so wie meinem lieben Klemm.

Grüße Prean, Kaltenbäck, Huber, Braunthal, Skulsky u. s. w., alle Freunde.

Tausend Küsse Deinen Kindern. Lebe wohl, theurer Bruder, Herzensschwester! Grüße auch Mina und Marie schönstens, Deine liebe Mutter und den wackeren Bruder Josephus. So eben erhalte ich eine Einladung, heute den Abendthee bei Baron Cotta zu schlürfen. Da hör' ich schon was Neues. Euer Bruder Niklas.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 7. Mai 1834.

Geliebter Bruder!

Ich danke Dir herzlich für Deine bereitwillige Güte. Die 250 Gulden Conv.-Münze habe ich erhalten, und hoffe sie Dir bis August zurückstellen zu können. Die Cotta'sche Buchhandlung hat meinen ihr projektirten Vertrag unterschrieben. Die zweite Auflage meiner Gedichte, mit deren Druck bereits begonnen ist, wird 1200 Exemplare stark. Mein Manuscript wird ungefähr 30 Bogen ausmachen; Druck und Papier wie bei der ersten Auflage; Honorar 1000 Gulden; Freiexemplare 36; neuer Vertrag im Falle einer dritten Auflage. Cotta hat sich sehr artig gegen mich benommen; ich habe gern mit ihm zu thun. An jenem Abend, den ich mit ihm zubrachte (Theegesellschaft), fand ich eine glänzende Versammlung hiesigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Faust vorlesen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Gesellschaft,

Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer; sie waren wirklich, so zu sagen, perplex. Seitdem spukt mein Faust und Mephistopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte schwarze Teufelsader, die sich durch diese Arbeit zieht. Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effect. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch. Einige neue Lyrica, als: Atlantica, Niagara, ein paar Erotica, sind die einzige Ausbeute meiner letzten Zeit. Am Faust will ich fortmachen, wenn ich wieder ganz frisch bin. Ich hoffe das Beste von einem Aufenthalte in dem Schwarzwälderbad Rippoldsau. Ich werde dort den Brunnen trinken. Mein Uebelbefinden gründet sich bloß in einer Trägheit des Unterleibs, wogegen jenes Bad trefflich wirken soll. Die entfernte Ursache mag allerdings in Gemüthsbewegungen liegen, welche ich darum so viel möglich mäßigen will. Bedenklich ist aber mein Zustand gewiß nicht. Wenn ich restaurirt bin, und meine Gedichte gedruckt sind, komm' ich heim. Vier bis sechs Wochen seyen meinem geliebten Schleifer gewidmet, dessen Gedicht hab' ich bereits nach Berlin expedirt. Schwab fand viel Gefallen daran. Auch mir gefiel es sehr; der Dichter hat dem Traunsee etwas von seinem geheimnißvollen Wogenschlage abgelernt; es ist ein gar süßer ahnungsvoller Tonfall in diesem Liede. Schleifer ist ein tüchtiger Poet.

Dem Herz einen Gruß und Dank für seine Freundlichkeit. Einen neuen Almanach auf eigene Rechnung herauszugeben, ließe sich wohl in Oesterreich schwerlich machen. Leichter ging es bei der bereits beliebten Vesta.

In einer Recension für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Bestimmung versucht: was eigentlich Naturpoesie seyn müsse. Wenn die Recension abgedruckt ist, will ich sie Dir senden.

Graf Alexander ist der Alte. Er hat ein paar ordentliche Sachen gemacht, Gedichte nämlich. — Von Schwab und Pfizer schöne Grüße.

Ich freue mich in den Schwarzwald. Da will ich manchen Becher Gesundbrunnen nicht nur auf meine, sondern auch auf die Gesundheit meines treuen Engels Anton und meiner Therese trinken. Liebes Schwesterl; sey unbesorgt; mit mir stehet es noch nicht so schlecht. Ich soll noch manchen unbändigen Band Poesie in die Welt schicken, bevor ich ans

der Welt gehe. Deine lieben Kinder alle gesund zu wissen, ist mir sehr beruhigend. Meinem lieben Pepi aber danke ich für sein Briefchen. Seine Artigkeit gegen seinen „Herronkel" macht hier einige Sensation bei den Müttern, die sich bereits vornehmen, ihre Kinder zu ähnlicher Artigkeit gegen die, hier zu Lande allzu vernachlässigten Onkels zu dressiren. Oesterreich wird noch ein wahres Musterland für Deutschland. Sogar einige pädagogische Lichtstrahlen gehen schon von dort aus.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im hiesigen Schloßgarten sind viele Nachtigallen; ich belausche sie täglich. O, der Frühling! — Zieht Ihr nicht aufs Land? — Apropos! Sey so gut, lieber Bruder, meinen Freund Kaltenbäck zu erinnern, er möchte doch den bewußten Correspondenten für das hiesige Kunstblatt drängen, bald etwas einzusenden. Grüße auch meinen wackeren Huber, dann alle die Freunde von Neuner und mir.

Wie geht es dem guten Klemm?

Noch einmal meinen innigen Dank für Deine gütige, prompte und herzliche Hülfe. Euch und Eure Kinder und Schwester Marie und Mina umarmend, Euer getreuer Bruder und Onkel.

Die herzlichsten Grüße von Reinbecks und Mayer, der jetzt mit seinem Criminalfall fertig ist, und, Gott sey Dank, nichts herausgebracht hat.

Niagara.

Vale!

Ich bin um Mittheilung obiger von Lenau gelieferten Beurtheilung angegangen worden. Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gedichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Die Naturpoesie ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Haller „Literaturzeitung" gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter: „Schöne Literatur"

eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleischer aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Obwohl dieser Aufsatz gar nicht unterzeichnet ist, so sah ich doch gleich, daß er von keinem Andern seyn konnte, welchem die abgedruckte Beurtheilung und die von dessen eigener Hand geschriebene in meinem Besitze — stellenweise vollkommen gleichlautend — offenbar eines und desselben Vaters Zwillingskinder sind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als versucht angegebene Bestimmung darin klar ausgesprochen ist. Ich füge diese daraus hier bei.

„Der Verfasser dieser Gedichte gehört wenigstens seinem poetischen Charakter nach offenbar einer ältern Aera unserer Literatur. Das beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dieß beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteristische unserer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgend einer Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflikt bringen und aus diesem Conflikt ein drittes Organischlebendiges resultiren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit vorbehalten, und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: Frühlingslied S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt, und

nach jedem Doppelpaar wird gesagt, daß alles recht schön sey. Durch eine solche Aufzählung wird die Natur für den Leser getödtet, und das vermeintliche Poem ist nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlassenschaft der Verblichenen. Das Gedicht: Die Thränen, S. 53 ist ein Beispiel jener Naturpoesie, die sich in bloßen Verstandesparallelen bewegte. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menschenherz findet die seinige in den wohlthätigen Thränen."

Niembsch an Mayer.

Stuttgart. Donnerstag den 15. Mai 1834.

Amicissime!

Ich würde schon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schwester, der köstlichen Frau Köstlin, Regierungsräthin, geladen wäre; wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wärest, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachtetest, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führest. Schulern, dem trefflichen Mann des Bades, sey so gut zu sagen, ich komme übermorgen nach Neustädtle, bleibe jedoch nur acht Tage dort, er solle also in seinen Bestellungen sich nicht geniren lassen.

Mir ist jetzt viel wohler, als in den Tagen der Bruthitze; wenn sie nur nicht wiederkommen. Schwab reist Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunsch, ihn noch zu sehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, so eben fällt mir ein, daß Schwab morgen schon abreist. Komm aber doch herein, wenn es seyn kann.

Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde gestern schon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er schon da. Ich will nächstens mit ihm sprechen über Deine Sache.

Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau, und was sie geboren hat.

Dein Niembsch.

Eben auch auf der Silberburg feierte, fast 20 Jahre später (den 5. September 1853), der „köstlichen Frau Köstlin" Sohn, August, seine Hochzeit mit Lenau's Nichte, Maria Theresia Schurz, wobei es, nach des Dichters früherem Wunsche, gleichfalls nicht an Wein, zumal nicht an Champagner gebrach. Niembsch war im Neustädtler Bade mit Liebe an seinem „Faust" geschäftig; namentlich hat er die Partie „Maria" und „der Maler" daselbst ausgearbeitet. Bald wurde er aber von seinem Freunde, Graf Alexander von Württemberg, unterbrochen, der mit Familie und Gefolge nach Neustädtle kam, und sich sogar von Eßlingen herüber auf der Achse einen ansehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neustädtler Muße zu Wasserfahrten auf der Rems benützen zu können.

Niembsch an Mayer in Waiblingen.

Samstag. (Neustädtle, den 24. Mai 1834.)

Liebster!

Meine gräflichen Freunde haben sich entschlossen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, wenn es schon bestellt ist, abzusagen.

Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Visite machen willst, so komm heute nach Tisch circa 2½ Uhr. Dein Niembsch.

Mayer an seine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, den 27. Mai 1834.

Gestern Morgen ist Niembsch gleichzeitig mit Alexander von Neustadt abgereist. Es ward ihm leid, daß er durch die geräuschvolle Gegenwart dieser gräflichen Gäste im Dichten und im ruhigeren Umgange mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neustadt, weil er voraussah, daß er daselbst doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir hieher, um mich einen Augenblick zu sprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Gesprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembsch oft so anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeschnitten.

Samstag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren sehr freundlichen Einladungen schon zum Abendessen, besonders aber zur Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag statthatte, und wozu die Eßlinger Trompetermusik herbeschieden war, zu entgehen. Ich entschuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline aufs Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen der beiden Mädchen ein schönes, freies Waldleben führend, bis wir endlich, auf dem langen Waldrücken hinziehend, erst hinter Rommelshausen wieder in das Thal hinabstiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander an jenem Abend auf den steilen Weinbergen, gegenüber von Neustädtle, und zum Theile, dem Feuerwerk jenseits des Flusses entsprechend, auch in der Nähe des Badhauses abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieser durch Trompetermusik verherrlichten Lustbarkeit versammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembsch einsteigen wollte, mich noch einmal zu besuchen. Er, Jettle, Maler F., der bei mir zu Nacht speiste, fuhren dann in der schönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembsch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude seines Hierseyns ein Ende.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Lieber Freund!

Mit dem Drucke Deiner Gedichte wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg, auf deren unverzüglichen Druck der Verfasser dringt, hat die Presse in Beschlag genommen, welche sonst Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbstmesse werden die Letzteren doch noch immer erscheinen können, wenn auch erst in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reise ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr Alle recht vergnügt seyd mit Eurer Braut, was mich recht sehr erfreut.[1]

[1] Marie Kerner war Braut des Dr. Niethammer in Heilbronn.

Auch Alexanders sind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte sind in vier Wochen wahrscheinlich fertig. Reinbeck ist so gütig, in meiner Abwesenheit die Correktur zu besorgen.

Lebe wohl, grüße die Deinigen. Dein Niembsch.

Mayer an seine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, 4. Juni 1834.

Am Samstag kam Vormittags auf eine Viertelstunde der treue Niembsch angefahren, um auf einige Tage Abschied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinne, heute wieder in Stuttgart einzutreffen.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 28. Juni 1834.

Liebster Bruder!

Meine Geschäfte sind hier nun beendet. Der Druck meiner Gedichte ist fertig. Die zweite Auflage wird eleganter gemacht als die erste. Von meinem Faust ist nichts dabei. Ich will zuwarten, bis sich das Gedicht, wo nicht ganz schließt, doch wenigstens in einer gegliederten Scenenfolge abrundet, und dann unter dem bescheidenen Titel: „Faustische Bilder" es erscheinen lassen. Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet; die leidige Politik ist wenigstens bis zum nächsten Landtag abgeschüttelt. Er war auch ganz Freund, und ich hatte ihn nie so liebenswürdig getroffen. Es ist ein schöner Zug in seinem Charakter, diese wahrhaftige Freude an den poetischen Bestrebungen eines Andern. Das Urtheil eines solchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recensionen auf. Ich las ihm einige Faustiana vor; und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisprocession las ich ihm, ohne es zu wissen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von seinen Gedichten wird jetzt schon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistage machten wir, nämlich Uhland sammt Frau, Mayer und

ich einen Ausflug nach Niedernau, einem hübschen Badeorte. Auf dem Wege wurde sehr viel über Poesie verhandelt, bis in die kleinsten praktischen Details.[1] Uhland spricht sehr gründlich und ist gewandt im Denken, und scharf im Auffassen fremder Ansichten. Schwab äußerte einmal gegen mich sein Verwundern, daß Uhland mit so viel Poesie so viel Schärfe des Urtheils vereinige; mich wundert das gar nicht. Ohne scharfes Urtheil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig, und überall klappt. Mayer sprach weniger, der Bescheidene schien mehr seine Freude darin zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß.

Meine Gedichte werden erst zur Herbstmesse versendet werden. Meine Freiexemplare bekomme ich übrigens nächstens. Man hat mir mein Honorar entrichtet, und ich werde Dir meine Schuld bald mit herzlichem Danke abtragen. Mayer hat mir einen recht lieben Brief von Dir mitgetheilt. Die kleinen Gedichte sind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu schnell wieder entrissen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und

[1] So gab Niembsch die Klugheitsregel: Wenn man sich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt sehe, so sey es räthlich, das auffallende Reimwort vorausgehen, und das gewöhnliche folgen zu lassen, damit es nicht scheine, man habe zu dem Letzteren das Andere erst mühsam herbeiziehen müssen. (S. Mayer S. 161.).

aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppeditiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Mündlich mehr darüber. Meine Rückreise nach Wien hängt von meinem Magen ab. Es geht besser damit, und wenn es so fortgeht, werd' ich binnen vier Wochen von hier abreisen; wo nicht, muß ich nach Rippoldsau ins Bad. Es wäre schön, Herzensbruder, wenn wir uns bei Schleifer träfen! Gibt's keine Staubferien?

Rockert hat mir geschrieben, und im Allgemeinen bloß seine Nichtungeneigtheit, mir den Almanach zu übergeben, auf eine nicht unlangweilige Art geäußert. Ich kann dieses Herumfabeln nicht leiden. Es scheint übrigens ein guter Mann zu seyn; er wolle, heißt es in seinem Briefe, im Herbst die Sache mit mir mündlich besprechen. Gut!

Gestern las ich in der eleganten Zeitung einen sonderbaren Aufsatz über unsere neuesten Dichter. Man streicht mich sehr heraus. Schau doch das Blatt zu kriegen (Juniheft der Zeitung für die elegante Welt). Der Recensent thut mir die Ehre an, mich einen kriegerischen M......[1] Lies selber!

Liebste Tertschi, wie geht's? Bald sehen wir uns wieder! Und Ihr, lieben Kinder, und meine verliebte Schwester Maria, ich grüß' Euch Alle herzlich!

Leb' wohl, Bruder! Dein Niembsch.

Deine Frau Mutter und Bruder Joseph, so wie den ganzen Neuner grüß' ich schönstens. Vogels Gedicht[2] liegt noch bei Schwab fürs Morgenblatt.

---

[1] Matthisson.

[2] „Die Kirche von Falster."

Niembsch an Friederike Mayer.

Stuttgart, 3. August 1834.

Liebe Freundin!

Beiliegendes Kettchen sende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir ist leid, daß ich's ihr nicht selbst umhängen kann; thun Sie es und sagen Sie dabei, daß es von ihrem Godi kommt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Württemberg.

Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Mayer seh' ich vielleicht in München, worauf ich mich sehr freue.

Adieu. Ihr Freund Niembsch.

In Eile. In einer Stunde fahre ich ab.

Niembsch an Kerner.

Eßlingen, den 4. August 1834.

Lieber Kerner!

Ich übersende Dir die Aushängebogen Deiner Gedichte, soweit ich solche corrigirt habe. Meine Heimreise machte mirs unmöglich, das Ganze zu besorgen. Beim prosaischen Theil wäre ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt gewesen, da Du ja selbst sagst im Vorwort zu den Reiseschatten, sie sollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirst, sind, glaub' ich, von der Art, daß Du sie, aufmerksam gemacht, ebenso vorgenommen haben würdest, und so hab' ich denn im Vertrauen auf Deine stillschweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach bestem Wissen und Gewissen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, so würde ich das sehr bedauern und bitte Dich für solche Fälle um Vergebung. Die pressanten Drucker gestatteten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverstanden seyest. Eine der auffallenderen Umgestaltungen dürfte Dir erscheinen pag. 71: „Sängers Trost"; sie ist aber schlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn concordirt nicht in genere mit dem Graben, wovon Strophe eins die Rede ist. Das Grab ist generis neutrius, darum müßte das Pronomen der zweiten Strophe nicht heißen auf ihn, welches ja das Masculinum ist, sondern auf es. Das geht aber nicht, folglich hab' ich versuchen müssen, es mit einem andern Reim zu geben. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen eben so rechtfertigen wollte; ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichste Sorgfalt, womit ich das Geschäft besorgt. Bei einem mündlichen Gespräche will ich Dir einmal, wenn Du es wünschest, genauere Rechenschaft geben. Trotz meiner Aufmerksamkeit sind einige Druckfehler, aber unbedeutende, stehen geblieben, weil der Setzer manchmal versäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtsammlung begegnet ist, woraus Du ersehen kannst, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt corrigirte.

Meine Gedichte sind fertig; man will sie aber erst zum Herbst erscheinen lassen. Bis dahin müssen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indessen dafür gesorgt, daß Dir ein solches in meiner Abwesenheit seiner Zeit zugestellt werde.

Mittwoch reise ich von hier nach Hause. Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu besuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichst für alles Liebe und Gute, das ich bei Euch genossen, Deiner Tochter Marie wünsch' ich eine glückliche Ehe und hoffe sie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen. Dein Freund Niembsch.

Niembsch verließ Stuttgart am 6. August in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens, die ihm bis in das oberösterreichische Salzkammergut das Geleite geben wollten. Diese Reise wurde von Reinbeck selbst in seinen

„Reiseplaudereien", I. Band S. 215 u. s. w., ausführlich erzählt, woraus nachstehendes entnommen wird.

Am 10. trafen sie in München, wo sie im goldenen Kreuz wohnten, zufällig auf der Gasse mit Uhland, dessen Frau und Karl Mayer zusammen, die so eben sehr befriedigt von den bayerischen Seen zurückgekehrt waren. Schon am nächsten Tag Mittags reisten diese nach Schwaben, jene aber nach Oesterreich ab.

Am 13. August, seinem Geburtstag, war Niembsch mit seinen Freunden Nachmittags in Plain, einem stattlichen Stift mit Wallfahrtskirche nächst Salzburg, bei Milch und Brod vergnügt. Beim Besuche der vom Fürstenbrunnen durchbrausten Felsenschlucht am 15. Nachmittags lagerte sich Niembsch auf feuchtes Moos, was für ihn später von üblen Folgen gewesen zu seyn scheint.

Am 17. August Abends gelangten die Freunde nach Gmunden, und denselben Abend noch fuhren sie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer sie mit Herzlichkeit empfing.

Am 19. ward der Laudachsen besucht. Oben forderte Hani, die bekannte Jägermaid, Niembsch, den Vielgereisten, zu Erzählungen auf. Er fragte sie, ob sie wohl wisse, daß auf den Felsen dort ein Berggeist hause? Sie gab dieß als bekannt zu. „Und dennoch glaubst du," fuhr Niembsch fort, „wenn die Felsen verhüllt sind, das seyen Nebel? Da irrst du dich aber sehr!" — Sie wurde sichtbar gespannt. — „Wisse, daß der See des Berggeists Waschzuber ist, worin er seine Hemden und Hosen wäscht, die hängt er dann auf den Felsen zum Trocknen umher, und das haltet ihr blind für Nebel." Sie aber schüttelte das Haupt und bat ihn um Erzählungen von den Städten und Menschen, die er weithinaus gesehen habe.

Abends bei der Heimkunft nach Gmunden ins Gasthaus zum goldenen Schiff gab Niembsch dem Mädchen ein Seidentuch und ihrem Bruder eine Weste und auch für Vater und Mutter Geschenke mit.

Am 21. wurde die Reise nach Hallstatt fortgesetzt, wo der Kirchhof wieder zweimal, in der Dämmerung und im Mondlicht, betreten ward. Gleich bei der Thür fiel ihnen — wie Niendorf S. 162 erwähnt — ein Grab in die Augen, auf dem ganz symmetrisch geordnet drei Todtenköpfe

lagen, die im Mondglanze noch blendender und greller erschienen, was den drei befreundeten Wanderern, im Einklange mit der ganzen nächtlichen Scene und Stimmung, doch einen recht seltsamen Eindruck erregte ...

Am 22. Abends stiegen sie im Zickzack viele Felsenstufen empor, an geräumigen Rasten vorüber, auf deren mittelsten Kaiser Max der Zweite im Jahre 1546 geruht, zum Häuschen des Bergmeisters empor, das außerhalb eine erhabene schöne Aussicht zeigt, und innerhalb ein sauber gearbeitetes Nachbild des Inneren des Salzbergs. Niembsch bekam heftiges Seitenstechen, ein Uebel, das er aus Amerika heimgebracht, und das vielleicht durch das neuliche längere Lagern auf dem feuchten Moose in der Fürstenbrunnenschlucht wieder erweckt worden war. Erst spät unter zunehmenden Schmerzen des Dichters gelangte man wieder in die Tiefe.

Am 23. erhob sich über ein Kreuz auf einem Felsenblocke am Wege zum Wasserfall ein künstlerischer Streit. Niembsch tadelte solches an diesem Orte, als der Kunst und Naturanschauung fremd und störend, und als nicht von allgemeiner Bedeutung, sondern blos conventionell. Die andern Zwei sträubten sich aber dagegen, ein Symbol nicht in die Landschaft aufzunehmen, das ihr eine keineswegs unästhetische Weihe verleihe, wenn auch von einer christlichen Landschaft nicht die Rede seyn könne. Es hatte sie hier in der Mitte der Zerstörung das Bild der Versöhnung besonders ergriffen.

Am 24. ward auf einem Einspänner durch eine wilde Schlucht ins felsumschlossene Wiesenthal, die Gosau, gefahren.

Am 25. konnte Niembsch abermal wegen Seitenschmerzen nicht zum unteren Gosausee mit. Er benützte seine Einsamkeit dazu, den Wirth, dessen 23jährige Tochter in der vorigen Nacht zum zweitenmale Mutter geworden war, zur Einwilligung in ihre Ehe mit ihrem Geliebten zu bereden. Es gelang aber ihm nicht. Der Bursch war dem Vater zu leichtsinnig, um ihm seine Tochter und ihr Vermögen zu vertrauen.

Nun tauschten aber Niembsch und Reinbeck die Rollen; jener verlor sein Seitenstechen, und dieser bekam Zahnschmerzen, und dann sogar die Gicht, und mußte daher am 27. zu Ischl im Posthause das Haus hüten. Auf sein inständiges Bitten las ihm Niembsch seinen Faust vor. Hierüber

schreibt Reinbeck: „Lenau's Vorlesen übt einen eigenen Zauber; es ist eine ächte, reine Recitation ohne allen declamatorischen Pathos, in sehr sonoren tiefen Tönen, sonder große Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pause, den Blick auf das, was er vorlesen will, geheftet, so daß der Zuhörer sich zur Aufmerksamkeit sammelt; ein Gebrauch, der sehr zu empfehlen. Wie Tieck, stört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer sich mit Arbeiten beschäftigen, während er liest. Uebrigens kann nichts verschiedener seyn, als Beider Vorlesen, und doch ist jedes meisterhaft; in Lenau's mehr Eigenthümlichkeit.“ — Hier werde beigefügt, was Mayer in seinem Buche S. 168 anführt: „Lenau liebte, daß der Hörer seiner Gedichte sich ganz in sie versenkte. Als er einmal sein Gedicht: „Die Thräne“ vor Uhland vorlas, nahm er diesem fast die Bemerkung etwas übel: er sey begierig gewesen, was auf das Wort „Oelung“ in der vorletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er sey dann durch die Worte: „seines Auges Höhlung“ angenehm überrascht worden. Uhland, meinte er, sollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Aufmerksamkeit auf einen solchen Nebenpunkt gehabt haben.“ —

Am 28. wurde von Ischl nach Salzburg gefahren, und am 30. zu guterletzt nach Golling, wo aber der unpasse Reinbeck abermals nicht wagen durfte, seine Gefährten zum dreifachen Sturze des Harzbachs zu begleiten. Bei der Rückkunft fand Niembsch im Gasthause zu Golling einen Reisenden, in dessen Wagen er einen guten Platz bekam. Die Deichseln der Kutschen wiesen nach entgegengesetzten Richtungen hin. Es ward kurz geschieden: die Reinbecks eilten nach Schwaben zurück, Niembsch nach Steiermark.

Niembsch an Emilie.

Neuberg in Steiermark, 6. September 1834.

Meine Reise bis hieher ging auf kleinen Postkarren sehr rasch. Die Gegend ist schön. Auf dem Wege von Golling nach Werfen liegen etwas abseits die Oefen. Mein Reisegefährte nannte sie nur zufällig, und auf mein Bedauern, sie nicht gesehen zu haben, machte er mir die angenehme

Entdeckung, daß sie ganz in der Nähe seyen und erbot sich sehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felsen hinunter, wie eine tiefe, finstere, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft macht, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen.

Niembsch kam Freitag den 5. September 1834 Abends bei mir in Neuberg an, wo ich beim kaiserlichen Eisenwerke schon seit einigen Wochen in amtlicher Sendung anwesend war. Ich hatte ihn erwartet, da ich von seiner Abreise aus Schwaben schon durch Mayer benachrichtiget worden war. Ich fand ihn heiter und wohlaussehend, wozu die schöne Reise durch ganz Obersteyermark, und vielleicht auch das erste Vergnügen des Wiedersehens einiges beitrug. Er blieb nur bis zum 11. dort; die Sehnsucht nach seiner Schwester und vielleicht auch noch nach sonst Jemand ließ ihn nicht länger rasten; Sonntag den 7. ward ein fröhliches Fest vor einigen hölzernen Hütten im Scheiterboden, in der Nähe „des todten Weibes“ gefeiert. Diese herrliche, von der grünen Mürz durchbrauste Felsengasse, worin aus einer Höhle mitten in der Wand ein Bach stürzt, ergriff auch Niembsch gewaltig.

Die Beamten alle des Eisenwerkes und der Staatsherrschaft mit ihren holden Frauen und Töchtern tafelten im Freien, und es ward viel gelacht und getanzt. Hier sah Niembsch zum erstenmal den Steyrertanz, den er späterhin so meisterhaft besang.

Der damalige Kassier des Werkes, ein feiner kluger alter Herr, war ein leidenschaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembsch ein wahrer Fund. Aus des Ersteren Gespräche entsproß Lenau's „Lied

vom armen Finken.“ — Ueber Tags hatt' ich beim Eisenwerke zu thun, und so blieb Niembsch viel allein, und wurde mitunter wieder recht traurig; dann lag er am liebsten unferne des Gasthauses zunächst am Schloß auf dem Berge unter düsteren Fichten, dem einsamen schwermüthigen Rufe eines dort sich aufhaltenden Gimpels lauschend. Sein Gedicht „Einsamkeit“ erinnert mich lebhaft an jene Stelle. Nach einer Zurückkunft von dort war es, daß er mir einmal die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen, klagte. Ein Brief Mayers an mich, bezüglich kleiner Lieder, worin er Lenau's etwas zu hartes Urtheil sehr geschickt anfocht, aber zugleich äußerte, daß er dadurch in der Freude seines Dichtens gestört worden wäre, fiel Lenau sehr schwer aufs Herz; doch ich tröstete: „Nur Geduld; er wird schon wieder singen! Ein echter Vogel verlernt das nicht so leicht!“

Am 11. September gelangte Niembsch nach Wien, von wo er mir am 22. nach Neuberg schrieb:

Liebster Bruder!

Hier übersende ich Dir einen Brief von unsrem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentrost. Du hattest doch Recht: es wird wieder kommen. Ein wahrer Dichter läßt sich nie das Maul stopfen.

Zu einer Gemsenjagd soll ich? Das wäre freilich köstlich! Ich leide aber seit gestern an einem kleinen katarrhalischen Fieber; darum kann ich auf Deine freundliche und lockende Einladung keine bestimmte Antwort geben. Ich schwanke etwas in den Knochen. Bin ich bis Donnerstag [1] wieder gut, so will ich kommen. Der Neuberger soll nur so gut seyn, im Neunerschen Kaffeehaus (erster Stock) anzufragen; wäre es aber nichts mit dem, so käm' ich auf dem Eilwagen. Aber wie gesagt, früher muß ich wieder aufrecht seyn.

Den Musenalmanach werd' ich Dir sammt meinen Gedichten nächstens schicken oder selbst bringen. Unsere Therese hat ihren ferneren Aufenthalt auf dem Lande [2] von dem Umstande abhängig gemacht: ob ich nach Steiermark gehe oder nicht? Ja, so bleibt sie; nein, so zieht sie herein.

[1] Den 25.

[2] Zu Heiligenstatt.

Deine Kinder hab' ich recht vorgerückt gefunden. Der Toni ein tüchtiger, stämmiger Kerl, und recht gescheidt. Deine Mutter ist sehr freundlich für mich besorgt, und sucht mir die Abwesenheit meiner lieben Therese, die mir freilich sehr abgeht, weniger fühlbar zu machen. Klemm ist bereits hereingezogen.

Mittwoch [1] hab' ich in Penzing bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf [2] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —

Lebe wohl, lieber Bruder! Dein Niembsch.

Mayers Brief hat Therese geöffnet.

Nicht so bald hat Lenau sein trauriges Ende so klar vorausgeahnt; nein! voraus gekannt und voraus genannt; ein wahrer Vorausverkündiger, als wie in diesem hoch merkwürdigen Briefe. Um dieselbe Zeit ein Jahrzehent darnach ging sein furchtbar Wort in Erfüllung. Was er hier aussprach: „Es ist doch Alles nichts!" hallt furchtbar sein letztes Gedicht zurück, aus dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München in der Nacht des 18. September 1844. (S. Dichterischer Nachlaß S. 198. „Eitel nichts!") „Eitel nichts!" Dieser Gedanke war gleichsam Lenau selbst; er blieb ihm sogar im Wahnsinn treu, denn er sprach ihn uns noch im Wahnsinn aus.

Als meine Mutter damals Niembsch durch ihre Magd täglich das Frühstück bringen ließ, gefiel er sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. — „Jesus, Maria und Joseph, Mama," rief sie dann, „der Herr v. Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie wild er schaut!"

[1] Den 17.
[2] Den 21.

— Ja, male Du nur den Teufel an die Wand, und er kömmt über kurz oder lang leibhaftig! — Dieß und der Brief beleuchten sich einander gar grausig und grell.

Niembsch traf denn doch wieder zu rechter Zeit in Neuberg ein. Am 29. September 1834, Montag und Michelstag, standen er und ich einige Stunden von Neuberg in der Burg (die Felsen der Veitschalm haben dort das Ansehen von verfallenen lückigen Ringmauern) auf Gemsen. Es regnete furchtbar, wir glaubten uns in Vater Ossians stürmischem Morven, allein wir hatten wasserdichte steirische Lodenmäntel, einem Meßkleid ähnlich, nur Brust und Rücken bedeckend, zu beiden Seiten aber offen, umgeworfen, und waren mit Bundschuhen angethan, und achteten daher des Unwetters nur gering.

Ein Rudel von sechs Stück Gemsen kam endlich die Klippen heruntergetanzt, auf rollendem Schutte, von uns durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie blieben, uns fest gegenüber, einige Augenblicke stehen, und spähten und lauschten. Niembsch legte rasch an und schoß. Im Nu waren sie alle, aber auch nicht eine Einzige blieb zurück, um die Felsenecke himum. Hatte nun Niembsch auch gefehlt, so hatte er doch auf Gemsen geschossen, und auch bloß das schon ist eine Freude.[1] In Münzsteg ließen wir uns dann ein tüchtiges Jägermahl von Knödeln und Selchfleisch baß schmecken. Man hatte vier oder fünf Gemsen erlegt, deren hübschestes Krückleinpaar Niembsch zum Andenken verehrt ward. Er ließ sich davon Messer und Gabel beheften. Das Messer ist zur Stunde noch vorhanden. Auf der Heimfahrt von Münzsteg nach Neuberg wäre uns bald ein großes Unglück begegnet. Wir hatten sehr schwächliche Pferde. Als wir an eine ziemlich steile, langgestreckte Anhöhe gelangten, mußte der Kutscher dieselben sehr antreiben, damit sie den Wagen (worin nebst uns noch ein kaiserlicher Eisenwerksbeamter, Wilhelm v. Leitner, saß, ein Bruder des ausgezeichneten, aber allzubescheidenen und daher viel zu wenig bekannten

[1] Als Gustav Schwab (am 28. September 1844) der Gemsen gedachte, welche er auf dem Watzmann erblickt, entgegnete Lenau mit unbeschreiblich treuherzigem Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Gemsen gesehen hast. Jeder Dichter sollte in seinem Leben einmal eine Gemse sehen.“ (Niendorf S. 216.)

steyerischen Dichters, Gottfried, Ritter v. Leitner) — hinzuschleppen sich bemühten. Durch dieses hitzige Antreiben gingen unsere Pferde rascher als die stärkeren, ruhigeren Pferde des Vorderwagens; wir erreichten diesen, und sollten nun unsere Gäulchen nicht mit der Deichselstange in denselben hineinstoßen, so mußten sie plötzlich zu ziehen ablassen. Die Wucht des Wagens zerrte sie aber da sogleich zurück, wobei dieser weichend in eine schiefe Richtung gerieth, sich neigte und stürzte, glücklicherweise noch auf den Rand der Straße und nicht in die mehrklaftrige nur mit zweifelhaften Schranken versperrte Tiefe daneben. Als wir lagen, sah ich nur Leitner, aber Lenau nicht. Ich dachte, er läge unterm Wagen oder wohl gar im Abgrund. Außer mir vor Besorgniß um ihn und vor Wuth über den dummen Knecht, flucht' ich laut wie ein Heide. Siehe, da trat Lenau — gerade so wie abbildlich in seinem Frühlingsalmanach für 1835 der den Faust noch im Sturz erfassende Jäger Mephistopheles um die Felsenecke tritt, zu mir hervor an der Bergseite des Wegs, während er früher auf der Abgrundseite gesessen hatte, stumm, aber ebenfalls besorgten Blicks, ob ich nicht etwa aus eigenem Beschädigungsschmerze fluchte. Noch heute bewundere ich die Geistesgegenwart, Raschheit und Behendigkeit, womit Niembsch mir ganz unbemerkt während des nur kurzen Sinkens des Wagens aus demselben hinaus und hinter ihn gesprungen war. Merkwürdig aber ist, daß Niembsch genau an demselben Tage, just zehn Jahre darnach, nämlich am Michaelstag 1844, wirklich in einen Abgrund fiel, in den schauerlichen des Wahnsinns.

Niembsch an Emilie.

Wien, am 5. Oktober 1834.

Gestern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gemsenjagd gereist war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist, und meinen Körper, worin es gegründet zu seyn scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerstreuung der Jagd, das mühsame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem

ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdlust, die mir das alles leicht erträglich machte; dieß zusammengenommen war wohl im Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen, so war ich auch schon wieder in den alten Trübsinn zurückgefallen, und zwar so tief, daß ich in gänzlicher Abwesenheit der Seele in dem Postwagen der ersten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Faustisches Manuscript vergaß. Wahrscheinlich ist alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.

Meine metaphysischen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen seyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber sagen muß ich es, weil Sie um meinen Zustand wissen sollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, so wird es vielleicht abstumpfen, wie abgestorbene Glieder aufhören zu schmerzen. Dann ist es auch gut. Vielleicht ist aber das Ganze nicht so schlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einst mit dieser verschwindend.

Frankl erzählt: „Als ich Niembsch nach einem Ausfluge zu einer Gemsenjagd wieder im silbernen Kaffeehaus mit der Frage willkommen hieß: „Nun wie ist's gegangen, Niembsch?" antwortete er, indem er den Billardstock mit Kreide bestrich, improvisirend:

„O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus Deiner frischen Waldzisterne!"

Niembsch war auf dieser Gemsjagdreise durch die, so eben von einem furchtbaren Brande verheerte, geschichtlich hochmerkwürdige, „allezeit getreue" Wiener-Neustadt gekommen. Er schilderte die Brandleiche in einem Briefe an Emilie. Ewig Schade, daß dieser sich nimmer auffinden läßt!

Schurz an Niembsch in Wien.

Neuberg, den 13. Oktober 1834.

Rinnhofer hat mir am 10. von Schottwien geschrieben, daß er so glücklich war, die drei Stück Bücher in Verwahrung zu bringen, und ich sicher darauf rechnen könne, dieselben würden künftigen Montag Vormittag (also heute) um „zirgo“ 9 Uhr an ihrem Bestimmungsorte eintreffen, wovon er auch den Herrn v. Niembsch unter Einem Anzeige zu machen so frei gewesen wäre. Von der Tabakspfeife sey bisher nichts in Vorschein gekommen; Rinnhofer aber hoffe, er werde sie doch auch noch an das Tageslicht bringen.

Gott sey Dank! Du hast also nun wieder Deine theuren Bücher, und bis zum Empfange dieser Zeilen hat sie Dein leuchtender Blick vielleicht schon wiederholt durchflogen, und jeden Vers wie einen wiedergefundenen Sohn zärtlich betrachtet. Wie mich dieses an sich selbst schon freut, so freut es mich auch noch darum, daß ich nun hoffen darf, Dich noch in Wien bei unserer Resi anzutreffen.

Niembsch hatte nämlich Knall und Fall nach Stuttgart reisen wollen, um dort den Faust wieder zusammenzustellen und herauszugeben, damit er einem allfälligen Mißbrauche der verlorenen Handschrift durch den Finder derselben zuvorkomme.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. Oktober

Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich; das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichte entlade. Ich will diesen Winter recht arbeiten. Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'schen kleinern Compositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da lass' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchströmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es ist immer noch möglich, daß ich

bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, sich selbst genügende Zusammenleben mit meinen befreundeten Herzen ist auch Musik, und zwar eine sehr schöne.

Emilie Reinbeck an Mayer.

Stuttgart, 24. Oktober 1834.

Ich habe noch aus einem besonderen Grund Dich zu sprechen gewünscht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um sie unberührt gegen Dich lassen zu wollen. Niembsch schrieb mir nämlich aus Neuberg im September Folgendes:

„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freunde Mayer, worin er sich sehr empfindlich äußert über meine kritischen Bemerkungen, seine Poesie betreffend. — Er hat mich mißverstanden. Was aus meiner Freundschaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundschaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poesie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir sehr leid und hat mich ganz verstimmt. Ich werde künftig vorsichtiger seyn in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, habe ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geschlossenen Gedichten gestaltet worden. Die wenigsten Leser haben Liebe und Geschick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufassen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelstand, der sonst vielleicht dereinst härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muse um ihrer Kindlichkeit willen; daß sie sich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort so einschüchtern läßt, ist nicht recht. Wie gesagt, ich werde vorsichtiger seyn gegen den lieben allzuempfindlichen Freund. Es macht mir wirklich Kummer.“ —

Du siehst daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verstimmung, als deren Ursache er sich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit seiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebst, wie er es so sehr verdient, so wirst Du ihm auch die Beruhigung gewähren,

daß diese Verstimmung nicht nachhaltig gewesen sey, und der Freund Deiner Muse Dir diese nicht entfremden konnte. Niembschs Gesundheit ängstigt mich sehr, und der schwermüthige Charakter seiner Briefe macht es mir zur Pflicht, so viel in meinen Kräften steht, zur Erheiterung seines hypochondrischen Gemüthes beizutragen. Dazu wünsche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetischen Stimmung geben zu dürfen, und diesen Wunsch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuversicht auf seine Erfüllung.

Niembsch ließ sich Ende Oktober eine Geldanweisung von zweihundert Gulden Reichswährung aus Stuttgart kommen. Er scheint also in Verlegenheit gewesen zu seyn, um so mehr, da er auch mir meinen Vorschuß nicht zurückerstattet hatte, wie es früher seine Absicht war, sondern mich um unbestimmte Gestundung ersuchte, die selbstverständlich ihm gänzlich anheimgestellt wurde. Nichts lähmender für den Flug eines hochstrebenden Geistes, als niedere, bleischwere Sorgen der Erhaltung! Dieser leidige Umstand steigerte wohl noch die dem Leib entstammende Schwermuth Lenau's während dieses düstern Zeitlaufes. Eine arge Einwirkung, die sich zehn Jahre später noch viel deutlicher bemerkbar machte.

Niembsch entschloß sich, nachdem er noch einige Weile geschwankt, plötzlich zur Abreise nach Stuttgart. Kaum nahm er sich noch Muse, mehreren Freunden und Dichtern bei seinem Freunde Löwenthal, der mitten in der Stadt wohnte, eine Abschiedsvorlesung aus Faust zu geben. Unter den Anwesenden befanden sich, soviel ich mich entsinne, von Dichtern: Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Seidl und Frankl. Die Wirkung war eine mächtige, insbesondere nannte Grillparzer später bei Neuner Lenau den deutschen „Dante." — Am 19. November fuhr er davon.

Niembsch an Löwenthal in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Faust außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken lassen, weil Faust ein geborner Schwabe ist. Auch ist sein Charakter ein wahrhaft schwäbischer. Dieser Hang

zur Schwärmerei, dieser redliche Ernst in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieses leichtgläubige Sichprellenlassen vom Teufel scheinen mir ächte Züge des schwäbischen Nationalwesens, und ich möchte Fausts Verschreibung einen erhabenen Schwabenstreich nennen.

Man wundert sich hier über mein aufgeheitertes Wesen, und wie man sagt, mein gutes Aussehen. Das erstere und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen heiteren Firniß gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer verloschen wähnte.

Niembsch an Schurz in Wien.

Stuttgart, den 8. December 1834.

Geliebter Bruder!

Je später ich dießmal schreibe, desto früher werde ich selbst kommen, d. h. ich reise den 20. d. M. präcis von hier ab, und bin am Christabend bei Euch, Ihr Geliebten! Was mich zu so schneller Heimreise bestimmt, ist ein neues literarisches Unternehmen, das ich hier mit der Brodhag'schen Buchhandlung contrahirt habe; diese forderte mich auf, einen „Frühlingsalmanach," der im Mai erscheinen soll, zu redigiren. Die Bedingungen des Vertrages sind anständig. Außer dem Honorar für meine Beiträge erhalte ich 500 fl. rhein. für die Redaktion. Ich lasse den ganzen ersten Theil meines Faust in diesem Almanach erscheinen. Es sind drei neue Scenen hinzugekommen, deren eine die erste des Gedichtes seyn wird, gleich nach dem prologisirenden „Schmetterling."[1] Eine zweite Scene wird zwischen „die Verschreibung" und den „Tanz" eingeschaltet.[2] Die dritte[3] kommt gegen das Ende. Jetzt rundet sich das Ganze ab zu meiner Zufriedenheit. Außerdem will ich Beiträge von Uhland, Kerner, Rückert, Mayer, Schurz, Pfizer, Grillparzer, Auersperg, Zedlitz u. a. requiriren. Indem nun die Beiträge österrreichischer Dichter früher censirt werden

[1] Also „der Morgengang."

[2] Der Jugendfreund.

[3] Aber welche? Etwa „der See"?

müssen, so will ich nach Wien eilen, dafür zu sorgen. Dieser Almanach soll auch für künftige Jahre erscheinen. Ich habe große Freude daran. Ein braver hiesiger Künstler wird ein Faustisches Bild dazu stechen. Reinbecks und Hartmanns sind sehr vergnügt über meine Gegenwart, auch gesund bis auf den armen Reinbeck, der das Podagra hat. Mayer hab' ich gestern gesprochen; er wartet mit Sehnsucht auf einen Brief von Dir. Er ist heiter und wie immer sehr liebenswürdig.

Chamisso ist bedeutend krank; wir sind in Gefahr, ihn aus unserem Kreise zu verlieren. Zu Uhland mache ich morgen einen Ausflug; auch Kerner werd' ich noch besuchen vor meiner Abreise.

Graf Alexander ist noch immer in der Schweiz. Das ist recht närrisch.[1] Ich werd' ihn dießmal vielleicht gar nicht sehen. Die Reise von Wien hieher hat mich sehr erfrischt und gestärkt. Ich habe jetzt den trefflichsten Appetit, und das Arbeiten geht flink von der Hand. Ich habe doch schon an vierhundert Verse gemacht seit ich hier bin. Von Zeit zu Zeit muß ich wohl immer eine Reise thun, damit mein Blut durcheinander geschüttelt werde. Ich freue mich sehr auf Euch. Liebe Tertschi, dießmal halt' ich Dir Wort mit Trompeten und Pauken. Wäre übrigens auch der Almanach nicht ausgebrochen, den 10. Januar hatt' ich fest vor, in Wien zu seyn. Ist Auersperg in Wien, so grüße den Freund, den Herrlichen, und sag' ihm, er soll mir was Rechtes geben für meinen Maivogel, daß es kein Maikäfer wird; ich lasse ihn dringend bitten. Die übrigen Herren werd' ich selbst ersuchen.

Dein Tonerl bekommt seine Uhr; er soll sich nur recht darauf freuen. Sehr beunruhigend ist, daß Zöppritz die Nachricht gebracht hat, bei seiner Abreise von Wien seyen fünf Deiner Kinder krank gewesen. Ich hoffe, es ist nicht bedeutend, aber das ist doch möglich. Ich kann keine Antwort mehr von Dir erhalten; schreibe also nicht.

Grüße meine Freunde.

Leb' wohl, Bruder, Schwester, mit allen Kindern! Ich küsse Euch herzlich. Dein Bruder Niklas.

---

[1] Er war mit allen den Seinigen schon Anfangs September vor der in Stuttgart herrschenden Cholera dahin entflohen.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 12. December 1834.

Niembsch ist zu Reinbecks gekommen und meinetwegen auch zu Cotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich ist — da ich für ihn schlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Gespenster — und er dichtet sie nur und glaubt daher nicht an sie — wie Keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck sehr schön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembsch noch nicht gegeben; weil sie für ihn zu erbärmlich sind, sandte ich sie ihm nicht nach Wien. Ich schrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun lass' ich alles andere Schreiben Niembschs wegen seyn. Gott sey mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem Keiner glücklich zu nennen ist!

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 14. December 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Professor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und so beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unsere Kunsttheorie stehe auf so hohem Grad der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuversicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das sind Arroganzen, und nun freut es mich erst, daß ich in einer neuen Scene meines Faust den arroganten Professoren eins versetzt habe. Graf Isenburg, Fausts Jugendfreund und Schulkamerad, sagt von Faust:

Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Des Volksverstandes Burg verließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen

sie die Malerkunst auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt, und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Gesichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wissen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landschaft, ein einzelner Baum, eine Blume schön seyn kann. Und wenn es in unseren Tagen Professoren gibt, die dem antiken Unsinn huldigen, was kümmert das uns? Lassen Sie sich Ihren „Kunstzweig nicht entgöttern," wie Sie mir schreiben. Freilich ist die Idee des Schönen in einem Historienbilde leichter zu erfassen, als in einer Landschaft; in dieser leichter, als in einem Blumenbild; solche Auffassung muß um so schwieriger werden, je weiter sich der künstlerische Eindruck vom Gebiete der klaren Vorstellungen entfernt; je tiefer er sich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine solche zu seyn, wenn sie bloß geahnt wird? Und ist ein Gebilde kein Kunstwerk, weil es uns diese Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunst die Idee des Schönen auf die ganze Scala unserer Vorstellungen von der dunkelsten hinauf bis zur klarsten, wirken lassen, und so den ganzen Menschen durchdringen? Pfui der stumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt sich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er sie fressen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geschlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eigenes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustande unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eigenes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichtes erkenne und im Bilde festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. s. w. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben

Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisirt! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort eben so treffend als rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen.“ Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist werth, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr seyn wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Correctionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede seyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten.

Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Freund Niembsch.

Am 6. December Abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, vor Weihnachten 1834.

Lieber Freund!

Das ist recht schön, daß der Wunsch, meinen Almanach zu unterstützen, bei Dir eine poetische Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir ja die Bärenhaut recht breit aus, ich freue mich sehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus [1] occupatus multis officiis et negotiis, weil ich aber zugleich totus quantus amicus bin, so kann ich nicht unterlassen, Dir einige Zeilen als ein signum amicitiae meae perdurantis zu schicken.

Das lyrische Gedicht mußt Du aber selbst machen, nicht ich, wie Du scherzweise mir schreibst, man würde ja den Vogel, den ungarischen Raben Niklas, gleich an seinen schwarzen Federn erkennen, man würde ihn sogar schon von weitem riechen, denn seine schwarzen Federn sind jetzt durch seinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas versengt, und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sey so gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu schreiben, mit Deiner Namensunterschrift und Zeit und Ort der Geburt; es gehört für einen meiner Freunde, der Handschriften berühmter Leute sammelt. Schicke mirs aber sogleich, ich bin ja auf dem Sprunge, abzureisen. Dienstag reis' ich nämlich Viennam, ubi amicum tuum auditurus sum concionantem, et totum quantum occupatum etc.

Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an diese Geschichte denken; und ich muß lachen. Es ist ganz excellent. Uebrigens wie gesagt: altissimum silentium meum, et in altero mundo per omnia saecula saeculorum. Amen.

Wie gesagt: totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch Hungarus. Nota bene: nobilis. Ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da

[1] Unter dem „totus quantus“ verstand Niembsch eine sehr bekannte hohe geistliche Person, die von Kerner hatte Predigten schreiben lassen.

wird Dein Name hineinlithographirt. Habe die Güte, Deine Verse ꝛc. in den großen Mittelraum des Blatts zu schreiben. Vale et fave.

Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 17. Januar 1835.

Verehrungswürdigster Freund!

Unser schreibunseliger Niembsch überläßt es mir, Ihnen Nachricht von dem zu geben, was ihn abgehalten hat, das seiner lieben Schwester eingesetzte Wort zu erfüllen. Ich wünschte nur, er hätte dieß schon früher gethan; da wollte er aber jeden Tag selbst schreiben, ja, ich weiß, daß er sogar einen Brief vor längerer Zeit geschrieben hat, dessen Absendung er nur, weil er noch immer etwas, seinen Inhalt betreffend, abwarten wollte, von einem Tag zum andern verschob. Wie er für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Eilwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Miklosch über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. So war unsere Neujahrsfreude sehr gestört, doch waren wir noch froh darüber, daß dieser unerwartete Anfall

unserem Freunde nicht auf der Reise zugestoßen war. Daß bei solchen Umständen ans Reisen nicht gedacht werden konnte, und auch die ungünstige Jahreszeit nach der Bestimmung des Arztes nicht so bald daran denken ließ, wird der brüderlichen und schwesterlichen Besorgniß wohl einleuchten. Niembsch hat sich des abgelaufenen Passes wegen ein ärztliches Zeugniß ausstellen lassen. Zu unserer Freude ist er gegenwärtig wieder wohl und munter.

Jetzt rückt aber der Druck seines Frühlingsalmanachs heran, bei welchem er im Anfange wenigstens gern anwesend seyn möchte und auch wohl nothwendig seyn muß. Dieser Almanach wird Epoche machen.

Unser lieber Dichter war sehr fleißig und hat seinen herrlichen Faust bis zu einem Wendepunkt seiner Schicksale gebracht, so daß nun das Fertige als ein kleines Ganze erscheinen kann. Und dabei hat er den ersten Gesang einer höchst originellen ungarischen Romanze unvergleichlich schön vollendet.[1] In ihm ist der deutschen Dichtkunst ein Stern erster Größe aufgegangen, und als solcher wird er bereits ziemlich allgemein anerkannt.

So viel zur Beruhigung des schwesterlichen Herzens, dem ein schwesterliches Herz in meiner Frau die heilige Versicherung gibt, daß dem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehen soll.

Wie lange wir unsern lieben Niembsch noch bei uns sehen werden, ist sehr ungewiß, doch hoffen wir, daß er eine etwas günstigere Jahreszeit abwarten und nicht die ganze Reise mit dem Eilwagen, als zu anstrengend, machen werde.

Meine Frau empfiehlt sich ganz besonders Ihrer verehrten Gattin, und ich wahrlich nicht weniger. Mit Liebe und Achtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Also auch dieser trübsinnige Zeitraum endete für Niembsch mit Entzündung und Aderlaß, nur aber glücklicheren Ausgangs als jener um zehn Jahre später. Von dieser Herzentzündung her fand sich bei Eröffnung von Lenau's Leiche am 23. August 1850 ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von 1/3 Zoll Durchmesser am Herzen.

[1] „Mischka an der Marosch.“

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, um die Mitte Jänner 1835.

Liebster Kerner!

Hast Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus so verbissen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergissest? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich seyn, wie hundert Beispiele, besonders in meinem christkatholischen Vaterlande, beweisen. Schicke mir doch Deinen Beitrag. Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich sitze noch nicht fest in den Knochen, schlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da ist nun Muse und Gelegenheit, die Almanachsmanuscripte zu durchgehen; schicke, Bruder, schicke. Vor allem aber schreibe. Rückert hat mir einen Beitrag von vier Bogen versprochen, was mich sehr freut. Ich habe längst gewünscht, mit diesem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten ist.

Leb' wohl, liebster Kerner, schicke mir die Abschrift des Bärenhäuters sogleich und grüße mir die Deinigen von dem Deinigen.

Niembsch an Mayer.

Dienstag früh. (Stuttgart, den 20. Jänner 1835.)

Lieber Mayer!

Ich danke Dir für die Sendung. Da sind kostbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem schönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Laubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunsch; Die Schifferin."

Die übrigen von mir in Beschlag genommenen sind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht sagen, daß die dem Musenalmanach überlassenen geringen Werth hätten.

Freitag reise ich endlich ab. Donnerstag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu sehen. Kerner war gestern hier und hat mir seinen Bärenhäuter, eine excellente Humoreske, vorgelesen. Er ist eigens gekommen,

mich nochmals zu sehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits dreizehn Bogen für meinen Almanach und brauche deren nur noch sieben, weil ich das Ganze auf zwanzig Bogen stelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Faust folgen lassen. Die freie frische Waldluft und meist heitre, immer aber fromme Weltansicht, die sich darin ausspricht, werden dem Leser wohlthun, wenn er aus den höllischen Casematten meines Faust heraustritt. Ich habe Deine Lieder gestern bei uns vorgelesen; sie haben sehr gefallen. Du hast mir meinen Almanach damit glücklich ominirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr zwei Druckbogen ausmachen, paßt also ganz in meinen Plan, nur größere epische, dramatische oder lyrische Gedichte in größeren Reihen aufzunehmen. Kerners Bärenhäuter wird drei Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich schon eine Ausnahme machen und einen Beitrag kleinen Volumens aufnehmen. Pfizer ist noch im Rückstand.

Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von Deinem Niembsch.

Ebenso.

Stuttgart, den 21. Januar 1835.

Liebster Mayer!

Morgen, Donnerstag, ist der Geburtstag unserer Emilie, und den will man natürlich zu Hause zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagrastichen heimgesucht, macht zwar seine Ausgänge ins Gymnasium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigstens diese Woche noch nicht, die nächste Woche aber wird Deine liebe Frau wahrscheinlich schon entbunden, ist also zu spät.

Bei so bewandten Umständen bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

Euch Alle grüßend. Dein Niembsch.

Deßgleichen.

Den 2. Februar 1835.

Mein treuer Mayer!

Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmst Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, sehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlassen in ein Tauschgeschäft in Betreff der Gedichte: „Die Schneeglöckchen;" „Bitte um das Wort;" „Der Vogel im Winter;" „Der letzte Schnee;" „An einem Grabe." Diese (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Ersatz.

Deine letzten Lieder sind zum Theile sehr schön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden" besonders. „An einem Denkmal" ist trefflich. Auch: „Treue;" „Das Judenschloß" und „Die Feldhühner" erbitt' ich mir. „Zukunft" rathe ich, die zwei letzten Verse wegzulassen; auch dieß und „Die Zorngrimasse" bitte ich mir zu lassen. Nur „Nachts im Felde" ist dem Musenalmanach gegönnt. Hast Du mir heute wieder ein paar schöne Lieder geschickt, Du Guter? Gestern auf dem Heimwege wurde viel von Dir gesprochen. Mir wird sehr heimlich und heimisch zu Muthe, wenn ich von Dir spreche oder an Dich denke. Du bist doch der Kern meiner Freundschaften, guter Mayer!

Das Manuscript send' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu sehen. Ich muß schließen. Lebt wohl. Deine Nickele soll mich selbst noch sehen „festgeweint!" [1] Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 13. Februar 1835.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch, zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu schreiben, einen

[1] Bezieht sich auf Mayers Gedicht: „Der feste Bund."

Brief wenigstens, worin sich nichts von Redaktionsärger einmische; allein umsonst. Ich bin nun einmal verdrießlich und konnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeschlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigstens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verschmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es schon mit dem ärgerlichen Taschenbüchler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieses Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern, das sich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklätscherei vorkauen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritischen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen, oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt seyn. Ich bin selten, am allerwenigsten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Fasching hab' ich noch gar nichts genossen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter sehen könnte, und mich durch lustige junge Leute in gute Laune hineintanzen lassen! Ich bin weniger schwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig.

Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre gestickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hiesigen Geschäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur selbst besorgen, weil die Manuscripte zum Theil undeutlich geschrieben sind, der Druck bereits im Gange ist, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlassen kann. Ich hoffe also noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zusammensitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hause gehen, als bis Max sein Schnitzel gegessen, Sie

Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe.

Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das Alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Faustscenen und eine ungarische Romanze sind mein Umundauf. Seit sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich sehr selten.

Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuche anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbade;" eine Satyre auf Kerners Geisterglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorstellend die Waldscene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft.[1] Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen jungen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingstaschenbuches im Universum herumflattern werden! Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönste, wie Ihre lieben Kinder, und seyen Sie aufs allerschönste gegrüßt von Ihrem Niembsch.

---

[1] Das wirklich gelieferte Titelkupfer zeigt Mephisto, wie er den von einem Felsen herabstürzenden Faust rettet.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. Februar 1835.

Geliebter Bruder!

Mir geht es jetzt wieder ganz gut. Gestern war ich bei unserem Mayer in Waiblingen, und half ihm ein Kind, ein Mägdlein, Auguste Louise, über die Taufe heben. Da wurde auch von Dir gesprochen, und Deine Gegenwart gewünscht. Man kann aber nie alles Liebe beisammen haben. Mit meinem Almanach geht es schnell vorwärts. Kerner, Mayer, Pfizer, Rückert und ich füllen ihn aus. Rückert hat mir herrliche Lieder geschickt, so viel, daß ich die Hälfte für den nächsten Jahrgang aufsparen kann, wozu er mich auch in einem sehr freundlichen Briefe ermächtiget hat. Er muß ein sehr lieber Mann seyn, und wir sind bereits Freunde geworden. Der Almanach wird nach meiner Meinung ganz vorzüglich. Pfizer gab eine poetische Erzählung, vielleicht sein bisherig bestes Gedicht: „Salomos Nächte." Mayers Lieder sind ebenfalls ausgezeichnet. Kerners „Bärenhäuter im Salzbade," eine dramatische Humoreske, ist ganz excellent. Ich habe den ersten Jahrgang geflissentlich mit bekannten Dichtern gefüllt, um dadurch dem Unternehmen gleich den Eingang zu sichern, weil das Publikum am Namen klebt. Für künftige Jahrgänge kann ich dem bereits accreditirten Almanach mehr Freiheit lassen, immer aber werde ich mich auf wenige Mitarbeiter beschränken, um den Schein einer rivalisirenden Concurrenz mit dem Musenalmanach zu vermeiden. Sende mir bald etwas für den Musenalmanach; ich will bis dahin meinen Beitrag zurückhalten, der wahrscheinlich in der ungarischen Romanze „Mischka" bestehen wird. Schleifers Gedichte sind schön, besonders: „der Wittwer." Ich gebe sie dem Musenalmanach. Graf Alexander ist aus der Schweiz zurück; der alte gute Freund. Er möchte gar zu gern in meinen Almanach, aber das geht nicht. Meine Geschäfte hier können noch vier bis fünf Wochen dauern, dann komm' ich aber ungesäumt nach Wien.

In Frankfurt hat sich ein neues Blatt etablirt: „der Phönix," worin die Kritik, wo möglich, noch schärfer und indiskreter auftritt als irgendwo. Neulich kam darin ein sehr bitterer Ausfall auf die „schwäbische Dichterschule," besonders auf Mayer gemünzt, vor. Unter Anderem heißt es: „Diese Lyrik ist so beschränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, so

einheimisch ruhig und glückselig, daß sie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Diese Dichter sind mit der Welt versöhnt, sie interessiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenstand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen seyn wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede ist" u. s. w. Rückert sagt in einem Gedicht (es kommt in meinem Almanach):

„Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten;
Hört ihr's, wie Bosheit, die Schlange, zischt,
Und Beifall schnattern die Enten?
Ich hätte mich auch nicht aufgetischt,
Hätt' ich irgend fürstliche Renten."

Wir leben hier sehr still, aber vergnügt. Wenn ich nur mehr Musik zu hören bekäme! Diese lange Abstinenz von Beethoven thut mir weh. Gar selten hör' ich ein Stück aus einer seiner göttlichen Sonaten.

Kerner ist vergnügt. Seine kleine Emma macht zu Tonerls Uhr ein Band. Ich ziehe diese täglich auf, um sie zu reguliren; heute ist sie mir etwas vorausgegangen.

Liebste Tertschi; sey nur wieder gut auf Deinen sündhaften Bruder! Ich freue mich sehr auf Dich.

Den nächsten Frühling wollen wir die Blüthen zusammen sehen, und uns an Maikäfern und Nachtigallen freuen. Dornbach wäre nicht übel.

Deine Aussicht, lieber Bruder, Rechnungsrath zu werden, freut mich herzlich. Ich sollte es vielleicht jetzt schon auf Deine Adresse schreiben.

Schwab ist wieder recht freundlich gegen mich. Den Paul Pfizer hab' ich oft gesehn; er hat eine Neigung zu mir, wie ich zu ihm. Gustav war abwechselnd in Tübingen. Uhland hab' ich auch besucht; er ist ein warmer Freund. Hartmann war gestern auch Pathe; er hielt das Kind. Es war ein schöner Anblick; der würdige Greis, in stattlichem schwarzem Anzug, mit zwei Ordenssternen, hielt den kleinen Ankömmling liebevoll in den Armen, und blickte ganz herzlich und segnend auf das Kind herab. Die Mutter war sehr gerührt, auch der überaus glückliche Mayer, den man immer mehr lieben muß. Dann wurde ein tüchtiger Taufschmaus

gehalten, wobei es lustig herging. Mayers Verwandte waren großentheils da, sein Bruder, seine Schwestern, Schwäger, Vettern, Neffen, Nichten, Schwiegermutter, Vater ꝛc. ꝛc. Der gute Neckarwein strömte. Wärest Du doch mit Tertschi da gewesen!

Grüße meine Freunde, Deine Mutter zum schönsten. Euer treuer Bruder und Onkel. Reinbecks grüßen Euch herzlich, wie Mayers.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, vielleicht am 8. März 1835.

Lieber Freund!

Ich habe mich plötzlich entschlossen, nach Wien zu reisen. Der Tod des Kaisers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptsächlich dazu bestimmt. Uebrigens ists auch mit meinem Frühlingsalmanach schief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und so erscheint er im Spätjahr 1836.

Ich danke Dir für's Fabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß sehr erfreue. Du hättest nur Deinen Namen einschreiben sollen mit einem Gruße an die lieben Brodteufelchen.

Leb' wohl, Herzensfreund. Ewig Dein Niembsch.

Grüße Frau und Kinder schönstens.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 19. März 1835.

Liebster Kerner!

Vor Allem meinen herzlichen Dank an Deine Emma für die allerliebste Kette. Das wird ein recht festlicher Augenblick werden für den Toni, wenn ich ihm das schöne Geschenk überreiche. Dazu die verschlungenen Hände in Gold, das ist prächtig! Ich bin schon recht begierig, was mir der Toni als Gegengeschenk an die Emma mitgeben wird, wenn ich von Wien abreise nach Schwaben. Man kann wahrhaftig gar nicht wissen, was noch aus dieser Geschichte wird. Ja — ja — das ist eine kuriose Geschichte.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen ist's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächste Weinlese komme ich wahrscheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreue steigen sollen, daß Salzer [1] einen Schnalzer macht. Morgen Abend reise ich nach Wien. Den Tantum quantum werde ich suchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium von meiner Seite. Der Almanach wird den 15. April wahrscheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter ist klassisch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen. Dein Niembsch.

Der Bärenhäuter ist abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, also einen vollständigen Gaul.

Leb' wohl, Brüderl!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 20. März 1835.

Liebster Mayer!

In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und die Deinen.

Hier sind die Aushängebogen.

Leb' wohl, lieber Freund! heute Abend reise ich. Dein Alter, Niembsch.

Freitag Nachmittag.

Die Berliner Jungens geben zu Ostern heraus einen: „Norddeutschen Frühlingsalmanach." Das wird lustig.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. März 1835.

Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren

[1] Ein Chemiker, dem die Weinsberger Feuerwerke übertragen waren.

Schwestern und Andern **gehörig bewundert** worden sey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung sollte Ihnen blos ein Zeichen seyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochschätzung Ihres schönen Talentes und wo möglich eine Ermuthigung für meine eingeschüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da thut man ihm gewiß weh." Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Aeußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sey; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist. Heute haben wir seit lange wieder einen schönen Tag. Das böse Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Gesundheit ist gar nicht verläßlich, sie wackelt bei jeder stärkeren Anstrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling schon da wäre! So schlimm ist es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunsche mehr erheben könnte. Meine Heimreise werde ich auf jeden Fall noch diesen Monat antreten.

Ihre Shakespearischen Lesungen gefallen mir sehr.

Nach Eßlingen komme ich äußerst selten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geschrieben, weil ich sie noch nicht gesprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder sich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus dieser fatalen Stimmung. Sie sind so würdig, glücklich zu seyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen lassen. Max soll sie nur hinaus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird frisch gedruckt, bis Ostern erscheint er.

Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schwestern, zum schönsten. Schonen Sie Ihre Gesundheit.

Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. März 1835.

Glück auf zum Rechnungsrath! Das hat also gegolten! Ich hatte doch eine richtige Ahnung, als mirs war, als sollt' ich den Rechnungsrath auf die Adresse setzen. Das war doch wieder einmal eine rechte ungetrübte Freude!

Ich bin gesund und ganz Taschenbuch. Bis Ostern kommt das Zeug heraus. Es wird sich machen. Mich freuen meine Neuberger [1] um so mehr, als der Kernersche Bärenhäuter für die Steyrer besonders taugt; es kommen da prächtige Knopfgeschichten vor; auch ein Schneider aus Gratz. Da wird der alte Vogelfänger lachen. Das Gedicht Kerners gehört unter die seltsamen Produkte der Phantasie, wobei die allermeisten Leser nicht wissen, ob es dumm oder gescheidt ist. Sie stutzen, staunen, lachen, und werden ganz confus. Es ist ein köstliches Gedicht. Ich warte nur noch den völligen Abdruck meines Faust und des Bärenhäuters ab, was noch zehn Tage dauern kann; dann unverweilt zu Euch, meine Geliebten!

Mein Verleger wollte den Almanach verschieben; aber er muß jetzt heraus. Die Sache darf nicht auskühlen.

Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Reinbeck auf und ab schillern müsse, ist ein guter Witz, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmalrumor drin sitze. Es kommt viel Geld ein.

Das Album wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.

Ich freue mich höchst auf Euch, meine liebe Tertschi!

---

[1] Das winzige Neuberg mit seinen paar Häusern hatte sechs Frühlingsalmanache von Lenau verlangt.

Niembsch an Emilie in Stuttgart.

Salzburg, den 27. März 1835.

Mein Reisen geht langsam, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächst Geißlingen stieß mir nichts auf, als ein paar Entwürfe zu lyrischen Gedichten. In Geißlingen war ich allein, und spielte mir einen Beethovenmarsch und recapitulirte die schöne, so schnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen. Mein Abwechseln zwischen Stuttgart und Wien hat durch das oftmalige Abschiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieser Orte bleiben, ehe ich zum andern hinüberrolle, aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch saure Beeren an Ihren Weinstöcken, wenn ich wiederkehre, aber gewiß keine sauren Gesichter über das Zufrüh.

In Ulm fand ich bei Kiederlen eine herzliche Aufnahme. Montag[1] fuhr ich auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Gallerie. Abends war Concert im Odeonsaal, gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser. Mittwoch mußte ich noch in

[1] Den 23.

München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich besuchte nochmals die Gallerie, speiste dann in unserem Kreuz, wo ich auch wohnte, in großer Tischgesellschaft; sprach übrigens den ganzen Tag über beinahe nichts. Abends macht' ich einen Spaziergang im Hofgarten, denselben, den wir zusammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüthe recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken. Das waren aber keine poetischen Gedanken, sondern von jenen festen, starken, klaren, charakterreifenden, für welche ich dem Himmel, wenn sie mir manchmal zu Theil werden, mehr danke, als für die glücklichsten poetischen Einfälle. Ja, diese Stunde war gesegnet! Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieser Erde, und dann auch meinen Freunden eine freudige Erscheinung seyn. Vielleicht! — Gestern fand ich einen Wagen, und sitze nun in Salzburg. Auch unsere Berge sind ganz traurig. Alles überschneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein uferloser, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unserer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seine Fluthen begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unseres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur, was sich liebt, auf dem höchsten, letzten Felsen beisammenstünde und auf einmal fortginge! Uebermorgen den 29. reise ich mit einem Landkutscher nach Wien. Der Eilwagen geht erst Dienstag ab, den 31. Den 2. April komme ich in Wien an.

Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, 15. April 1835.

Ich würde längst nach Ihrer Existenz mit einem Briefchen geforscht haben, wenn mir nicht unser Niembsch (der jetzt wieder in Wien ist) gesagt hätte, daß Sie höchst wahrscheinlich in Italien seyen. Glück zu der Erinnerung an diese herrliche Reise, die ich mir für mich selbst gerne noch vorspiegle! Gustav Pfizer erzählt gar zu einladend von all den Herrlichkeiten, und jetzt hat Ihr Brief, und besonders Ihre köstlichen

Gedichte, neue Sehnsucht erweckt. Die so schöne Gabe hat dem Almanach recht Noth gethan, besonders da Niembsch seine Hauptkraft einem Frühlingsalmanach zuwendet, zu welchem er sich unerwartet hat bestimmen lassen.

Aus der Zeit dieses Aufenthaltes Lenau's in Stuttgart ist ein Bildniß von ihm vorhanden. Seine Freundin Emilie selbst hat ihn gemalt. Gleich nach seiner Abreise schrieb sie ihm, am 30. März 1835: „Wenn der Thee bei uns oben ist, wird Ihr Bild bei uns aufgestellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entschieden, daß es im Wohnzimmer seine feste Stelle haben soll, weil es da jedem Einzelnen am nächsten sey, und unserem engen Kreis nie fehle. Steinkopfs Arkanum hat sich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Lasur über das Ganze hat so viel Harmonie und Lebensfrische hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt ist. Ich habe eine kindische Freude daran, und könnte mir auf das Gelingen dieser, gewiß recht schwierigen Aufgabe, etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bischen Talent." Sodann wieder am 5. Mai: „Ihr Bild wird viel bewundert, und ich immer ein bischen mit, was mir in dieser Verbindung auch ganz angenehm ist. Sagen Sie unserer lieben Therese, wenn gleich ich mich nie werde davon trennen können, so lange ich lebe, so soll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deßhalb auch nicht näher bezeichnen will." Als diese erst nach dem Tode Lenau's eingesehenen gütigen Zeilen auch nach Stuttgart mitgetheilt wurden, mit der Bitte für Therese, wo möglich in den Besitz des ihr so theuren Vorausvermächtnisses gesetzt zu werden, konnte leider derselben nicht mehr entsprochen werden, da der nach seiner Gemahlin verschiedene Hofrath Reinbeck in seinem letzten Willen ausdrücklich bestimmt hatte, daß das werthe Bildniß für ewige Zeiten in der Hartmann'schen Familie zu verbleiben habe. Es ist nur billig, daß das Abbild denjenigen Kreis nie verlasse, worin sich das Urbild stets so heimisch gefühlt hat. Im April 1835 bewies sich Niembsch seinen Freunden nach allen Seiten hin gefällig, für seinen Freund Reinbeck in Stuttgart, den Hauptstifter des Schillerdenkmals, bewarb er sich in Wien um Beiträge hiezu; worunter

besonders der des Erzherzogs Karl durch die gefällige Verwendung eines hochachtbaren Mannes sehr erfreulich ausfiel; auch besuchte Niembsch auf Reinbecks Antrieb die edle Karoline Pichler zu seinem eignen Vergnügen; den Wiener Dichtern Frankl und Bauernfeld dagegen vermittelte er das Erscheinen des epischen Gedichtes Colombo und des Schauspiels Helene bei Brodhag in Stuttgart. So wußte er seine beiden Hauptaufenthalte Wien und Stuttgart in stets freundlichere Berührung zu bringen.

Um diese Zeit herrschte ein besonders warmer Verkehr zwischen ihm und dem eben wieder einmal in Wien befindlichen Dichtergrafen Auersperg; ja sie bildeten sich mitunter sogar einen gemeinschaftlichen Lebensplan, zu dessen besserer Verwirklichung Niembsch wohl selbst gern an dem Arme seines Freundes eine holde Gräfin aus Württemberg sich träumte, bis er erfuhr, daß diese bereits gewählt. Und von jener Lebensvereinigung kam nicht einmal so viel in Erfüllung, daß Niembsch, wie oft auch eingeladen, auch nur kurze Zeit auf dem gräflichen Schlosse zu Thurnamhart in Krain, mit dem Besitzer wettsingend, gewandelt hätte.

Niembsch zog sich Anfangs Mai in die Einsamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes, rechts, in ein schönes einzeln stehendes schloßartiges Gebäude, mit großem Garten, der sich rückwärts in einen Bergwald verläuft, in welchem er den am 8. Mai erfolgten Tod einer jungen edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin, trauernd sang:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier in Waldesdämmern
Einsam gerührt an Deinen Tod.

(An Louise.)

Hier in Hütteldorf dichtete er auch dann noch sein Schmauchlied: „Mein Türkenkopf“ in einer begeisternden Rauchwolke hochedlen Knasters, der ihm von seiner Freundin Emilie geopfert worden war.

Ende Juni hatte Niembsch die Freude, einen Jugendfreund, den Arzt Keiller aus Ungarn, wieder zu umarmen, was dieser in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 2, folgenderart seinem Pußta-Reisegefährten Kompert erzählt: „Ich hatte Lenau seit Jahren nicht gesehen, da

führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn sehen, und hören Sie zu — gleich mein Geständniß: ich dachte mehr an Lenau's Dichterruhm, als an den früheren Studien- und Stubengenossen; ich stellte mir ihn stolz und abstoßend vor; dennoch wollt' ich es versuchen. Im silbernen Kaffeehaus, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen.[1] Ich ging hin. Lenau spielte eben Billard. Von dem Tischchen aus, auf welchem gewöhnlich die Kreide zum Bestreichen der Billardstäbe liegt, sah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen; da blickte er mich erst starr an, und mit dem Ausruf: „„Keiller, bist Du's wirklich?““ ließ er Stock und Kreide fallen, und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembsch, der alte unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel; wir saßen zusammen und sprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinsten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; sie schienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu interessiren. „„Was meinst Du, Keiller, — rief er einmal flammenden Auges — wenn ich zu Deinen Slovaken ginge? und kranke Leiber kurirte! Vielleicht nähme dann Vieles in meinem Leben eine andere Gestalt an!““ Diese Worte klingen mir noch im Gedächtniß. Ich habe Lenau nie wieder gesehen."

Sonntag den 28. Juni wanderten Niembsch und ich nach Heiligenkreuz, einem mehrhundertjährigen Kloster im Wienerwalde, eine kleine Tagreise von Wien.

Oberhalb Gießhübel, von wo über eine endlose, dörferübersäte, fruchtbare Fläche das Auge hinfliegt, vertieften wir uns in einsame Wälder. Als wir eine tiefe, stille, grüne, dichtbeschattete Waldthalbucht, mit einigen, mehr malerisch, als furchtbar herausragenden Felsen, unter uns liegen sahen, im Hintergrunde von fernen Gebirgen überblaut, sprach Niembsch: „Sieh' da, die schwäbische Alb!" — Dann wandelten wir zwei Stunden lang immer oben auf dem Gebirgsrücken dahin, zwischen Buchen und Tannen, Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengesang und Finkenschlag und dem einfältigen harmlosen Liede hundert anderer Vögel begleitet, und wir sprachen von nahen und fernen Freunden

[1] Er hatte sich just damals von Hütteldorf nach Wien begeben, um sich auf eine Fußreise vorzubereiten.

und von der göttlichen Kunst, und Niembsch meinte: unsere Kunst wäre eben noch zu sehr Kunst, zu sehr absichtlich und zweckbeflissen; sie sollte mehr Natur und kindlicher seyn.

Nachmittags erblickten wir in der Ferne den Edelstein des untern Oesterreichs, den grauen ehrwürdigen Schneeberg; hinter Dornbach vor Heiligenkreuz betraten wir das lieblichste Wiesenthälchen, das ich mein Lebtage sah. Niembsch, auch ganz entzückt davon, wollte Aehnliches gesehen haben bei Tübingen, und er erinnerte sich lebhaft Uhlands, Mayers und Schwabs. Auf beiden Seiten stiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübsches Ahornwäldchen bis fast an unsere Zehen herunter, und ein lautlos Wässerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Niembsch für seine Schwester pflückte. In Heiligenkreuz rief Niembsch ein paarmal aus: „Wenn Kerner bei uns doch wäre! der würde aufjauchzen: „„Das ist zu lieb!““ Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzkloster von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Steyermark, in den abenteuerlichsten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft schallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm laut singend und betend anschwamm, und überall war es lebendig und absonderlich.

Um acht Uhr des andern Morgens schieden wir in Regengewölk; Niembsch und sein Hund süd-, ich ostwärts.

Niembsch an Schurz in Wien.

Neuberg in Obersteyermark, den 10. Juli 1835.

Meine Reise bis her war sehr angenehm. Ich nahm den Weg von Kaumberg über Ramsau nach Rohr. Von Rohr über Schwarza, den Oberhof, die Saurüsselbrücke (eine herrliche Felsenschlucht, von der Naß durchströmt, ähnlich dem Gutensteinerpasse mit einer Längenbrücke; ich verweilte einen Tag dort), über den Naßwald in die Nähe der „kahlen Mauer,“ wo überaus herrliche Felsenberge zu schauen; dann über die Naß, einen ziemlich hohen waldbeschatteten Berg, nach Neuberg. Von hier aus hab' ich mit Bruder Paul und dem Kaplan die Schneealpe bestiegen, welche dieß insoferne verdient, als es sehenswerth ist, wie die Aelplerei

ins Größere, gleichsam koloniemäßig betrieben, sich ausnimmt. Aber die Aussicht ist ordinär, das Vieh schlecht, die Schwaigerinnen meist schmutzig und garstig. Wir waren sehr lustig auf diesem Ausflug. Gestern machten wir mit Hampe einen andern zum „todten Weib." Morgen zieh' ich weiter, und zwar über Mürzsteg, Niederalpel, auf den Weichselboden, besteige den Hochschwab. Was dann? weiß ich selbst noch nicht. Bis Ende Juli komm' ich nach Wien. Meine Gesundheit ist trefflich. Mein Feldmann ist sehr brav. Besonders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleißiges Suchen. Leb' wohl, geliebter Bruder! geliebte Schwester! sammt Euren Kindern. Euer Niembsch.

Mit dem Dichten sieht es übel aus. Alle Geistesthätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Hampe hat mich überaus freundlich aufgenommen und herzlich und herrlich bewirthet. Bruder Paul ist sehr vergnügt und ein angenehmer tüchtiger Mann. Der Kaplan ist ein ganz fideler Kauz. Er hat auf die Schneealpe Dein Gedicht „Das todte Weib" mitgenommen, worein er ganz verliebt ist. Ich hab' es in der Sennhütte deklamirt mit großem Beifall. Auch ein Herr v. Pebal war mit oben. Meiner lieben Resi hab' ich von der Schneealpe ein hübsches Blümlein aufbewahrt. Adieu, lieber Bruder! ich freue mich auf unser Wiedersehen. Auf dem Heimweg bist Du wohl recht durchnäßt worden! Der zweitägige Regen hat mich in einem scheußlichen Dorfwirthshause zu Meierling festgehalten.

Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Fußwanderung Lenau's im Gebirg war wohl sein frommes und inniges Gedichtlein: „Weib und Kind." Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Thäler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kalberl" begegnete.

Niembsch an Anastasius Grün.

Neuberg, den 10. Juli 1835.

Innig geliebter Freund!

Endlich bin ich auf meiner Fußreise hier angekommen, endlich beantworte ich Euren Brief, der mir eine Erquickung und Freude gebracht hat, wie sie mir selten und immer seltener zu Theil werden. Fahrt fort, mein Freund zu seyn; Ihr sollt mich auch unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt keinen, der Euch so kennt, so liebt wie ich. Die wenigen Stunden unsers letzten Zusammenseyns haben uns um ein Gutes näher zusammengerückt, und bereits spürte ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundschaft, wenn wir uns ungestört angehören konnten. Was würde erst ein längeres Zusammenleben wirken! Doch muß ich mir dieses immer noch versagen und etwa vom nächsten Winter hoffen.

Alles, was ich hier über Herzog Otto[1] auftreiben konnte, besteht in einer Abschrift der Privilegien, welche dieser Fürst dem von ihm gestifteten Cisterzienser-Convente ertheilt hat. Monasterium gloriosae Virginis Mariae in Novo Monte.

In der Gruft des Stiftes Neuberg liegen die vermoderten Gebeine von Herzog Otto, von seiner ersten Gemahlin Elisabeth, seiner zweiten Anna, und seiner beiden Söhne Leopold und Friedrich in schlichten Särgen von Sandstein. Lange war, wie man mir erzählte, die Begräbnißstätte vergessen und verborgen geblieben und hatte die Kapelle über der Gruft zum Holzgewölbe gedient; erst vor ungefähr fünfzehn Jahren ward die Gruft entdeckt und vom vorigen Kaiser eine Gedächtnißmesse gestiftet, und in der Kapelle ein Marmorgrabstein mit folgenden Inschriften veranlaßt:
Otto Dux Aust. St. Car. etc. Alb. Rom. Imp. Fil. Nov. Mont. Fund.
ob. 26. Feb. 1339.
Prima Conj. Elisabetha. Duc. Bav. inf. Fil. ob. 25. Mart. 1330. Secunda Conj. Anna Fil. Reg. Boh. Soror Carol IV. Imp. ob. 8. Dec. 1338. Fridericus Fil. ex serenissima Domina Elisabetha. ob. 16. Dec. 1344. Leopoldus Fil. ex serenis. Domina Anna. ob. 17. Aug. 1344.

[1] Derselbe spielt in Anastasius Grüns „Pfaffen vom Kahlenberge" eine große Rolle.

Was die Pfaffen verleiten mochte, die Gruft zu verheimlichen (es wurde jedem ein Eid abgenommen, das Geheimniß zu bewahren), war, wie man vermuthet, verbrecherische Ausplünderung der Leichen, denn diese wurden ohne allen Schmuck in ihren Särgen gefunden. Herzog Otto war nach der Länge seiner Gebeine ein sehr langer Mann von wenigstens 6′ 6″, nach den vorhandenen beiden Bildnissen war er ein schöner Mann. Langes schwarzes Haar, schwarze Augen voll Contemplation, edle feingekrümmte Nase, um den Mund ein Zug eleganten Spottes und des Bewußtseyns auch geistiger Ueberlegenheit. Auf beiden Bildern erscheint sein Haupt mit Rosen bekränzt; doch ist der Ausdruck seines Gesichts nicht der einer durchgängigen Fröhlichkeit, vielmehr bezeugten Aug' und Stirne, daß der Mann, wenn er allein war, sehr ernste Stunden haben mochte.

Morgen, mein geliebter Freund, pilgere ich weiter in die Berge. Meine Wallfahrt gilt der Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Ich wollte Euch gerne Alles schreiben können, was mir auf meinen Bergwegen durch Kopf und Herz gefahren. Nach acht Tagen reise ich nach Wien zurück. Schicket mir bald was für den Almanach, damit ich das Manuscript zusammenstellen kann. Einige Faustische Scenen habe ich bereits weiter gemacht. Ich freue mich schon recht auf Euren Beitrag. Lebt wohl, lieber würdiger Freund, und seyd glücklich auf Eurem Terglou. Der Herbstwind soll uns, mein' ich, wohl zusammenblasen. Ich umarme Euch mit vollem Herzen. Euer Niembsch.

Niembsch an Max in Penzing bei Wien.

Neuberg, 11. Juli 1835.

Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirthshäuslein, in der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten, hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Scharivari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack soff, stritt, schrie und stank durch

einander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen bei reinem Himmel entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfrischte Bergwiesen und Wälder. Der Genius (oder Dämon?) meiner Reisen schien es auf diesen Effect angelegt zu haben. Mir war unaussprechlich wohl zu Muth. Auch mein Feldmann war, obschon ohne seine Penzinger Fibel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt. Nur machmal scheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbissen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmuth eines gekränkten Magens anblickt.

In den Bergen Unterösterreichs ist es jetzt sehr unsicher; allenthalben würzte man mir meine einsame Fußreise mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wanderern verübt. In Steiermark ist dergleichen nicht vorgekommen. Heute Abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Von hier geh' ich auf den Hochschwab. Die Neuberger Schneealpe habe ich bereits bestiegen. Auf diesem über fünftausend Fuß hohen Berge wird die Sommerwirthschaft ins Größere getrieben; siebenundzwanzig Hütten mit eben so vielen Schwaigerinnen sind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Colonie ist hübsch. Nur Schade, daß das Vieh so schlecht ist, und daß die Sennerinnen nicht poetisch sind. Garstig und unrein sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen; so unflätig, daß auch auf dem ganzen Leib einer solchen Schwaigerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers appliciren könnte. Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fasern mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung. Die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu meinen Füßen. So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise — manches vermisse ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. Du siehst, daß ich meine Nothpfennige von Courtoisie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felsen.

Niembsch an Schurz.

Neuberg, den 12. Juli 1835.

Ein plötzlich eingefallener Regen hielt mich gestern noch hier. So eben sagte mir Freund Hampe, unser Freund Prean werde in acht Tagen hier eintreffen und einige Tage bleiben. Ich habe mich entschlossen, auf anderem Wege wieder nach Neuberg zurück, und von da nach Wien zu reisen. Einige Tage mit meinem lieben Freund Prean in den hiesigen Gebirgen herumzustreichen, wäre mir sehr angenehm. Meine Kleider sind bereits jetzt erbärmlich zugerichtet; vollends vom Hochschwab werde ich in einem desperaten Aufzug wieder erscheinen. Sey so gut, lieber Schurz, mir folgende Stücke aus meiner Garderobe herauszusuchen:

Den blauen Frack;

Ein Paar Sommerhosen; wählst Du von den nankingenen, so bitte ich welche ohne Strupfen, weil mir die mit solchen zu kurz wären;

Ein Gilet und die beste Cravate.

Wenn Prean wirklich kommt, so könnte er vielleicht die Güte haben, das „Päckerl" mitzunehmen; wo nicht, könnte es Reinhofer bringen. Ich werde etwa in zehn Tagen wieder hier seyn, dann noch ein paar Tage bleiben, und sodann zu den Meinigen kutschiren. Ginge es mit dem Dichten, so würde ich wohl noch länger reisen; aber der Almanach!

An Max hab' ich geschrieben; Du brauchst Dich also nicht mit Benachrichtigung zu belästigen.

Adieu, lieber Bruder! Küsse mir die Resi statt meiner. Hier ein Blümlein der Schneealpe! Ich küsse auch Deine Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch bestieg wirklich den Hochschwab. Wäre er nur nicht so bald darauf nach Wien zurückgekehrt — wir hätten uns wohl einer eben so köstlichen Beschreibung dieser Besteigung zu erfreuen, wie jener des Traunsteins am 9. Juli 1831. Die Besteigung war, wie ich noch im Allgemeinen weiß, ungemein angenehm. Niembsch hatte in der Hütte des Waldhüters in der „Höll" am Fuße des Berges eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und von dort, wenn ich nicht irre, in Gesellschaft des hübschen Hütertöchterleins, den schwäbischen Riesen, den höchsten, worauf er je seine Sohle gesetzt, rüstig und freudig erklommen.

Auf seiner Rückkehr nach Neuberg dürfte Niembsch mit seinen Freunden v. Prean und Hampe schon in dem Eisengußwerke nächst Mariazell zusammengetroffen seyn, woselbst er durch sein wunderbares Lippenpfeifen Hampe in vielleicht nicht viel minder achtungsvolles, fast heiliges Erstaunen versetzte, als wie früher durch seine eindrucksmächtigen Gedichte. Lenau war auch in dieser sonst verachteten, weil gemeinen Kunst — Lenau. Uebrigens zeigt auch diese schöne Ausfahrt wieder die große Beweglichkeit der Entschlüsse Lenau's. Er kehrte weit vor der Hälfte des anfänglich beabsichtigten Weges (er hatte bis ins erhaben schöne Pinzgau wollen, wo die Maler nur knieend zu malen wagen) wieder um. Die Wirklichkeit konnte seinem ewig voraneilenden unstäten Geiste nie rasch genug nachkommen, und er verlor dann die Lust der vollen Ausführung, wozu überhaupt ruhigere, gesetztere, wenn auch selbst beschränktere Seelen geeigneter scheinen. Er gelangte glücklich nach Hütteldorf zurück, von wo er nachher wieder zu den Schwarzspaniern zog. Vielleicht war auch sein herrlicher „Steyrertanz" eine später gereifte Frucht dieses Ausflugs.

Niembsch an Mayer.

Wien, 15. August 1835.

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden, Friedrich Kleyle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er ist sehr brav und liebenswerth. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Wasseralfingen, wo er die Eisenwerke zu sehen wünscht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, was Du ihm erzeigt haben wirst.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude gelesen. Deine wahre, edle Freundschaft dauert, und ich kann sie nicht todtschweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächst, wenn auch im Stillen. Du dankst mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterstützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Faust, angespieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Lust, den Leuten was vorzusetzen. Deine Bemerkungen über den Faust haben mich sehr erfreut.

Das Gedicht ist in wenigen Tagen fertig. Fausts Tod ist bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht so gar übel, so möcht' ich dem Faust wohl ein einleitendes Wort der Verständigung voranschicken; z. B. daß bei diesem Gegenstande eine abgeschlossene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgerissene Züge aus seinen äußern Erlebnissen hingestellt habe, zwischen welchen hindurch die Perspektive in einen großen Hintergrund offen geblieben ist; daß die einzelnen Facta aus seinem Leben mehr exemplicativ, und gleichsam als Repräsentanten von mehreren ähnlichen hingestellt seyen, denn als definitive Erzählung. Bei diesem Stoffe kommt Alles auf psychologische und metaphysische Einheit an; die historische würde nur schaden, weil sie zu begrenzend wäre u. s. w.

Deine Idee einer Satyre über die Ergebnisse philosophischer Systeme ist gut; aber für den Umfang meines Gedichtes würde so etwas nicht passen. Wäre die Satyre kurz, so wäre sie zu dunkel; wäre sie lang, so wäre sie zu lang. Ueberdieß könnte man mir's als eitles Auskramen meiner philosophischen Erudition mißdeuten.

Deine Gedichte sind allerliebst. Abendschwere ist wahrhaft schön. Wenn der Almanach wieder erscheint, so bitte ich Dich weiter um einen beträchtlichen Beitrag.

Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunst der Recensionen möglich ist, so steh' ich ab vom Vertrage, und geb' eine Sache auf, die mich ohnedieß nicht mehr freut.

Was macht unser Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du schreibst. Ich freue mich wieder recht auf Euch, meine lieben Freunde!

Leb' wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid.[1] Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in specie meine Pathchen. Von ganzem Herzen Dein Niembsch.

---

[1] Stadtschultheiß Bruckmann in Heilbronn war ein Schwager Mayers und guter Bekannter Lenau's gewesen.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Stuttgart, 22. August 1835.

Werther Herr v. Niembsch!

In höflicher Antwort auf Ihre werthen Zeilen vom 8. d. können wir Ihnen aufrichtig gestehen, daß wir keinen Augenblick wegen dem Frühlingsalmanach in Angst waren, und sind weit entfernt, denselben eingehen zu lassen, indem wir nicht gewohnt sind, unsere Unternehmungen durch bezahlte Kritiken bestimmen zu lassen.

Sobald Sie uns mit Manuscript zum zweiten Jahrgange dieses Almanachs erfreuen, eben so geschwind können wir mit dem Druck beginnen, und wenn derselbe unter Ihrer persönlichen Leitung stattfinden könnte, wäre uns um so angenehmer. Was die Anticipation Ihres Honorars betrifft, stehen wir Ihnen gerne zu Diensten.

Mit wahrer Achtung und Freundschaft zeichnet Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seine Wiederhinausreise nach Schwaben auf Anfang Septembers festgesetzt, nun aber, da er sich durch die freundliche Gefälligkeit der Brodhag'schen Buchhandlung für längere Zeit einer für einen Dichter zumal sehr lästigen Sorge enthoben sah, verschob er jene auf unbestimmte Zeit. Die leidigen Geldsorgen waren für kein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, und sie vermehrten seine natürliche Mißstimmung oft ungemein. Um sich ihrer möglichst zu entschlagen, und auch um eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, bereitete er sich damals ernstlich für die ästhetische Professur an der theresianischen Ritterakademie in Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter seiner Würde hielt, sich um dieselbe auf dem allgemein vorgeschriebenen Wege zu bewerben. Sie sollte ihm angeboten werden, und zu so etwas war man damals noch sehr wenig geneigt. Ueberhaupt hat der große Staat Oesterreich nie das Geringste für seinen größten Dichter gethan, widrigenfalls dieser wohl nie das traurige Ende genommen hätte, das er leider nahm.

Niembsch war zu dieser Zeit so wenig zum Dichten aufgelegt, daß

er seinem Freunde Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum Schilleralbum anging, als einen solchen aus dem alten Büchlein: „Der Deutschen scharffsinnige kluge Sprüche" in zwei Teil zusammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen; Amsteldam bei Ludwig Elzevieren Nr. 1653 die im ersten Theile Seite 152 vorkommende Stelle ausschrieb:

„Wer stirbt, ehe er stirbt,
Der stirbt nicht, wenn er stirbt."

Späterhin ließ sich Niembsch durch Reinbeck doch bewegen, ein eigenes Gut hiefür abzugeben, und zwar „Gutenberg."

Jenes Sprüchlein aber hatte Niembsch, dem Ahnungsvollen, nicht umsonst so gefallen, denn diese Reime, welche „Johann der Aeltere, Graff zu Nassau, deß Printzen von Vranien Bruder, Stiffter der Schul Herborn" in seinem 71. Jahre in seinem Gemache an die Wand geschrieben, sind — freilich anders, als ursprünglich gemeint — an Niembsch ja selbst später buchstäblich in Erfüllung gegangen: „Er war todt, sechs Jahre lang, bevor er starb, und nun gestorben, lebt er ewig."

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, (ohne Tagangabe, wohl vermuthlich): den 23. November 1835.

Lieber Bruder, liebe Schwester!

Ich bin ganz gut angekommen, und habe meine Angelegenheiten bereits so weit betrieben, daß der Druck meines Faust bei Cotta in wenigen Tagen begonnen wird. Bei Reinbeck und Hartmann hab' ich Alles gesund getroffen, nur Julie ist noch nicht ganz genesen von einer fieberhaften Brustkrankheit. Gestern hatten wir ein großes Diner bei Cotta. Reinbeck, Hauff (Redacteur des Morgenblattes), Grüneisen, Menzel, Pfizer und ich waren dabei. Es ging sehr lebhaft zu. Es gab einen hitzigen Streit über Goethe's Briefwechsel mit Bettina. Ich brachte durch einige Behauptungen Alles in Aufruhr und Durcheinander; dabei wurde gezecht, daß der Bediente heute einen steifen Arm haben muß von lauter Einschenken. Cotta machte den Wirth auf die liebenswürdigste Weise. Auch

seine Frau war sehr angenehm. Ich saß neben ihr, und mußte von Zeit zu Zeit meine lauten Declamationen und Demonstrationen unterbrechen mit sanften Tönen, die ich an meine freundliche Nachbarin zu richten durch den Anstand gezwungen war.

Karl Mayer hat mich bereits besucht. Er ist sehr heiter. Uhland wird jeden Tag erwartet; die Ständeversammlung soll am 27. d. eröffnet werden. Der Streit zwischen Menzel und Gutzkow hat hier viel Sensation erregt. Ich habe nun die Streitschriften alle durchlesen, welche hin und her gewechselt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Verwegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine schlechte. Es ist natürlich, daß des Publikums Beifall sich dem ersteren zuwendet.

Das Geschenk an die Emma Kerner [1] und das an Mayers Kinder [2] werd' ich persönlich abgeben. Emilie hat große Freude an Deinem Ring, liebe Therese.

Schicke mir Dein Manuscript so bald als möglich. Ich werde nicht lange hier bleiben, so wohl ich mich auch fühle im Hause meiner treuen liebevollen Freunde.

Sage Bauernfeld, für die Aufführung seines Stückes sey hier wenig Hoffnung. Grüße meine Freunde. Lebt wohl, Ihr Lieben, mit Euren Kindern! Ich umarme Euch Alle. Euer Niembsch.

Der Bruder von Kerners Frau, mein „Herr Onkel" Ehemann, ist leider gestorben. Ein guter Mann!

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 26. November 1835.

Wenn ich meinen abscheulichen Schnupfen in Wien hätte, so würde ich Sie doch besuchen, auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Nasaliren, vulgo Schnofeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf ist so sehr eingenommen, daß ich diesen Brief unter Thränen schreibe, und meine Feder

[1] Ein silbernes Nähzeug.

[2] Ein Bilderheft, den Wiener Straßenausruf darstellend, wodurch, wie Mayer S. 21 erwähnt, seinen Kindern, mit der Hülfe von Niembsch, die Wiener Mundart drollig genug, ganz geläufig wurde.

sogar schnofeln muß; aber Sie werden gewiß entschuldigen. Das ist schon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich Anfangs mit meinem Schnupfen beschäftige.

Ich bin noch immer nicht fertig mit activen und passiven Besuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht gesehen, noch auch die Gräfin Helene. Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derselben mein Gedicht, das in Castelli's Almanach steht, vorzulesen.[1]

Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Ist das nicht lustig?

Ueber meine Rückreise nach Wien will ich dießmal so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt ist. Nur so viel ist vorderhand gewiß, daß ich reise, sobald ich meinen Faust in der Tasche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern, gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnehmen, vorerst nach Heidelberg abgehe. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und sich selbst herzlich von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 9. December 1835.

Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtseyn Ihnen ein ewiger Quell stiller Freuden seyn muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude ist, und eines der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen festen Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie

[1] Dieß Gedicht hat Niembsch nicht in seine Sammlung aufgenommen. Frankl gibt es auf S. 91: „An die medisirenden Damen."

sich nicht feindselig ab von sich selbst! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen; aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübsinn seyn und Ihr verwünschter Zahnschmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er ist mir der alte liebe Freund; betrübend aber war mir der Anblick seiner herabgekommenen Gesundheit. Er saß eben mit Helenen zu Tische, als ich ankam. Ich setzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir Beide Geschichten ganz ausführlich; dann standen wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geschichten hatten noch kein Ende und dauerten, bis ich mich wieder in den Wagen setzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte stattgefunden, so lange mir Alexander einige seiner Geisteskinder vorlas und mir seine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebst sind, besonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard ist ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberger.

Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden sind in den Brunnen gefallen; Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehemann in Oehringen, mit dem ich jagen wollte, ist gestorben.

Sobald mein Faust gedruckt ist, reise ich nach Wien. Wir warten, wie gesagt, auf das Papier; kommt dieses in einigen Tagen nicht an, so lass' ich auf das vorräthige schlechtere drucken.

Fräulein v. Bauer ist die alte Liebenswürdige. Neulich spielt' ich ihr eine Beethoven'sche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich diese gewandte Hofdame frug: „In welcher Gemüthsstimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt?“ Ich durchschaute die kleine Diplomatik und antwortete: „„Ich habe den letzten Sommer in großer Gemüthsruhe verlebt.““ Sie dachte an jene lange Geschichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterschluckte. Das ist aber ja schon wieder ein Trätschchen! Dießmal entschuldigt mich kein Schnupfen.

Alexander soll zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reisen. Er trug mir eine gemeinsame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht so übel; ich habe aber doch keine Lust dazu. Mit dem Dichten gehts gar nicht. Gestern Abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder; ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie in die Flucht lachen. Grassirt in Wien das Nervenfieber, so haben wir hier das Schleimfieber. Man sieht da überall in den Gassen der ungesunden Stadt die Herren Doctoren in ihren sonderbaren Einspännern. Ich bin jetzt sehr gesund; alle krankhafte Disposition hat sich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt mit Ihren Kindern von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, am heil. Christabend 1835.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt zwölf Blätter. Einige davon sind so schön, daß man sie demjenigen, der sie nicht so schön findet, an die Stirne nageln sollte.

Grüße mir Deine liebe Frau und Dein ganzes heutiges Christkindelspublikum. Den Brief an Hauff hab' ich abgeschickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch sehr nach der Hand, d. h. ewig, Dein Niembsch.

Schwab an Anastasius Grün (damals in Wien).

Stuttgart, den 29. Januar 1836.

Unser lieber Niembsch setzt sich heute in den Eilwagen, um in einem Zug und Flug dem Geburtstage einer geliebten Schwester [1] zuzueilen.

Ob der Almanach [2] erscheint, ist noch problematisch; sie wollen den

[1] Thereseus; am 5. Hornung.

[2] Der „Musenalmanach."

Papst des verruchten „jungen Deutschlands“ in effigie voranstellen; da wird ein großer Theil der von diesem geschmähten süddeutschen Dichter sich zurückziehen. Aber, lieber Freund, setzen Sie einstweilen voraus, daß er erscheine, und enterben Sie uns nicht. Nicht wahr?

Lenau kommt als ein lebendiger Brief zu Ihnen, und soll Ihnen unter Anderem auch von unserm Abscheu vor der „jeune Allemagne“ erzählen.

Als Niembsch in Wien anlangte, traf ihn eine erschütternde Nachricht. Sein Jugendfreund, Fritz Kleyle, war unvermuthet gestorben. Niembsch lieh später seinem Schmerze in dem Gedichte: „An eine Wittwe,“ Worte. „Das war,“ antwortete ihm am 11. Februar Emilie auf diese traurige Mittheilung, „die Unruhe, welche Sie dießmal so bald aus unserer Mitte trieb, und was mich so namenlos ängstigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und dem Kummer, der Sie erwartete!“ —

Niembsch an Emilie.

Wien, den 22. Februar 1836.

Meine Gesundheit ist gut, und die Erschütterungen meiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das mir jetzt besonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen. Da ich zu Hause esse, was erst um drei Uhr geschieht, so geh' ich gewöhnlich erst um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus,[1] später folgt manchmal noch ein Besuch, Concert oder Theater.

Ich habe halb und halb im Sinne, nächstens wieder einmal nach Ungarn zu reisen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beisammen ist, wäre keine üble Zerstreuung. Auch ist dort, eben wegen des zahlreich versammelten Adels, jetzt gewiß ein Zusammenfluß der besten Zigeuner. Es geht mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufrischen.

[1] Niembsch hatte es dießmal ungemein bequem, er durfte nur drei Treppen niedersteigen; denn er hatte in demselben Hause, wo das Kaffeehaus sich befand, bei seinem Freunde Weigel ein Zimmer sich genommen. Im nächsten Winter wohnte er aber wieder im Schwarzspanierhause.

Dichter Frankl erzählt auf Seite 58: er habe einmal Niembsch aufgefordert, sich in den ungarischen Landtag wählen zu lassen, wenn er sich dazu erst noch zuvor den Schnurrbart mit Speck spitzig zugewichst haben würde. Niembsch lachte herzlich über den Einfall, erwiederte aber nach einer Pause ganz ernsthaft: „Dazu tauge ich nicht. Erstens bin ich der ungarischen Sprache nicht so mächtig, um Reden halten zu können; zweitens verstehe ich vom ungarischen Rechte nichts, und vor erstens und zweitens: Ich passe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten. Ich rühme mich nicht dessen als eines Vorzuges, vielmehr möcht' ich so urwüchsig, so feurig und so naiv, so husarentapfer und so gutherzig seyn, wie sie!". Frankl schließt Seite 59: „Der fast mythische Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau,[1] die beide donauaufwärts nach den deutschen Landen wanderten, und in Sängerkämpfen sich Lorbeeren erwarben, sind die wunderbarsten Dichtergestalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der süßen und kräftigen Sprache der Magyaren geschrieben haben."

Lenau selbst nannte sich einen streng österreichischen Dichter." —

Ob der kleine Ausflug nach Preßburg wirklich erfolgte, ist nicht mehr erinnerlich. Wenn aber auch, so war er gewiß nur ganz klein.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 14. März 1836.

Mein Leben ist jetzt ganz kunstbewegt. Fast kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorsänger der hiesigen Synagoge, Sulzer, der sehr wahrscheinlich die schönste Stimme in Deutschland hat. Die von Schmidt[2] komponirten Schilflieder waren mir sehr willkommen für diesen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den sogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister gar „Teufelsquartett." Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit

[1] Siehe vor Allem die herrliche „Eulenmythe" im „Sturm" des Faust.

[2] Hofschauspieler in Stuttgart.

jedem solchem Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt!

Ich habe zwei größere epische Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten." Bis zum Herbst müssen sie fertig seyn, wenn meine Gesundheit ausreicht.

Schwab an Grün.

Stuttgart, 19. März 1836.

Die Correctur des Frühlingsalmanachs besorgte Gustav Pfizer für unsern Niembsch, und hat daher mit Vergnügen auch Ihre Beiträge corrigirt. Ich erwarte den ganzen Almanach, von dem ich noch gar nichts kenne, mit hoher Neugierde. Von unserem Musenalmanach bin ich für diesen Jahrgang definitiv zurückgetreten, da Heine's Bild, in dem Augenblicke, wo er meinen geliebten Freund und Meister Uhland mit dem schnödesten Neide verunglimpft, an der Spitze stehen wird, und Lenau, Pfizer, Menzel, Mayer, Justinus Kerner und Grüneisen ihre Beiträge auf das Bestimmteste verweigert haben. Der Entschluß kostete mich viel, aber bei dem ganz innigen Verhältnisse in welchem ich zu Uhland stehe, konnte ich nicht anders handeln. Reimer und Chamisso protestiren gegen meine Ansicht, die ich auch niemand aufdringen will; namentlich bitte ich Sie, keine Rücksicht darauf zu nehmen. Sie haben hier nicht dieselbe Verpflichtung wie wir Schwaben, und es befremdet mich daher nicht, daß Hirzel-Reimer mir schreibt, daß Sie auch meiner Anfangs geäußerten Ansicht seyen, daß die Aufnahme von Heine's Bild ein Beweis von Unparteilichkeit von unserer Seite sey. Es wäre mir höchst leid, wenn Chamisso, der mir einen sehr traurigen Brief, welcher mich in der Seele rührte, geschrieben hat, noch mehr Kummer von der Sache hätte, und auch Reimer möcht' ich um's Leben nicht kränken und ihm niemand debauchiren. Die Schwaben, und namentlich Lenau, bestimmten vielmehr mich, als ich sie.

Schurz an Schleifer in Ort.

Wien, 25. März 1836.

. . . Niembsch ist seit etwa sechs Wochen wieder hier, auch Auersperg ist seit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Ostern. Er ist

ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen seyn, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Theil des Tages beisammen.

Und gleichwohl trat noch im April ganz plötzlich und unvermuthet eine leichte Trübung zwischen Lenau und Grün ein, der die Versöhnung nur durch den Zufall von Grün's Abreise nicht sogleich auf dem Fuße folgte, worüber dieser am 26. December 1850, als er mich durch Uebersendung eines Briefes Lenau's an ihn vom 5. December 1836 erfreute, folgendes beizufügen so freundlich war: „Der Brief bezieht sich auf die einzige, zwischen uns stattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Lösung mir eine dringende, unabweisliche Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlaß dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entschlüpfte, unbesonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angesichte des edlen Todten kann ich es sagen — nicht durch irgend eine meinerseits damit verbundene Böswilligkeit, sondern nur durch die, mir erst damals im ganzen Umfange erkennbar gewordene, in seiner überaus zarten Gefühlsweise gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit seinerseits einige Bedeutung haben konnten. Wie die vorübergehende Disharmonie durch ihn die edelste Lösung fand, geht aus dem Briefe selbst hervor." — Ich werde diesen zu seiner Zeit mit Vergnügen einreihen. Uebrigens erwähne ich zur Hintanhaltung eines etwaigen Mißverständnisses, daß Lenau's anklagendes Gedicht „An einen Jugendfreund" nicht etwa auf Auersperg in Folge des vorliegenden Falles bezogen werden dürfe, indem dieser sich erst im April 1836 ereignete, während jenes Gedicht bereits in der zweiten Auflage vom Jahre 1834 zu finden ist. Weder ich, noch sonst vielleicht irgend wer weiß, wem dieß galt.

Von der sehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenau's zu jener Zeit gibt das damals entstandene, ebenso schöne als schmerzvolle Gedicht an seine verstorbene Mutter „Der Seelenkranke" das sprechendste Zeugniß. Aber das Geschick, indem es uns mit der Rechten eine Wunde schlägt, reichet uns oft zugleich mit der Linken einen heilenden Balsam. Für den nur vermeintlich verlorenen Freund gewann Niembsch sogleich wirklich einen andern, wie er uns bald selbst erzählen soll, abgesehen

davon, daß eben auch Graf Alexander für längere Zeit nach Wien kam, und Niembsch häufig besuchte. Inzwischen schreibe aber noch:

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 28. April 1836.

Lieber Freiligrath!

Da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir Alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen muß.[1] Das Neckische ist, daß die Noth um Raum, welche gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

.... Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer, hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Adelbert v. Chamisso.

Auch schon in einem Briefe vom 8. Juni 1834 an Braunfels in Koblenz hatte Chamisso gerügt: „Das Weib am Grabe," ein sehr hübsches Gedicht; aber der Verfasser (J. Kerner) ist noch nicht Meister der Form. Das Uebergreifen einer Terzine in die andere ist unzulässig. Er studire den Dante, und nicht Lenau, der, einer unserer ersten Meistersänger, diese Form nicht kennt. (S. Adelbert v. Chamisso's Werke, VI. S. 281 und 279.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 29. April 1836.

„Endlich ein Brief!" — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibelust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum

[1] Der Rücktritt Schwabs von der Redaktion des Musenalmanachs hatte mehrere Dichter zur Zurückforderung ihrer Beiträge veranlaßt.

haben sich denn auch die Hemmnisse meiner letzten Zeit auf diese Partie geschlagen. Diese schädliche Potenz, dieser Hemmschuh, heißt Martensen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken gestohlen hat. Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menschen, dessen ganzes Leben, so unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Gespräch mit ihm ist ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich seit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in diesem Bade gesessen. Zu lesen hab' ich auch einen Wust historischer Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetische Aufgabe ist eine große epische Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten." Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martensen hat eine meisterhafte Abhandlung über meinen Faust geschrieben, die er in einer eigenen Broschüre erscheinen lassen will.

Niembsch an Dr. Johannes Martensen zu Paris.

Penzing, den 14. Juni 1836.

Theurer Freund!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber noch immer keinen von Cotta. Unbegreiflich ist mir sein Stillschweigen, aber noch unbegreiflicher die Zumuthung, welche von der Cotta'schen Buchhandlung an Sie gemacht wurde: Ihre Faustkritik ästhetisch zu ergänzen. Das verstehe ich nicht. Als ob das nicht eines und dasselbe wäre. Ueber das Gedicht als solches haben Sie genug gesagt; es hätte vielleicht nur noch etwas über das Charakteristische des Dichters gesagt werden können, wie ich Ihnen bereits mündlich bemerkt habe. Der Aufsatz muß aber auf jeden Fall gedruckt werden.

Was Sie mir über Ihre Bearbeitung der Mystik geschrieben, hat mich sehr begierig gemacht nach Ihrem persönlichen Umgange. Trauriges Surrogat der Briefschreiberei! Wenn meine Schwester spazieren fahren will, so kann sie nicht alle ihre Kinder mitnehmen, weil diese nicht Platz finden in dem kleinen Wagen, einige bleiben immer zu Haus, vielleicht gerade die besten, und blicken dem Wagen traurig nach, wenn er davon

rollt. Wie es meiner Schwester mit ihren Kindern, geht es mir mit meinen Gedanken, die gern alle fort möchten zu Ihnen, mein lieber Freund!

Was Sie sagen von der positiven Religion als einer absoluten Voraussetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch diese Voraussetzung finde ich vortrefflich. Allerdings ist es so. Die positive Religion setzt das Absolute, und das Setzen des Absoluten ist nothwendig ein Voraussetzen, denn würde das Absolute nachgesetzt, so wäre es ja ein bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweisung, wie alles Leben nur durch die positive Religion organisirt sey. Das hängt, glaub' ich, genau zusammen mit der Lehre über das Böse in der Welt. Vielleicht ließe sich alles Böse darstellen als eine Afterorganisation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältnisses zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demüthigen Verpflichtung vergessend, sich selbst zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane sich unterwerfend, diese und sich selbst am Ende zerstören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes ist, als eben ein freudiges Unterordnen und Conspiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geistes. Die physische Pathogenie in Ihrer Lehre von den Afterorganisationen ist hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. Ich freue mich außerordentlich auf Ihr Werk über die Mystik.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen sind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, so hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth seyn dürfte. Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martensen approbiren?" Jener setzt freilich einen religiös organisirten Geruch voraus, und der Leser wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht schwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich sehr brauchbarer Zug — und doch blühten Rosen in seinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von seinen Sünden absolviren soll, hält ihm dieser eine Rose und das Evangelium vor's Gesicht und spricht: „Wie der Duft dieser Blume ungespürt in Deiner Brust

ein= und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Blätter."

Lorenzo's Apologet, der armselige Roscoe, hat mir mit seiner Notiz von der Geruchlosigkeit seines Helden einen guten Dienst gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römischen und das der evangelischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen, und dabei überall poetisch zu bleiben. Die Nothwendigkeit ist hier so groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß sich darüber aussprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ader gestoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epischen Ausfluß schaffen werde.

Grüßen Sie mir unsern lieben Freund Bornemann herzlich. Er wird Ihnen, dem armen Juden in Babel, das Pariser Leben gewiß von einer plausiblen Seite darzustellen wissen, denn er ist einer von den liebenswürdigen Juristen, die eben so billig sind als gerecht. Max sammt Frau, Kaltenbäck und die übrigen Brüder im Kaffee grüßen Sie schönstens.

Leben Sie wohl, mein lieber Martensen, greifen Sie nicht falsch auf Ihrer Geige, und suchen Sie auch hier den rechten Ton, wie Sie ihn oft getroffen und geweckt haben in meinem Herzen. Ihr Niembsch.

Ein Seitenstück zu diesen beiden edlen Dänen: Martensen und Bornemann, war ein ehrenhaftes Schwedenpaar: Hagberg und Böttiger, welches jenen noch um einige Zeit vorangegangen war. Es thut gar wohl, einen theuren Landsmann, daheim hoch verehrt, auch selbst von nur rasch Vorüberziehenden ferner Lande innig liebgewonnen zu sehen, und laut loben zu hören.

So stelle ich denn auch noch hieher, schon ihrer Halbbruderschaft halber, zum dermaligen Bischof in Seeland, Martensen, den Hochlehrer in Lund, Hagberg, als gleich warmen Lenau=Verehrer.

Der Letztere antwortete mir auf meine bittende Aufforderung zu Beiträgen für Lenau's Lebensgeschichte dermaßen:

Lund, am 23. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

Ihr hochgeschätzter Brief, datirt: Wien, den 15. December 1850, kam in meine Hände erst am 12. Jänner d. J.

Ich bekam ihn von Upsala her, wovon ich seit einigen Jahren nach der Universität Lund gegangen bin.

Der unvergeßliche Lenau war eine der interessantesten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je gekannt habe.

Ich werde mich stets mit Stolz erinnern, daß er mich unter die Anzahl seiner Freunde gezählt hat. Die durch die öffentlichen Blätter mir mitgetheilte Nachricht von seiner unglücklichen Krankheit und Tod machte mir tiefen Schmerz.

Vor einigen Tagen wurden mir diese schmerzlichen Gefühle erneuert, als ich im „Album österreichischer Dichter" Ihre Lebenszeichnung Lenau's las. Lenau's Freunde und Verwandte in Wien glaubten wohl kaum, daß einer seiner Freunde hier im fernen Norden ihnen damals so nahe gerückt war.

Zur Lebensgeschichte Lenau's kann ich wenig beitragen. Unser Umgang war innig, aber dauerte leider nur kurze Zeit. Lenau's tiefe Phantasie und tief fühlendes edles Herz bildeten ein liebevolles Ganzes, das eine sehr magische Wirkung auf einen Jeden, der in seine Nähe kam, ausübte. Niemals werde ich die herrlichen Stunden vergessen, als ich, mit ihm in den wunderschönen Gegenden Wiens lustwandelnd, schwedische Volkslieder übersetzte, oder Sagen aus meiner Heimath erzählte. Sein edles Auge funkelte, sein ganzes Wesen war Begeisterung, als er mir mit Sagen aus dem schönen Ungarn vergeltete.

Im Anfange von November 1835 schied ich von ihm in Wien. Im Jänner 1836 sah ich ihn wieder in Stuttgart. Er schenkte mir ein Exemplar von Faust, und schrieb mir ein freundliches Wort auf dem ersten Blatte des Buches. Ich ging damals nach Paris. Sie sollen ohne Zweifel sein freundliches Herz wieder kennen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Verewigte mir das Anerbieten gab, mit ihm eine längere

Reise durch Deutschland zu machen, und endlich in Wien bei ihm zu überwintern. Mein Reiseplan verstattete es nicht; ich sah zum letztenmale einen der edelsten Söhne Deutschlands.

Meinen liebevollen Gruß der herrlichen Kaiserstadt, wo ich die angenehmsten Stunden meiner Jugend verlebt habe! Grüßen Sie mir gefälligst den Herrn v. Frankl; erzählen Sie ihm, daß ich seit einigen Jahren als Professor der Aesthetik in Lund angestellt bin, daß ich verheirathet bin und Vater vier lieber Kinder. Mit Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen Ihren ergebensten Diener Karl August Hagberg.

Der oben genannte Frankl aber berichtet auf Seite 45, hieher gehörig, solcherart:

„Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen (Lenau's) Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur," dessen „Geschichte der Seele" neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter, wurden seine Lieblingslecture und blieben nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen; vor allen gefielen ihm die lustigen; sie konnten ihn in die heiterste Stimmung versetzen; zur Bearbeitung wählte er aber nur jene, die, tiefen Ernstes voll, ein schauerlich Erhabenes an sich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835.

Wir begrüßten im silbernen Kaffeehause zwei schwedische Dichter, die auf der Reise nach Italien Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein episches Gedicht: „Gustav Adolph," den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Aristophanes ins Schwedische übersetzt; er sprach ziemlich fertig deutsch, und bekundete dieß auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien," das in Kaltenbäcks „Archiv für Geschichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen.

In Lenau's Gedichten sind „der traurige Mönch" und „Anna" nach Erzählungen Hagbergs.

Lenau äußerte, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erscheine,

wenn er Mythen und Legenden erfindet, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig sind, als hätte sie ein Volk, dieser größte aller Poeten, erfunden."

Martensen an Niembsch.

Paris, den 24. Juli 1836.

Ihren Brief, mein werthester Freund, habe ich erhalten, und sehe, wie ich schon wissen konnte, daß Sie ganz einverstanden sind. Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn Sie, lieber Freund, mir einen Wink gegeben hätten, wie ich mich rücksichtlich der Cotta'schen Buchhandlung zu verhalten habe. Ich hab' ihr noch nicht geantwortet.

Wenn ich antworte, weiß ich nichts anderes zu schreiben, als daß sie entweder den Aufsatz so, wie er vorliegt, drucken, oder Ihnen das Manuscript zurückschicken muß, welches Sie, besonders in dem Falle, wenn es nicht gedruckt werden sollte, als eine Erinnerung behalten werden. Soll ich ihr diese Alternative vorlegen? — Ich möchte es nicht gerne thun, ehe ich hierüber Ihre bestimmte Meinung erfahren habe. Haben Sie noch keinen Brief erhalten? Oder haben Sie wieder an sie geschrieben? Ich wünschte gerne, sobald wie möglich, Nachricht zu erhalten. Sehr lieb sollte es mir seyn, wenn der Aufsatz in irgend einer Buchhandlung erscheinen könnte,[1] denn ich bin noch immer rücksichtlich seines Inhaltes mit mir selbst einverstanden, und kann nicht zweifeln, daß er in Deutschland wenigstens einigen Anklang finden muß. Ich muß aber Ihnen, theurer Freund, die Sorge für dieses verstoßene, in der Fremde herumirrende Kind ganz überlassen, da es mir in der Ferne fast gänzlich unmöglich ist, etwas für es zu thun.

Wie lieb ist mir nicht gewesen, wieder etwas von Ihrem geistigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgerückt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen: wie, wo, gegen wen soll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation aussprechen? Sie suchen hiefür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in

[1] Dieß geschah wirklich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dieß nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische, eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatisch, noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subjects, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hiedurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und

Unschuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geistige Maria auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatze gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu ergeben.

Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob Sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Rosenduft der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köstlich ist und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)

Was mein Pariser Leben betrifft, so befinde ich mich nicht so schlecht, wie ich erwartet hätte. Ich habe hier einige Landsleute gefunden, mit welchen ich recht angenehm lebe. Die Bibliothek, welche ich fast täglich besuche, ist vortrefflich, und ich arbeite immerfort in der Mystik, und hoffe diesen Winter in meiner Heimath eine Partie über den Tauler zu Stande zu bringen. Jetzt aber arbeite ich in den französischen Mystikern, denn ich wünschte gerne, wie Sie wissen, den Begriff der Mystik in seinen Hauptmomenten darzustellen. Meine Geige spiel' ich fleißig und denke dabei oft an Sie. Ich habe mir jetzt einige Studien von Kreuzer angeschafft und wünsche nur, daß ich Sie mit Ihnen durchgehen könnte. Uebrigens glaube ich doch, daß ich dem Ton etwas mehr auf die Spur gekommen bin.

Ich bleibe hier von Dato noch einen Monat; wenigstens ist das der festgesetzte Terminus. Wenn ich darum hoffen soll, in Paris noch einen

Brief von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, lieber Freund, mir gleich nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, worauf ich gleich antworten werde, und das Nähere über meine Reise (welche wahrscheinlich über Belgien und den Rhein nach Hause geht), wie über unsere fernere Correspondenz, welche wir nothwendig fortsetzen müssen, mittheilen. Grüßen Sie Max und seine liebenswürdige Frau, wie alle Freunde im Neunerischen Kaffee. Schade, mein Freund, daß wir nicht mehr da nach Tische unsere Pfeife rauchen können! Damals gab es noch manche gute Stunde! Ich gäbe Vieles, wenn ich künftigen Winter in Wien zubringen könnte! Dann aber sitze ich im fernen Norden! Leben Sie wohl, mein Freund! Bornemann grüßt Sie schönstens. Ihr H. Martensen.

Niembsch hatte sich für dieß Jahr eine Sommerwohnung zu Penzing im gräflich Christalnigg'schen Hause genommen. Da Therese mit den Kindern ohnehin den Sommer immer auf dem Lande zu verleben pflegte, so hatten wir uns im Mai 1836 im Dorfe Kirling bei Klosterneuburg, drei Gehstunden von Wien, ein hübsches Haus um ein sehr Billiges gekauft. Die Spaziergänge bei Kirling gehören zu den schönsten unter den bekanntlich schönen um Wien. Dort brachte nun auch Niembsch manchen angenehmen Tag zu. Auch war er diesen Sommer wieder einmal, vom 23. bis 28. Juli, in seinen geliebten Alpen. Ueber den Beginn einer Reise nach Schwaben aber findet sich folgendes Bruchstück:

Salzburg ....

Liebe Freundin! So eben hier angekommen, beeile ich mich, Ihnen einige Zeilen Nachricht von mir zu geben. Die Reise war bis jetzt sehr glücklich. In der Nähe von Burkersdorf vermißte ich meinen Nachtsack. Das war der erste Anstoß. Wir schickten einen Expreßboten zurück, der das Vergessene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack sammt dem Savonarola vergessen oder gar verloren sey. Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren gewesen. Aus dem Gedächtnisse hätte ich es nicht wieder herstellen können. Unser zweites Abenteuer war ein Unglück am Wagen. Eines der Räder sperrte sich plötzlich ....

Niembsch an Sophie zu Penzing in ihres Vaters Landhause.

Ulm, den 18. September 1836.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirthshause zum schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll von württembergischen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen, und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird, mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen.

Meine Gesundheit erfuhr die wohlthätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft.

Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemeinsame Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heut über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu Alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer theuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüth sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut Jedem

wohl, auf eine solche hinzublicken. Ich aber versichere Ihnen insbesondere, daß mich kein Mensch auf Erden so versteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menschen schmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Max werde ich nächstens schreiben.

Die Officiere sind noch da und die Post geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte.

Max soll so gut seyn, mir zu schreiben und entschuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn stört keine Soldateska.

Schöne Grüße an L.., Ch.., Sch.. und A.. Ihr Freund Niembsch.

Der verheißene Brief mit dem Näheren der Sache blieb aus, da Niembsch ohnedieß schon wieder Ende des Herbstmonds zu Penzing eintraf und mündlich berichten konnte. Merkwürdig bleibt die Wirkung des Anblickes kühnen Muthes auf einen kühnen Mann. Wie innig auch Niembsch seinen Freund Alexander liebte, so konnte er sich trotz der daraus entspringenden hohen Gefährdung für diesen denn doch nicht erwehren, über das höchst entschlossene ungeschlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denselben (sie kämpften mit dem Säbel) Bewunderung, ja sogar namhafte Freude zu empfinden. Der damaligen Reise Lenau's nach Stuttgart erwähnt Fräulein v. Hünersdorff folgenderweise in ihrer gütigen Mittheilung vom December 1850 an mich:

„Ich erinnere mich noch eines sehr ernsten Momentes des Wiedersehens mit Lenau nach einem unvermeidlichen Duell, bei dem er Graf Alexander als Zeuge gedient, als er Gräfin Marie die beruhigende Kunde über das Befinden ihres geliebten Bruders brachte. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher uns durch den Rückblick auf eine schönere Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart und ihren möglichen schmerzlichen Folgen um so ernster stimmte. Lenau entfaltete bei dieser Unterredung eine so schöne edle Wärme, sprach seine Gefühle für den theuern Freund mit so ergreifender Beredsamkeit aus, daß wir uns erhoben und begeistert fühlten. Es war eine ernste schöne Stunde; sie hatte uns mehr als alles Vorangegangene das herrliche Gemüth des treuen Freundes und Dichters enthüllt."

Niembsch wird übrigens dieser kurze Besuch in Stuttgart auch gut zur Begütigung seiner durch seine Schreibunseligkeit verletzten edlen Freundin Emilie und der werthen Ihrigen zu Statten gekommen seyn. Die wackere Frau hatte nämlich ihr Wort vom 11. Mai gehalten: „Lassen Sie sich zum Schreiben mahnen! Ihr Gewissen ist in diesem Punkt etwas stumpf geworden, und wenn ich die Wirkung meines guten Beispiels verloren sehe, muß ich doch endlich müde werden, es immer wieder geben zu wollen."

Nun aber schrieb sie ihm wieder am 16. Oktober, daß der durchreisende frühere Minister v. Wangenheim, bei ihrem Vater Hartmann abgestiegen, sehr bedauert habe, ihn nicht mehr zu finden; auch dankt sie ihm für die Mittheilung eines schönen Planes für ein Carroussel, das bei Hof, unter persönlicher Theilnahme des Königs, geritten werden sollte.

Niembsch an Graf Anton Alexander von Auersperg.[1]

Wien, den 5. December 1836.

Mein lieber guter Auersperg!

Eure warme ausdauernde Zuneigung, die sich nicht irre machen ließ, und mein starres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ichs Euch nicht ins Gesicht sagen und blicken kann. Wenn Ihr nach Wien kommt, trefft Ihr mich vielleicht nicht mehr, denn ich reise im März wahrscheinlich nach Stuttgart. Auch mir wären die Wölfe und Kroaten lieber als die Inquirenten auf dem Petersplatze. Hol's der Teufel!

Auf Eure Beiträge für den Frühlingsalmanach freue ich mich sehr. Laßt sie nur recht anschwellen! Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling ist er fertig. Das unvermeidliche Dogmatisiren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben ist eine schwere Arbeit; doch geht es leidlich.

Die „Blätter der Liebe" hab' ich nochmals durchgesehen und Euch meine kritischen Unmaßgeblichkeiten ins Buch gekritzelt. Wann erscheinen Eure Gedichte?..

[1] Zu Thurn am Hart in Krain, an der Grenze von Croatien.

B . . gibt einen österreichischen Musenalmanach heraus. Er hat mich entsetzlich zum Beitritt geschraubt, indem er behauptete, wenn ich nicht beitrete, werde auch Grillparzer, Bauernfeld und Andere nicht beitreten, und an meiner Weigerung müsse das ganze Unternehmen scheitern. Er will, wie er mir sagte, sich nicht als Herausgeber nennen. Da er auf diese Weise ganz in den Hintergrund treten und nur die Rolle eines literarischen Depositärs oder Colporteurs spielen will, ließ ich mich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf mich zu ziehen, als hätte ich ein vaterländisches Institut hintertrieben.

Lebt wohl, lieber Auersperg! seyd fleißig und vergnügt, und im Herzen und in einigen Zeilen eingedenk Eures treuergebenen Freundes Niembsch.

Ueber die „Inquirenten am Petersplatze“ diene zur Erläuterung, was Frankl in seinem Buche S. 57 niederlegte:

„Was galten Oesterreichs Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen.

Herr „Nikolaus Niembsch von Strehlenau“ wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sey? Als er dieß bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimath, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dieß zu Protokoll zu nehmen.“

Fast gleichzeitig war auch „Anton Graf Auersperg“ ob seiner „Anastasius-Grünschaft“ zur Rede gestellt worden. Daher ihre gegenseitigen unmuthigen Ergießungen. Die auch nach Weinsberg an Kerner gelangte Nachricht, „man werde wohl Niembsch wegen Preßvergehen in Wien einsperren,“ erfüllte jenen mit großer Freude, „denn daraus würden die

herrlichsten Poesien, die je dieser reichbegabte Genius producirte, entspringen." (Niendorf S. 40.)

Niembsch, der unverbesserliche Briefschuldenmacher, hatte nach seiner Zurückkunft aus Schwaben diese nur ganz kurz dahin gemeldet (Ende September), seitdem aber gar nicht mehr geschrieben. Da kam ihm eine würdig ernste Mahnung von Emilie aus Stuttgart vom 8. December, worauf Niembsch rasch ein heiteres Brieschen ohne Datum ablaufen ließ, worin er, anstatt sein Unrecht reumüthig zu bekennen, vielmehr selbst Vorwürfe über jenseitiges langes Stillschweigen erhob.

Niembsch hatte sich auch in früheren Jahren immer, wenn er eben in Wien war, am heiligen Abend bei uns eingefunden, um sich an der anfänglich ganz staunensstarren verblendeten Freude der Kinder über die schöne Bescherung, welche — wie sie selig meinen — von kleinen Englein, unter Voranflug des heil. Christkindleins, unmittelbar aus dem Himmel herabgebracht wird, nach Herzenslust zu weiden. Es war eben im Jahre 1836, wo er selbst anfing, vielleicht als Stellvertreter einer sehr werthen Freundin, seine Hand ins Spiel zu mischen. So erschien durch ihn z. B. dießmal ein vollständiger kleiner Kochsparherd von Eisen nebst Geschirren, worauf sogleich meine älteste, schon elfjährige gar liebe und liebliche Tochter Kathi ihren übrigen fünf Geschwistern ein förmliches, gutgenießbares kleines Mahl herstellte. Ach, und es war ihr erstes und letztes wahrhaftes „heiliges Abendmahl," das sie gemeinschaftlich genossen! Am nächsten heiligen Abend fehlte bereits die liebliche Wirthin.

Auch Niembsch selbst ging zu Weihnachten nie ganz leer aus. Er pflückte vom vollen prangenden Christbaum im Hause von Sophiens Eltern manche erfreuliche Frucht.

Niembsch an Kerner.

Wien, den 23. Januar 1837.

Lieber Freund!

Du, der Du einen so festen Glauben hast, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen

einer Geisterwelt in dieses elende Leben nicht im mindesten erschüttern konnte, Du, sage ich, mußt so fest glauben an meine Freundschaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irrmachen konnte. Es ist gewiß so, gelt Alter? So eben sagte ich unserm guten Alexander (dem ich gegenüber sitze, indem er im Bette rasirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir, und sehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat das nämliche Heimweh und den nämlichen Wunsch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische ..... habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am meisten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir, bald hoffe ich Euch zu sehen.

Leb' wohl und schreibe bald Deinem Niembsch.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch.

Stuttgart, den 3. Februar 1837.

P. P. Mit diesen paar Zeilen ersuchen wir Sie dringend, uns doch umgehend Text zum Frühlingsalmanach einzusenden, indem sonst Herr Fellner nicht mehr im Stande ist, die Zeichnung fertig zu machen. Zu ausführlicher Zeichnung ist es bereits wieder zu spät, und wir werden uns mit Umrissen eben begnügen müssen. Ohne Mehreres haben wir die Ehre, mit wahrer Achtung zu zeichnen: Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seiner Freundin Emilie zu Stuttgart einen ausgestopften Eisvogel als Bürgen seines eigenen alljährlichen Einrückens ins Winterquartier alldort gestellt, gleichwohl blieb er dießmal den ganzen Winter über in Wien, und arbeitete fleißig an seinem Savonarola fort, den er auch glücklich fertig brachte. Seine Erholung war Nachmittags ein Besuch bei Neuner und Abends bei seinem Freunde Max. Sonntag aber für Sonntag fand sich sein Freund, Graf Alexander, bei ihm selbst im Schwarzspanierhause ein, und verkoste ein paar trauliche Vormittagsstündchen mit ihm, bis jener Ende März mit seiner Familie nach Schwaben heimkehrte.

Philipp Huber an Ihro Hochwohlgeboren Freiherrn v. Niembsch, einen gebornen Strehlenauer, in Wien in Oesterreich.

Wheeling, den 16. April 1837 in Nordamerika in
Steht Fartschienen (Virginia) im Kaunte Ohio.

Jetzt will ich meinen dritten Brief an Sie schreiben, da ich Ihnen den ersten Brief geschickt habe im Jahre 1835 den 1. Jänner, und keine Nachricht bekommen; den zweiten Brief habe ich abgeschickt im Jahre 1836, den 12. Februar, und keine Nachricht bekommen; darum ich vor wirklich denke, daß mir diese Briefe abgefangen worden, da ich keine Nachricht bekommen von Ihnen; oder es ist meine Adresse nicht gut. Da ich aber dreimal nach Pittsburg gegangen bin, um die gewisse Adresse zu bekommen an Sie, da bin ich bei dem Herrn Volz gewesen, der hat mir gesagt, daß mein Herr v. Niembsch wieder gesund Europa erlangt habe; da war ich froh.

Der H. ist durchgegangen vor $2\frac{1}{2}$ Jahren. Er hat wollen den Großen spielen; da hat er gekauft $\frac{1}{2}$ Acre Land zu 25 Thaler, $\frac{1}{2}$ Meile von Ihrem Land; da hat er ein Kaufhaus darauf gebaut, das hat gekostet 300 Thaler; dann hat er Kaufmannswaaren auf Kredit genommen; hat seinen Sohn, den Krämer, in den Laden gestellt; der hat gekauft und verkauft und das Geld eingesteckt; sein Vater aber Bürgschaft gegeben für die Waaren, wie wenn Ihr Land sein Eigenthum gewesen wäre.

Späterhin hat der alte H. ein Kaufhaus gekauft für 800 Thaler, acht Meilen davon. Dann hat der Krämer den guten Schimmel verhandelt für einen andern; den andern hat er sogleich todtgeritten. Ich bin froh, daß er den guten Schimmel nicht mehr hat; er hätte ihn auch todtgemacht; so lebt er aber noch. Das war gethan mit Ihrem Gelde, zum Schein, wie wenn Sie es Alles kauften, wie wenn Sie es großbauen wollten. Es ist nicht so. Ein Schindeldach nur darauf, ein schlechter Stubenboden, dann oben sogleich das Schindeldach. Die Scheune ist eine Viertelmeile davon, sie ist zu bauen bloß angefangen, lang 60 Fuß, breit 25 Fuß, hoch einen Stock, hüben und drüben Frucht aufzubewahren, und in der Mitte zu dreschen; da ist der Dreschboden gelegt; an dessen einer Seite ist aufgeblockt und ein Dach darauf; die andere Seite ist nicht höher als drei Fuß vom Boden. Der alte H. und der Christian H. haben Alles verkauft, was sie konnten; Ochsen und Kühe und all Ihr Vieh und Pflüge und Wagen; — nun sie haben Alles verkauft!

Der Ludwig H. hat Verdruß mit seinem Vater gehabt; sogleich ein Jahr nach Ihrem Landankauf hat er geheirathet. Er hat sich eine Hütte auf Ihr Land gebaut, auf unbestimmt. Er arbeitet dort in der Nachbarschaft im Taglohn. Ich hab' ihn gefragt, warum er nicht auf des Herrn v. Niembsch Land arbeiten thät? Er gibt mir zur Antwort: „Was soll ich hier arbeiten? Ich habe keinen Contract, und mein Vater hat die Schriften mit sich.“ („Und mein Vater hat die Schriften weggestohlen wie das Andre!“ Das war seine Absicht.) Geklartes Land ist darauf 30 Acre. An den andern 20 Acres ist das Holz abgehauen, zu Stücken zu 12 Fuß lang, und nicht zusammengebeugt, und nicht verbrannt.

Wenn es verbrannt wäre und aufgesäubert, so wäre es viel mehr werth; es thäte besser gucken. Ihr Land liegt in einem guten Klima.

Rings um Ihr Land wird der Acker verkauft um 10, zu 15 und 18 Thaler. Die Zaunstecken oder die Fenzen sind auch zerrissen; sie könnten auch Reparation brauchen. Es guckt so ziemlich, wie wenn es keinen Herrn hätte. Befehlen Sie mir, sie zu flicken und das Holz aufzubrennen, so will ich es thun; Ihr Land ist es immer werth. Ich will Ihnen bemerken, daß Ihr Land fünf Jahre nach Ihrem Ankauf taxirt oder geschätzt wird. Da hab' ich den Prediger Schuh gesprochen, der sagt mir: wenn der Tax nicht bezahlt wird, so wird einem Jeden sein Eigenthum verkauft; wird er aber bezahlt von Jahr zu Jahr, dann kann man Keinem sein Eigenthum verkaufen. Für Ihr Land ist zu bezahlen nächstes Jahr 1838. Für Ihr ganzes Land ist 10 oder 16 Thaler für ein Jahr. Von Jahr zu Jahr mehr. Befehlen Sie mir, daß ich auf Ihr Land ziehen soll, so will ich es befolgen. Oder wollten Sie es verkaufen? Sie bekommen einen guten Preis dafür. Oder befehlen Sie mir, daß ich Tax bezahlen soll auf Ihren Namen, da ich hörte, daß sich so Viele freuen, daß sie Ihr Land bekommen um den Taxpreis? Diese haben gedenkt, es wird Niemand mehr darnach fragen. Ich wollte, Sie könnten selber wieder 'rein; ich möchte mündlich mit Ihnen sprechen, das wäre mir das Liebste. Jetzt will ich auch nach Ihrer Gesundheit fragen, wie Sie sich befinden? Ich wollte wünschen, ich wäre in Europa bei Ihnen, und könnte Sie selber sprechen!

Jetzt will ich auch berichten, was ich arbeite. Ich arbeite im Sommer als Steinmaurer, und im Winter als Kohlengräber. Da bin ich im Bergwerk darin. Da liegt auch schon ein Mancher begraben. Die Arbeit ist härter als in Deutschland auf Strafe. Nun, ich bin gesund und wohl. Ich verdiene den Tag 1½ Thaler, davon hab' ich zu bezahlen für Kost die Woche 2½ Thaler. Da fliegt mir auch ein mancher Kohlen- oder Steinbrocken, oder Erzbrocken an mein Hirn oder an meine Knochen; das ist hart und gefährlich. Seit der Zeit, daß Sie hier waren, hat Alles um die Hälfte aufgeschlagen; es hat Alles einen guten Werth. Ich habe mir viele Mühe gegeben, den H. aufzufinden; er ist nach Canada; er darf nicht mehr nach Amerika, weil er den Schlechten gemacht hat. Ich bleibe Ihr unterthänigster Diener Philipp Huber, und wünsche, daß Sie mein Schreiben bei guter Gesundheit bekommen.

Da Sie mir befohlen bei Ihrer Abreise, mit meiner eigenen Hand zu schreiben, das befolg ich.

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 4. Mai 1837.

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe, die Ohren steif zu halten.

Sie kündigten mir baldige Einsendung Ihrer Beiträge zum deutschen Musenalmanach an, ich sehe denselben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab aus Leipzig finden sie sich nicht vor. Helfen Sie ein Institut aufrecht halten, das, wie ich selbst, alt und wacklig zu werden scheint. Lenau zürnt und — ein noch unerhörter Fall — Schwab, der redigiren und abschließen soll, scheint um Manuscript bekümmert zu seyn. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachsen. Ich meinerseits habe eher gewehrt als zusammengetrieben. Die Muse ist von mir gewichen, der Musenalmanach wird so gut als gar nichts von mir bringen — ein paar unbedeutende Machwerke, bloß um den guten Willen zu beweisen. Lieber Freiligrath, meinen herzlichsten Händedruck! Ad. v. Chamisso. (S. Chamisso's Werke IV. 285).

Schwab an Grün in Wien.

Stuttgart, den 6. Mai 1837.

Was die Musenalmanachs-Blamage betrifft, so lesen Sie ein Gedicht vom 4. Jänner im Morgenblatt. Daß Heine nichts beigesteuert, erfuhr ich nicht ohne eine kleine Schadenfreude. Grüßen Sie mir unsern Niembsch aufs Herzlichste, und sagen sie ihm, ich sey durstig nach seinem Savonarola. Sie und er werden den Almanach hoffentlich nicht im Stiche lassen.

Derselbe an Denselben.

Stuttgart, den 22. Mai 1837.

Spenden Sie doch gewiß ein längeres Gedicht für den Almanach, der tüchtiger Beihülfe dießmal sehr nöthig hat. Daß Niembsch, den ich

mit Verlangen erwarte, sich erweichen läßt, hat mich mit Freude erfüllt. Ich darf es sagen, das Gegentheil hätte mich sehr gekränkt. Ich selbst habe bis jetzt nur ganz Weniges für den Almanach.

Im April war Niembsch, der immer bequemer und gehunlustiger wurde, aus dem Schwarzspanierhause der Alservorstadt in die Stadt hineingezogen, in die Nähe von Neuners Kaffeehaus, ich glaube in das Gasthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgasse Nr. 1086, worin er überhaupt gern speiste. Kurz darauf erkrankte meine älteste zwölfjährige Tochter Kathi am Nervenfieber und starb nach 23tägigem Leiden am 19. Mai 1837.

Niembsch, kein Freund sonst von allmälig sterben Sehen, hatte sie täglich besucht. Als er am Tage ihres schon erfolgten Hintrittes kam, fragte er in der Küche die alte Magd, wie es Kathi gehe?.. Sie schwieg. Da stürzte er in das dritte Zimmer, wo seine liebe Nichte — wir waren eben Alle bei meiner greisen Mutter oben — schon einsam aufgebahrt lag. Er warf sich über sie hin mit vorgeschlagenen Händen, so heftig weinend und schluchzend, wie die Alte in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen sehen, ja gar nicht gedacht hätte, daß einer weinen könnte

Niembsch zog hierauf für ein paar Wochen nach Penzing, ganz in die Nähe seiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hause in der Schmidgasse. Einige Tage vor seiner Abreise nach Stuttgart, am 20. Juni, brachte er bei seiner trostlosen Schwester in Kirling zu, wohin sie sich, um den allzulebhaften Erinnerungen in Wien zu entgehen, sogleich nach der Tochter Tod geflüchtet. Aber nimmt man nicht überallhin Herz und Hirn mit? Ihr Gram — sie war durch lange Zeit wie verloren — blieb nicht in Wien zurück.

Eines wunderschönen Juniabends saß sie mit Niembsch im Garten in der oberen Laube zwischen blühenden Rosen. Sie sah im Geiste ihre Todte ausgeschlossen von Sonnenlicht und Rosenduft, und zerfloß darüber in Thränen. Da tröstete Niemsch sehr beredt, wie viel schöner dieselbe es doch jetzt wohl noch haben würde, was er höchst dichterisch ausmalte.

Bei seinem zärtlichen Abschiede von Kirling gab ihm Therese, welche wußte, daß er eben damals nicht ganz gut versorgt war, einige Hemden

von mir mit, nebst einem von ihr gestrickten Beutelchen, worein sie ohne sein Wissen etliche Dukaten gesteckt. Als er die später gewahr ward, sprach er sich äußerst gerührt gegen seinen Freund Klemm in Wien aus: wie sehr ihn doch seine Schwester liebte!

Niembsch an Therese und Schurz.

Stuttgart, 8. Juli 1837.

Liebe Schwester, lieber Bruder!

Im Drange der Zubereitungen zu meiner Abreise war es mir unmöglich, Euch noch einmal zu sehen. Meine Reise war eine sehr unangenehme, durch Zahnschmerz, geschwollenes Gesicht, Mundsperre, schlechtes Wetter und schlechte Gesellschaft verdorbene. Desto angenehmer und freundlicher war mein Empfang und ist mein Aufenthalt in Stuttgart.

Meine Geschäfte haben noch nicht angefangen; die Zeit meiner Heimreise kann ich noch nicht bestimmen. Wahrscheinlich bleibt es beim ersten Vorsatz. Ich möchte noch einen Theil der guten Jahreszeit im Gebirg zubringen.

Sey so heiter, als es Deinem wunden Herzen möglich ist, geliebte Schwester! Ich denke sehr oft an Dich mit meiner gewohnten innigen Liebe! Lebt wohl! Tausend Grüße Deinen Kindern!

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Juli 1837.

Theure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war sehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war stille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen, Lesen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Essen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geschweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Besuch zwischen herum, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographische seyn konnte, benutzte ich theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicher Weise einige der Felsen

sprengte, welche historisch hereinragen in den Strom meiner Poesie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geschildert habe; theils füllte ich sie aus mit einigen Studien für den Huß. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Gesundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel schon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den ersten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildnisse; Savonarola für sich allein in einem Bande. Meine neueren Lyrica behalte ich noch zurück, bis sie zu einem Bande werden angewachsen seyn. So schien es Cotta am besten, und mir ist es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu sehen an der Schmidgasse. Das war die letzte Herzstärkung vor den vielen Leiden und Beschwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hieher begleiteten. Diese Reise war die niederträchtigste meiner ganzen Wandergeschichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, so würde ich sagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Postknecht ist mir ein Scheusal und Entsetzen.

Max schrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hauswesen so eifrig betreiben und sich selbst ganz darüber vergessen, wie ich es auch sonst öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie sich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht gesehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch sehen, Uhland schwerlich. Schwab ist halskrank. Mein Savonarola hat ihn, so zu sagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.[1]

Fräulein v. Hünersdorff erwähnt, daß sie am 18. Juli 1837 in Begleitung der Gräfin Marie auf einer kleinen Reise nach Kirchberg mit ihren beiden Brüdern, Graf Wilhelm und Alexander, wirklich Lenau nebst

[1] Fritz Kleyle's Wittwe.

einem russischen Dichter, dessen Namens sie sich nicht erinnert, bei Justinus Kerner traf. Als sie, Lenau die Hand zum Abschiede reichend, in sein dunkles, an jenem Tage so auffallend düsteres Auge blickte, ergriff sie ein unbeschreibliches Gefühl der Wehmuth.

Sie sah Lenau nicht wieder, da sie, durch ihre fortdauernd schwankende Gesundheit gezwungen ward, ihren Abschied zu nehmen, und sich in das stille Privatleben zurückzuziehen.

Niembsch an Max.

Stuttgart, 6. August 1837.

Mein Leben ist Correktur und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich; die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu thun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo gegenüber so lange kuschen mußten. Es soll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen sie sich nicht zu geniren, er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart (Ende August oder Anfangs September 1837).

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu schreiben, da ich es schon unterlassen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu ersehen glaube, daß Sie sehr wenig Lust haben, mit mir zu correspondiren.

1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich sie nächstes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band.

2) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief

schrieb, eines alten Manuscriptes wegen. Ich werde ihn schwerlich sehen, weil mir meine Geschäfte eine Reise nach Tübingen nicht gestatten.

Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Fäden abspinnt, ist nicht viel zu erzählen.

3) Ihrem lieben Ernst gönn' ich seine Tölpeljahre von Herzen.

Daß Arthur anfängt, eigenwillig zu werden, ist hübsch von ihm; Wille und Eigenwille sind synonym. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen soll, bei dem muß er sich bald zeigen. Also gratulire ich. Der lieben Zoe will ich ihr „Kusserl" zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde so glücklich seyn, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengesicht zu machen bitte, damit sich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen lasse. Das wird Ihnen ein Leichtes seyn. Solches aber soll geschehen an Ihrem Geburtstage,[1] den wir recht vergnügt zusammen feiern wollen. Ihr Freund Niembsch.

Niembsch an Max.

6. September 1837.

Wer da glaubt, das Corrigiren sey eine Lust, den sollen die Götter strafen. Nein, es ist eine heillose, geistlose, erbärmliche Nuselei, und es hat mich in eine totale Verstimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schicksal wie ein besoffener Setzer, und ich selbst in meinem verdrießlichen, unrasirten, vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug.

Niembsch an Emilie.

Wien, 30. October 1837.

Ich bin gesund. Seit meiner Ankunft in Wien[2] hab' ich mehre kleine Gedichte geschrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen.

[1] 25. September.

[2] Am 19. September. Bis Anfangs Oktober verweilte er dann wieder zu Penzing in der Schmidgasse.

Ich habe noch immer den langen und tiefen Athem nicht holen können, wie er zu größeren Arbeiten nöthig ist. Es liegt mir auf der Brust. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüsterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Respiration.

In diesem Briefe ist ohne Zweifel auch enthalten, was Emilie auszugsweise (unterm 10. November 1837) an Mayer mittheilte, der nach S. 177 seiner Schrift einmal, von einer Urlaubsreise zurückkehrend, versäumt hatte, Niembsch zu Stuttgart im Vorübergange zu besuchen.

Lieber Karl!

Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unserem Niembsch, und da ich weiß, wie Du nach einer versöhnenden Antwort von ihm verlangst, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommst, sondern Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber schreibt. „Mayer hat mir geschrieben. Ich werde ihm antworten, sobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, so gründlich wie meine Versöhnung mit dem guten lieben Landstreicher.

Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, so wär's mir gleichgültig gewesen, er mochte an meiner Wohnung noch so lustig vorbeitornistern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenster einwerfen. Aber er hatte mich durch seine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Deficit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, sagen Sie ihm das vorläufig nebst einem herzlichen Gruß."

Niembsch hatte seiner Schwester an ihrem Namenstage, den 15. Oktober, in Erinnerung an jene Dukaten, die sie ihm im Frühjahre gespendet, ein reichliches Gegengeschenk gemacht mit einem Hundertguldenzettel, den sie alles Widerstrebens ungeachtet annehmen mußte.

Er blieb bis Ende des Monats bei ihr in Kirling, worauf er dann ein Zimmer in der Stadt, im rechten Eckhause der Johannisgasse, gegen die Kärnthnerstraße Z. 969 im zweiten Stocke bei seinem Freunde Max bezog.

Er war damals oft sehr traurig, auch ziemlich schlaflos. Das Licht

in seinem Zimmer brannte meist tief in die Nacht hinein. Er löschte überhaupt nicht gern das Licht vor dem Einschlafen aus, sondern liebte, bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählig sich beschleichen zu lassen.

Bei einem Lustwandel durch das reizende Kirlingerthal in jenem Herbste blieb er stehen und beklagte gegen seine Schwester, daß doch der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichsam mit Schweiß düngen müsse, und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm schenke, sein nennen dürfe, auch dabei noch so schwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Ein Mensch — sagte er auch damals — brächte es nur sodann zur höchsten Vollkommenheit in seinen Arbeiten, wenn diese mit seinen Anlagen und Neigungen völlig übereinstimmten.

Hierauf hätte man bei der Erziehung, Ausbildung und Bestimmung der Kinder ganz vorzüglich zu sehen.

Niembsch trank saure Milch für sein Leben gern. Er bildete sich ein, die aus dem Hause wäre denn doch nicht so gut (seine Schwester hielt zu Kirling zwei Kühe) als die aus andern Häusern gekaufte. Einmal mußte ihm Therese gleichwohl, doch ohne es ihm zu sagen, Hausmilch geben, da anderwärts just gar keine mehr zu bekommen war. Und gerade dießmal schmeckte sie ihm ganz ausgezeichnet; er hätte noch gar nie eine bessere genossen; sie sollte ihm doch immer nur von dieser geben! Die Kluge verrieth sich mit keinem Worte, und bediente ihn fürderhin zu seiner besondern Zufriedenheit ausschließlich nur mit Hausmilch.

Das Haus, das Niembsch durch seine öftere Gegenwart weihte, liegt unter Zahl 58 im oberen Theile von Kirling, dort wo der kleine Bach aus dem vertieften Fahrwege im Dorfe sich seitwärts biegt. Es ist ein vor hundert Jahren von einem reichen Müller erbautes, schönes, festes, geräumiges Haus, aus dessen erstem Stockwerke man ebensöhlig in den von Erde aufgebankten, vornezu abgemauerten Garten tritt.

Wir überließen es im Jahr 1840 dem kaiserlichen Waldamte, und es ist nun des dortigen Försters Sitz.

Baader an Niembsch.

München, den 8. November 1837.

Hochwerther Freund!

Aus meinem Schriftchen ist eine Schrift geworden, in welcher nicht nur eine, sondern ein halb Dutzend der dicksten philosophischen Wanzentapeten niedergerissen sind, und es ist erfreulich, zu sehen, wie die durch jene verborgen gehaltenen Mysterien in ihrem eigenen Licht uns an- und einleuchten, und wie man nicht einmal braucht die Thranlampe vor den Tapeten ihnen auszulöschen, weil in jenem Licht dieses Lampenlicht von selber zur Farbe verwird.

In Betreff des Drucks bitte ich folgendes anzuordnen:

1) Die Anmerkungen werden wie im Manuscript hinter den Text mit gleich großen Lettern als dieser gedruckt;

2) Der Vorspruch (II.) kömmt hinter den Titel auf ein eigen Blatt;

3) Auf dem Titelblatt wünschte ich, lithographirt, folgende Vignette: Auf einer flachen Wiese inmitten ein Quaderfelsen, auf selbem ein hohes Kreuz, rechts eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln und zum Kreuz emporgehaltenem offenen Schnabel, links eine andere Gans mit vorgehaltenem Kopf, beißen wollend. Im Vorgrund mehrere Gänse weidend; unten die Worte: „Das Kreuz steht dem Gänseverstand zu hoch."

Dieser Gedanke von Kreuz und Gänsen gehört Goethen, welcher in ein Album, jedoch zum Spott des Kreuzes, eine ähnliche Zeichnung machte.

4) Zur Supracorrectur erbitte ich mir mit Diligence zween Exemplaire zugeschickt.

5) Obschon das Manuscript viermal stärker ist, bedinge ich nur 60 fl. C. M. und 30 Exemplaire Honorar.

Ich freue mich zum Voraus auf die Conceptionen, in welchen E. H. W. die eine und andere Idee uns plastisch darstellen werden.

Hochachtung und Ergebenheit. Baader.

Niembsch war mit Franz Baader sehr gut. Einmal besuchte der Dichter den Theosophen auch wieder wie gewöhnlich auf der Rückreise in München und schrieb dann von Wien aus nach Stuttgart: Es sey doch

ein herrlicher Mensch; er habe sich wieder recht an Baader gefreut. Dieser habe ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben, das er wie einen schönen grünen Strauß auf seinen Hut gesteckt und woran er sich sein ganzes Leben lang erfrischen wolle:

„Die Gescheidten werden immer gescheidter und die Dummen immer dummer!" (Niendorf 280.)

Als Baader in spätem Alter geheirathet hatte, und bald darauf gestorben war, sagte Niembsch, der ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeistertsten Philosophen nannte:

„Wenn man einmal Theosoph ist, so soll man sich fern von der Materie halten, denn die rächt sich immer." (Ebendas. 45.)

Später (22. Juli 1842) äußerte er: „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr sprechen kann, geht mir ab. Er sagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem dünnen Faden."" (Ebendas. 127.)

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1837.

Euer Hochwohlgeboren! haben wir auf Ihr Verehrliches vom 21. zu erwiedern die Ehre, daß wir uns, den Frühlingsalmanach fortzusetzen, nicht entschließen können, da wir uns überzeugt haben, daß dieses Unternehmen keine Theilnahme, auch nicht die geringste, gefunden hat, denn wir verlieren unser ganzes Kapital, welches wir darauf verwendeten. Wenn wir dadurch abgeschreckt, uns nicht mehr, selbst zu den sehr vortheilhaften Bedingungen, welche Sie uns machen, zu Fortsetzung dieses Unternehmens entschließen können, werden Sie es uns nicht übel deuten.

Inzwischen haben wir die Ehre, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn Euer Hochwohlgeboren gehorsamste Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. Januar 1838.

Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beschäftigt mit dem Studium des Spanischen und Provencalischen.

Der Huß nämlich, und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles seyn, was ich aus diesem Stoffe herausschlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umsonst gemacht haben, und die Idee nicht verschweigen will, die mir über den Hussitenkrieg entstanden ist. Diese ist neu, und wie ich glaube, der Schlüssel zu diesem Ereignisse. So wichtig es auch an sich ist, so stellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorstechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeschreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden.

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigstens zwei Jahre werde zu schaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Bei der Erlernung des Spanischen und Provencalischen auf der Wiener Hofbibliothek mag wohl Lenau von seinem Freunde Ferdinand Wolf, Custos alldort, dem berühmten Aufschürfer spanischer edler Schätze, gefällig unterstützt und geleitet worden seyn. Letzterer eröffnete mir am 1. December 1850:

„Natürlich war bei meinem Verkehr mit Lenau er der reiche Spender, ich nur der dankbare Empfänger; doch darf ich mir schmeicheln, ihm die erste Anregung zu den „Albigensern" gegeben zu haben; denn er wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieselbe Idee in einer Trilogie: „Ziska, Huß und Hutten" bearbeiten, und ich machte ihn aufmerksam, daß sie durch die Unterlage der Geschichte der Albigenser sich vielleicht noch wirksamer herausstellen dürfte, was er mit seinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er sich mit den Quellen dieser Geschichte bekannter machte, und sie zu seinen hochpoetischen, meisterhaften Bildern verarbeitete, die er uns (Münch, Karajan und mir) gleich nach Entstehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenstand unseres Gespräches an unseren winterlichen Donnerstagsversammlungsabenden, wechselweise bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beschäftigten ihn auch Skuhrs mythologische Untersuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Albigensern finden.

— Wir legten ihm später auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den spanischen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm besonders die Bearbeitung von Telez (Tirso de Molina) zusagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoesie, und er hatte große Freude an den französischen, bretonischen und spanischen Volksgesängen, die ich ihm mittheilte."

Hieher gehörig bemerkt auch Frankl S. 99:

„Nach dem Savonarola ging Lenau mit dem Gedanken einer epischen Trilogie um, deren Helden Huß, Ziska, Hutten seyn sollten. Der Gedanke, die französische Revolution als Stoff eines epischen Gedichtes zu wählen, beschäftigte ihn fast gleichzeitig.

Die Motive, die ihn von diesen Stoffen abwendeten, sind mir nicht erinnerlich. Er schrieb die Albigenser. Als ein Freund die seltsame Eigenthümlichkeit des Gedichtes hervorhob, daß es keinen Helden habe, erwiederte Lenau:

„Der Held dieses Gedichtes ist der Zweifel." (Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184.)

Hier möge denn auch unter Einem Einiges von dem eingeschaltet werden, was Frankl in Bezug auf Savonarola beibringt (S. 55).

„Es muß hier um so mehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien gesprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oesterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten sich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte sich vom Pantheismus abgewendet, nun sogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich passirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darstellen wollte, er es fast sieghaft erscheinen machte. Andere jedoch erschracken gar sehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behausungen des Priesterthums warf. Beide Parteien aber bäumten sich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geist auf den Thron des Königthums schleuderte, und gegen die elementarisch gewaltige Rede für die Republik. Während so denjenigen, die an des Dichters Christenthum sich erbauten, die Freude getrübet wurde, söhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leser sich mit ihm wieder aus, der den romantisch kühnen Dichter des „Faust" und des „Raubschütz" wieder zu erkennen glaubte."

Im Vorfrühling 1838 trug sich der Auftritt zu, den der unbeugsame Niembsch mit der damaligen todesängstlichen Büchervehme hatte, und welchen wieder Frankl (S. 60) folgender Art erzählt:

„Als Pesth im Jahre 1838 durch Ueberschwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Oesterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prologe, und theilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute in demselben mit: „Der gute Gesell,“ „Die drei Zigeuner“ u. s. w.

Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Censurbeamten, und gerieth da, wie er oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen konnte, in einen Berserkerzorn. Gustav Schwab nannte dieß die wilde Hußarenlaune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky gesprochen, und die beanständete Stelle, an sich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im silbernen Kaffeehause, um zu hören, was die hochlöbliche Censur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu, Niembsch, was ists?“ schrie er fast: „Nichts ists! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gesindel nicht auf die Leier sch . . . . lassen!“ In demselben Momente, als schäme er sich seines heftigen Ausdruckes, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten.“

Die Haderstelle war meines Wissens:

„Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt, . . .
„Als eine leere Tafel blieb das Land.“

Die engbrüstige Behörde mochte sich der Besorgniß überlassen haben, die prosaische Welt könnte die dichterische Uebertreibung wirklich wörtlich glauben, und vor Entsetzen erstarren. Uebrigens wurde dieß Gedicht sogar auch ganz unverstümmelt bei einem zum Besten der Pesther abgehaltenen

Wort- und Tonfest im Saale der Wiener Hochschule vom Hofschauspieler Ludwig Löwe vorgetragen.

Niembsch an Matzerath.

Wien, den 17. April 1838.

Verehrter Herr!

Als mir das Morgenblatt zuerst einige Ihrer Gedichte zugeführt hatte, war ich überrascht und erfreut von der gediegenen Bildung und der poetischen Einsamkeit derselben. Das ist ein Dichter — dacht' ich mir — der ohne praktische Erhitzung und profane Schweißtropfen auf dem Angesichte die Schattengänge einer heiligen Abgeschiedenheit wandelt. Auf die erfreulichste Weise wurden mir diese Gedanken bestärkt und erweitert durch die Sammlung Ihrer Gedichte, für welche ich Ihnen meinen besten Dank erstatte. Ihre Muse zeigt mir die Wärme eines lebendig pochenden Herzens und die künstlerische Kühle einer klar und tief sinnenden Stirne in schöner Vereinigung.

Zu meinem Wohlgefallen an solcher poetischen Erscheinung gesellte sich meine Freude über jenen Zug von Wahlverwandtschaft zwischen uns, den Ihr Brief mir aussprach, nachdem ihn mein Herz bereits empfunden hatte.

Sie werden Anerkennung finden; freilich nicht jenen gellenden sinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an sinnliche Verirrungen der Kunst herumgereicht wird, denn nur Gleichgesinnte werden Sie erfassen; solcher Naturen Sache ist es aber nicht, ins panegyrische Hifthorn zu stoßen, und den Geschmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. Die wahre Meinung wächst und gedeiht inmitten unserer kritischen Turbulenz sicher und unstörbar, und jedes echte Streben steht unter ihrem Schutze und mag getrost abwarten, daß die Meute vorüber brause. Dieses Vertrauen finde ich auch in Ihren Gedichten ausgesprochen. Expectemus, amice! dum defluat amnis, qui labitur, sed non labetur, in omne volubilis aevum. Gott läßt den wahren Geschmack nicht untergehen, denn dieser ist das Sensorium der Geschichte, und in höchster Beziehung das Organ, womit wir ihn selbst erfassen. Dieser

Geschmack wird weder unter den Hufschlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaschine gerathen.

Wenn ich wieder einmal nach Stuttgart reise, und es mir dann irgend möglich wird, so soll mir dieß die Erfüllung eines theuren Wunsches werden, Sie persönlich kennen zu lernen.

Auf Ihr schönes an mich gerichtetes Gedicht werden Sie in einer neuen Sammlung meiner Gedichte, welche hoffentlich zur nächsten Herbstmesse erscheinen wird, eine Antwort finden.

Mit inniger Verehrung, Lenau.

Meine Adresse kann ich wegen Unbestimmtheit meines nächsten Aufenthaltes nicht angeben. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, so belieben Sie solchen an Herrn Hofrath Reinbeck in Stuttgart zu adressiren.

Jene Gedichtantwort Lenau's weiß ich nicht zu bezeichnen. Ob sie wohl erfolgte?

Niembsch an Johannes Martensen in Kopenhagen.

Wien, 24. April 1838.

Theurer Freund!

Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola sey Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewisser Vorwurf; allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachsicht mit meiner bekannten Läßigkeit im Briefschreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zusendung dispensirt. Auch verging mir der letzte Winter unter so manchen tief eingreifenden Stimmungen des Gemüthes, welche mich nicht zu einem heitern Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gerne geschrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düstern Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das

Ungeziemende solcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Sensibilität läßt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und somit die Sanktion vor mir selbst erhalten, wenn es auch den Geruchlosen und Ruchlosen nicht gefällt. Noch sitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrschen den Markt der Literatur. Bei diesen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Consumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unsere Männer des Heils, die stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes ins Fleisch, als ihr verwesliches Asyl, oder vielmehr ihr dick umfleischtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheistischen Wulst hindurch.

Ihre Auffassung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, so bin ich aufgemuntert und belohnt.

Es ist ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leser seine speculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er diesen Leser kennt und seinen Freund nennt. Auch mir sind die Stunden unseres Zusammenseyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu schnell entschwundenen ist ein Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche; doch mehr als aller Reiz eines persönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwischen uns, daß ich Sie als ein stets gegenwärtiges geistiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe.

Gestern sprach ich mit Wolf von Ihnen, der Sie schönstens grüßen und bitten läßt, ihm, womöglich, eine Abschrift der auf beiliegendem Zettel genannten Schrift zu besorgen. Unter Anderem sprachen wir auch von einer kritischen Zeitschrift, welche ein Verein Gleichgesinnter herausgeben sollte, um der immer lauter werdenden Messiade des Fleisches zu oppugniren; wie wünschenswerth ein solches Institut wäre, wenn sich die innern und äußern Mittel dazu finden ließen. Wenn Sie nur in Deutschland lebten!

Noch hab' ich Ihnen zu danken für das treffliche Geschenk: Ihre

Abhandlung über die Autonomie des Bewußtseyns. Wenn Sie wünschen, über meinen Savonarola mit mir mündlich zu diskutiren, so muß ich noch viel mehr wünschen, über Ihre Dissertation Ihr lebendiges Wort zu hören, und mich in die weiten Gedankenperspectiven hinausführen zu lassen, die sich hier und dort in Ihrer gediegenen Schrift eröffnen, als Seitengänge in manches unbetretene Gebiet, zu mancher frischen und tiefen Quelle des Forschens. Ich wage es nicht, diese meiner Ueberzeugung nach wichtige Schrift mit einigen hingeworfenen Bemerkungen zu beurtheilen, und behalte mir vor, darüber in Kopenhagen mit Ihnen zu sprechen, was noch geschehen muß. Gegenwärtig beschäftigt mich ein größeres episches Gedicht: „Die Albigenser."

Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. sind als das größte Trauerspiel der Kirche einer poetischen Bearbeitung würdig. Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntschaft mit diesem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Hussens Charakter erschien mir aus dessen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centralisiren, und die Begebenheiten des Hussitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöses reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den spekulativen Schlüssel des Hussitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organisirendes Princip für ein kleines episches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erst mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung schwer. Ich habe überhaupt nie an einen bedeutenden Menschen einen Brief geschrieben, ohne Unwillen über die erbärmliche Dürftigkeit solchen Vehikels, und indem ich schrieb, bestärkte sich meine Unlust am Schreiben. Die Freunde grüßen Sie. Leben Sie wohl und eingedenk Ihres treuen Freundes Niembsch.

Martensen begleitete den vorstehenden Brief Lenau's an ihn, dann dessen früheren vom 14. Juni 1836 — die beiden einzigen, die er von mehreren so eben auffinden konnte — bei deren gefälliger Uebersendung an mich mit nachfolgenden Zeilen:

Kopenhagen, 3. Oktober 1850.

.... Fast gleichzeitig mit meiner Ankunft in Wien erschien Lenau's

Faust, durch dessen Lesung ich mich von einem hochbegabten, zartkräftigen, eben so poetisch wie tief religiösen Geiste angezogen fühlte. Nicht weniger aber wurde ich angezogen von seiner edlen, eben so hochherzigen, wie liebevollen Persönlichkeit, von der Wahrheit seines Wesens, von dem tiefen gemüthreichen Lebensernste, der sich in seinem Gespräche in so schöner, oft in ächt humoristischer Weise offenbarte. Während meines dortigen Aufenthaltes schrieb ich einen Aufsatz über seinen Faust, der beim Dichter die freundlichste Aufnahme fand, und den ich später in dänischer Bearbeitung herausgegeben habe. Die Stunden unseres Zusammenlebens zähle ich zu meinen schönsten und besten Erinnerungen. Unsere Gespräche bewegten sich gewöhnlich in religiös-philosophischer Richtung über Pantheismus und Persönlichkeit Gottes und des Menschen — über Spinoza, Hegel und Baader, auf welchen Letzteren, den ich in München persönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerst aufmerksam machte — über Mittelalter, Mystik und Reformation — über die geistige Desorganisation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechts durch das Christenthum u. s. w. Es ist mir jetzt unmöglich, den Inhalt seiner Gespräche auf getreue Weise zu reproduciren; der Eindruck aber ist bei mir nicht unfruchtbar geblieben.

Es war seine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst hinarbeiten müsse auf eine Umgestaltung des geistigen Bewußtseyns der Zeit. Deßwegen opponirte er sehr bestimmt gegen den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogenannte schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtseyn der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtseyn entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgedichts oder trockenen Moralisirens brauche ich nicht zu sagen; er hat genugsam bewiesen, daß er verstand, die strengsten ästhetischen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. Er hat es namentlich bewiesen in seinem Savonarola, durch dessen Zueignung er mir einen eben so ehrenvollen wie unerwarteten Erweis seiner Freundschaft schenkte.

Daß unsere Correspondenz in Stockung gerieth und erlosch, hatte, so viel mir bewußt, nur seine Ursache in dem von ihm selbst so oft beklagten traurigen „Surrogate“ der Briefschreiberei, das zuletzt in geistigen Dingen nicht einmal als Surrogat tauglich ist. Je größere Zeitferne von dem persönlichen Zusammenleben der Correspondirenden, desto mehr entwickeln sich verschiedene Gedankenreihen, Erlebnisse und Stimmungen, deren vertraute Bekanntschaft die nothwendige Bedingung ist für eine Correspondenz, die sich auf rein geistige und innere Interessen bezieht, und ein persönliches Wiedersehen und mündliche Mittheilung wird die nothwendige Bedingung für eine lebendige und fruchtbare Fortsetzung der brieflichen Unterhaltung. Ein solches Wiedersehen wurde uns nicht, obgleich Lenau den Vorsatz hatte, mich in Kopenhagen zu besuchen. Mit großer Theilnahme bin ich aber seinen literarischen Productionen gefolgt, muß aber gestehen, daß seine Albigenser auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings mußte ich auch hier dieselbe herrliche Dichtergabe, denselben Adel des Genius bewundern, den ich in seinem Faust und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensansicht des Dichters war aber nicht mehr dieselbe, ja war eine entgegengesetzte geworden. Die Lebensideale, die dem Dichter des Faust und Savonarola vorschwebten, schienen mir jetzt von ihm selbst aufgegeben worden zu seyn, und er schien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu suchen auf einem ganz entgegengesetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtschaft hat, und mir seinem innersten Geiste fremd schien. Ich gestehe frei, daß, wenn ich nachgedacht habe über seine letzten traurigen Lebensschicksale, ich nicht umhin gekonnt habe, diese Umwälzung seiner Denkweise, diese Aenderung der höchsten Lebensansicht als mitwirkende Ursache zu betrachten. Ich bitte aber dieses nur als eine subjective Aeußerung zu nehmen, nur als psychologische Frage an den Lebensbeschreiber Lenau's, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, daß solche traurige Schicksale, wie die letzten unseres Freundes, nicht nur hinweisen auf die tiefsten Geheimnisse unseres geistigen und seelischen Lebens, sondern auch auf die Geheimnisse unseres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber scheint mir gewiß zu seyn, daß er fortwährend Befriedigung suchte in einer höhern Lebensansicht, die er nicht fand, oder wenn er sie fand, doch nicht festzuhalten vermochte

Wir hoffen zuversichtlich, daß er jetzt die wahre Befreiung und das wahre Schauen gefunden hat in Gott! Friede sey mit seinem Geiste und mit seiner edlen Seele! Denjenigen, die ihn gekannt haben, wird sein Bild theuer und unvergeßlich seyn, seine Gesänge aber werden noch lange, in weitester Ferne, Herzen erquicken, erheben und erfreuen! Hochachtungsvoll H. Martensen, Professor an der Universität in Kopenhagen.

Daß eine mächtige Umwälzung in der Denkweise Lenau's und eine Aenderung seiner höchsten Lebensansicht zwischen jener Zeit, wo ihn Martensen kennen lernte, bis zur Vollendung seiner Albigenser stattgefunden habe, ist offenbar. Dieß erscheint um so auffallender, wenn man die beiden Helden seiner epischen Gedichte „Savonarola" und „die Albigenser" ins Auge faßt; dort ein gottentflammter glaubensvoller Priester; und hier, wie Lenau selbst ausspricht, der Zweifel (s. Frankl S. 75; auch seinen eigenen Brief an Marggraff vom 1. November 1839).

Aber lange schon vor der im Jahre 1842 erfolgten Vollendung der Albigenser begann diese Umwälzung; sie war nicht eine plötzliche, durch irgend ein furchtbar erschütterndes Ereigniß herbeigeführte, sie war eine allmählige durch Grübelei, ein langsames Zurücksinken in die oft trostlosen trüben Stunden früherer Jahre noch vor Anhub seiner Wanderungen im Jahre 1831. Schrieb er doch selbst schon wieder am 24. April 1838 an Martensen: „Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düsteren Affects ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere erschienen. Meine allzulebhafte Sensibilität läßt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht."

Seine Sensibilität war ihm aber schon angeboren, ein Erbstück von seiner lebhaften unglücklichen Mutter her. Die bösen Nebel um sein Haupt würden sich leichter gehoben haben, wenn der Hauch eines religiös-philosophischen Freundes, wie Martensen, dessen Gespräch ihm ein „wahres Vernunftbad" war (s. seinen Brief vom 29. April 1836), sie ihm sanft

weggeathmet hätte. Je größer seine geistige frohe Erregung bei Martensen, je größer auch dann der Nachlaß in seiner traurigen Einsamkeit ohne diesen.

An seinem thränenwerthen Endschicksal trägt — wie ich glaube — nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch sein ganzes Leben hindurch emsig bauen; ja ich erachte, schon vor seiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, sein Unglück. Ich kann nichts Anderes und Besseres thun, als Alles zu sagen, wie ich es eben weiß, und den offensten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns sein Unglück erklären. Die wichtigsten Behelfe werden aber vor Allem immer seine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle seine Briefe, so weit sie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. Hierunter werden aber die entscheidendsten wieder jene zahlreichen seyn, die er im Jahre des Unheils 1844, unmittelbar vor Ausbruch, ja sogar noch nach Ausbruch seiner entsetzlichen Krankheit schrieb. Sagte ja doch selbst einmal Niembsch (s. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben."

Am 21. Mai 1838 verließ Niembsch wieder Wien, um nach Stuttgart zu gehen.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hierseyns begann ich mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich so selten schrieb, soll dießmal abgeändert werden. Sie sollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden

dießmal versprochenermaßen geschrieben und müssen von Ihnen eben hingenommen werden und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen diese unbedingt versprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geschicken bin ich doch schlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesichte lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand.

Darum ist mir's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen, und das dürftigste Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen.

Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu diesen geistigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis' und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin prosaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838. [1]

Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang.

[1] Nach einer Aufführung des Paulus von Mendelssohn, die er nicht zu Ende hören mochte. Niembsch fand zwar Paulus schön, aber zu wenig Feuer und Kraft. Kein Paulus! (Niendorf S. 19.)

Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affecten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neueren Kunst zu verehren haben, wie ich meine.

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, 28. Mai 1838.

Lieber Freiligrath!

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelassen haben, ist doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten sie mißdeutet und die Freundschaft verkannt haben. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Gesinnung gegen mich sich nicht verändert hat.

Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundschaft in Anspruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht und zwar ungesäumt, beuteln Sie Ihr Pult aus, schreiben Sie, was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck bestimmen, ab, Fragmente Ihres größeren Gedichtes („dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe" — „Sein Tomahawk ist würdig Eurer Speere" sind Verse, die man auswendig behält, wenn man sie einmal gehört hat) alles, was Sie können, alles was Sie haben, und schicken Sie es mir umgehend für den deutschen Musenalmanach.

Kein Brief braucht dabei zu liegen, allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen, noch nachträglich bald Einiges hinzufügen zu können. Ueber Productivität läßt sich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, durch die Saumseligkeit mehrerer Dichter, und das gänzliche Ausbleiben vieler sonst gern aufgenommener Gäste, wird das Bestehen des Musenalmanachs gefährdet, und dennoch möchte es hart seyn, ihn sofort aussterben zu lassen, nachdem die Verleger, die meine Freunde sind, ihn angekündigt, und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben.

Der Druck sollte anfangen; wir haben beiläufig erst für 160 Seiten Manuscript, gutes, eine schlechte Reserve nicht gerechnet.

Schwab, Sie oder Anastasius Grün sollten anfangen; alle drei sind

noch im Rückstande. — Auf Grün und Schwab war fest gerechnet. — Mein Beitrag beträgt zwei Bogen. — Das ist der Stand unserer Papiere.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide, dem jugendlichen Cumpan, freundschaftlichst reiche. Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen Musenalmanach gewöhnt, mit dem ich, nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache, meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude geschlossen werden. [1]

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 4. Juni 1838.

Theure Freundin!

Um zwei Tage später als an Max, schreibe ich Gegenwärtiges an Sie.

Ich bitte diesen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unserer Briefzeitrechnung gar nicht zählen soll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unseres Trauerspieles ohnedieß an Max schreiben, dann will ich auch ausführlich an Sie schreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes ist eine schwierige Sache, wobei es tausenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehrere Berathungen gehalten darüber, deren Resultat ich, wie gesagt, morgen oder übermorgen schreiben will. Die Aufführung steht unwiderruflich fest, doch sind einige unwesentliche Abänderungen durch die Rücksichten der Darstellbarkeit geboten. Das Stück könnte unser eigenes seyn, und wir könnten uns desselben nicht eifriger annehmen. Dieß sagte heute Morgen Alexander zu uns, und ich bin so selbstherausputzend, daß ich es wieder sage.

Wie geht es denn, mein liebes gutes Sopherl, mit Ihrer theuern Gesundheit? den Reiseplanen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es,

[1] Sie ward's, wie bekannt.

daß ich Euch so lieb habe, und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin!

Mein stilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muß noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich mit meiner Kraft da hinausdringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab' ich das Große wenigstens gedacht, wenigstens geträumt. Ich muß schließen, denn der Schluß der Post ist nah, das Posthaus aber fern von meiner Wohnung. Tausend freundliche dankbare Grüße an Ihre lieben Eltern und Geschwister.

Auf Wiederschreiben! Lebt wohl!

Derselbe an Dieselbe.

Stuttgart, 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werther machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, denn ich brauche denselben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerstreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Claviervirtuosin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorspielen. Dann besuchte ich Fräulein Zumsteeg, welche einige meiner Schilflieder in Musik gesetzt hat, und ließ mir diese vorsingen. Die Composition ist ausgezeichnet. Gestern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir, und erfreute mich mit geistvollem Gespräche.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein sitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balsamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieses durch den ägyptischen Glauben, daß die Seele so lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derselben erhalten bleibe; allein mich dünkt, diese Erklärung ist nur eine exoterische, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche essentielle Erklärung solcher Institutionen war als ein Geheimniß nur den Eingeweihten zugänglich und ist gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel ist, und es sollte mich freuen, wenn ich ihn zuerst gefaßt hätte in einer poetischen Divination. Wie, wenn die Aegypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entstehung von Leicheninsecten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, sie möchte in solches Geschmeiß hineinfahren? Wollten sie nicht durch das Einbalsamiren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Thiergestalten abschneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugsiren? Doch welche äußerste Verirrung meines Geschmacks, eine schöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten —! Sehen Sie, liebe Sophie, das ist schon einer der kuriosen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das ist ärger als ein kunstkennerischer, blumenmalereibesprechender. Holen Sie Athem von diesem fürchterlichen Worte und machen Sie sich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kuriose Passage zu ertragen.

Gestern klagte Emilie über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Daseyn als ein darum verlornes.

Ich tröstete so gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswerth sey, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Daseyn kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsere Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. s. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstractum. Unsinn! .. Und doch muß ich mir eingestehen,

daß eine gewisse Kanalwirthschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde schon der einzelne Mensch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fallen gelassen, fallen gelassen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Mission noch immer in Einklang zu bringen wäre, sondern auch in inneres Unglück: Zusammenbruch der Gesinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus ist. Traurige Colportage! Aber die Geschichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute trösten wollend, selbst auf weit trostlosere Dinge kommt, als jene sind, woran seine Trostbedürftigen laboriren.

Es ist herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Gesundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen.

Lassen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen das beste Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Ischler Himmel wünsche.

Es ist für mich schon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Ischl so zu Wunsche steht. Sie freuen sich darum schon dahin, und jede Freude ist gesund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünschen wir Sie dahinreisen sehen und seine ganze Heilkraft zusammennehmen! Ich hoffe das Beste. Was meine Eßlust betrifft, um welche Sie anfragen, so ist es damit nicht so übel. Mir schmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel esse.

Wir haben hier sehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie hab' ich so viele Nachtigallen beisammen gehört wie dießmal im hiesigen Schloßgarten. Zu Hunderten singen sie aus allen Büschen; ich lausche ihnen oft und lasse mich vom strömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall ist ein profundes Geschöpf, ein singendes Mysterium. Leider aber wird diese Frühlingsmystik nun bald vorüber seyn. Im Sommer ist dann die Luft wieder mistdick in Stuttgart; ich aber werde sie dann mit der Ischler Gebirgsluft vertauschen.

Also der Arthur denkt an mich, das liebe Bürschlein. Ich küsse ihn

auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küsse ich und den gewichtigen schnurgeraden Ernst. Bringen Sie mich Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich sehr. An Ihre Schwestern, Schwägerin und Brüder meine ausgesuchtesten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich schon früher näher kannte, auch Karl sehr liebgewonnen bei meinem letzten Zusammenseyn mit ihm. Er ist ein sehr wahrer, klarer, willenskräftiger Mensch von bedeutenden Geistesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafürgehalten wird, als ich selbst ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben sein Herz nicht jedem Esel hin, daß er seine Hände daran lege und sich wärme, wie an einem Wirthshausofen. Und da hat er recht, zumal in seiner praktischen Position, wo Cordialitäten leicht mißbraucht werden von Bestialitäten.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht: „Einem Greis." Grüßen Sie mir die Ch...schen aufs Schönste, die mir so freundlich gesinnten. Nun leben Sie wohl, theure Sophie, seyen Sie unverdrossen und ehrlich in der Pflege Ihrer Gesundheit! Ihr Niembsch.

Ebenfalls. Nach Ischl.

Stuttgart, den 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend" mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f, statt ph, ist heute mir selbst ein Zeichen meiner argen Verdrießlichkeit.

Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat sie schon geholt, und spannt sie manchmal über seine Geige und spielt mir gräßliche Weisen darauf.

Die Luft verdickt sich hier schon wieder so sommerlich schwül, so matt und platt, daß ich nächstens aufbrechen werde. Noch hab' ich nicht darüber entschieden, ob ich den gewohnten, von mir schon gar so oft abgeleierten Weg über München machen werde, oder einen neuen übern Bodensee und Tyrol.

Mir schwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor

Ihrer Abreise herumgeflattert seyn mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt sind Sie doch schon in Ischl und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reise mit Ungeduld. Ich bitte mir sogleich nach Empfang meines Briefes zu schreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe.

Die Geschichte von Zoe, wie sie an mein Bild anstieß, und was sie dabei sagte, ist allerliebst.[1] Und der liebe Arthur! Ich hoffe, er wird in den wenigen Monaten seines Alpenlebens aus seiner Schönheit nicht hinausgedeihen, sondern noch mehr in sie hinein, so daß Ammerling seine Freude haben wird an dem frischen und verschönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieses Kindes.[2]

Mein Geschäft mit Cotta ist noch nicht zu Stande, weil er schon wieder verreist war. Doch in diesen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: „Thränenpflege," „An Natalie,"[3] die das Grab meines Jugendfreundes Besuchende, einen zweiten Theil meines Geiers,[4] eine kleine Tyrolerromanze.[5] Von den polemischen Gedichten sind vier im Morgenblatt erschienen, nämlich: „Die Poesie und ihre Störer;" dann Competenz,[6] wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen, und noch zwei kleinere. Mit meiner Gesundheit stehts gut. Sie werden in diesem Briefe eine gewisse Hast bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Post zu bringen. Diese halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Besuchen, aktiven und passiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, theure Sophie. Leben Sie wohl. Ich verwende in diesem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Ischl zu segnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembsch.

---

[1] Sie hatte um Vergebung für ihre Unachtsamkeit gebeten.

[2] Sein Gesicht gleicht im Bilde von Ammerling ganz einer frischfarbigen saftigen Pfirsche.

[3] Jetzt „An eine Wittwe."

[4] „Auf einen ausgebälgten Geier."

[5] „Vision."

[6] In den späteren Auflagen weggelassen.

Niembsch hatte in seinem Zimmer zu Wien bei seinem Freunde Max auf einem Hängekasten einen ausgebälgten Geier stehen und neben diesem einen Todtenschädel. Jenen sang er also an:

„Du todter Geier stehst noch immer wild und edel,
„Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.
„Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
„Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen."

Unferne dieses schauerlichen Paares thronte auf einem Schubladkasten einsam des düster erhabenen „Beethovens Büste" auch von Niembsch gefeiert.[1] Der dieselbe spendende Freund war der Dichter Gustav Ritter v. Frank. Solche Umgebung aber war ganz der Gemüthsstimmung Lenau's angemessen. Ein Fremder hätte aus ihr schon errathen können: „Da mag Lenau wohnen!" Auch war das Zimmer, mit nur Einem Fenster in einen kleinen Hofraum sehend, etwas lichtarm, und verdüsterte dadurch noch mehr seinen Inhalt.

Nicht lange nach Absendung des obigen Briefes machte Niembsch in Gesellschaft der Reinbecks einen Ausflug zu Gustav Schwab nach Gomaringen bei Tübingen, wohin sich dieser zur Gewinnung freierer Muße als Pfarrer hatte versetzen lassen. Niembsch hörte ihn daselbst Sonntags den 8. Juli predigen.

Nachdem Niembsch endlich mit seinen Geschäften in Stuttgart bezüglich der dritten Auflage seiner „Gedichte" in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung und mit der Herausgabe seiner „neueren Gedichte" bei Hallberger völlig fertig geworden, eilte er am 13. Juli zu seiner verehrten Freundin nach Ischl hinweg.

Nun lasse sich aber wieder einmal unser alter Freund, Johann Gabriel Seidl, vernehmen! Derselbe erzählt uns in den Sonntagsblättern von 1848 (S. 55): „Im Winter des Jahres 1838 erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für sein Prachtwerk: „Das malerische und romantische Deutschland" die Section: „Tyrol und Steiermark" zu übernehmen, mit dem Bemerken, daß Nikolaus Lenau

[1] „Es ist außerordentlich viel Streben in diesem Kopfe," sagte Niembsch am 7. Juni 1840, „Nase, Kinn, Haare, Alles aufwärts." (Niendorf Seite 25.)

einen Cyklus Romanzen zu Tyrol liefern werde. Auf meine zusagende Antwort erwiederte mir Wigand (unterm 10. April 1838): „Mit Herrn Niembsch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tyrol — in Stuttgart, wo ich ihn traf — gesprochen, und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen." Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor zehn Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigem Poeten wieder die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Inneres abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte ihn in Wien verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Karl Mayer, einem wackern Landschafter, welcher, vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tyrol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte, und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erscheinen. Ein Briefchen des letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen."

Stuttgart, den 6. Juli 1838.

Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den „Neuner," wo er mit Ihnen vor so viel Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten alten Klänge nicht verschlingen, im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder in einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht und möchte wohl wieder mit Ihnen seyn, bevor der eine oder andere von uns fort muß. Sie

haben in Ihrem Briefe, dessen späte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tyrolerromanzen behufs einer Insertion in Ihren Prosatext zu übersenden.

Leider hab' ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die ist so ausgefallen, daß Sie dieselbe Ihrer Prosa nicht würden einreihen können.

Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, so werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leisten.

Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Mayer, ist ein tüchtiger Künstler und sehr achtenswerther Mann; zwei Eigenschaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben recht, mein theurer Jugendfreund, daß unsere Lebenswege und somit auch unsere Ansichten auseinander gelaufen sind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohre schießen, soll für unsere wechselseitige Neigung nichts verloren seyn; kommt doch jeder von uns an seiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus seinem Rohr. Also herzlichen Handschlag und schönsten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergessen haben. Niembsch.

So sehr dieses Schreiben — fährt Seidl fort — durch die Wärme seines Inhalts mich erquickte, so leid that es mir, in der Hoffnung gemeinschaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuscht zu sehen; die halbe Lust an der Arbeit war mir dadurch genommen.

Niembsch verweilte nur etwas über einen Monat in Ischl, der ihm, wie unangenehm auch äußerlich, denn es beginnt der Scherz: „An den Ischler Himmel im Sommer 1838," mit dem Fluche:

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

doch auch andererseits wieder innerlich viel Sonnenschein gespendet haben mag, wie des Liedes Ende verräth:

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluch mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Dennoch vermochte ihn auch sogar dieser glücklichere andere Himmel nicht ganz und gar vor „traurigen Anwehungen" zu schützen, wie nachstehende Zeilen bezeugen:

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 21. Juli 1838.

Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Gmunden, den 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorigemal traf ich Schleifers Frau krank, dießmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie, daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freunde, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahre alt, und, komme ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht todt.

Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sey es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnet werden, wie leicht und schnell wir dahin fahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn

es mich nöthigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen, und meine vielleicht knapp gezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblicke hinwegzurudern.

Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder Alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt.

Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür. Mit dem Dichten will es nicht gehen. Meine Hußaren sind auf und davon, und kommen vielleicht nie wieder.[1] Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam um die Lücke an demselben zu verdecken. Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief hab' ich hier auf die Post gegeben.

Meinem Freund Max kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich in Anspruch nimmt. Leben Sie wohl, theure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder herzlich, wie auch die lieben Angekommenen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien, den 20. August 1838.

Die Natur hat auch ihr Decorum, ein heiliges Decorum. Der Mensch wagt es nicht leicht, Angesichts des Erhabenen kleinliche Gedanken auszukramen, wenn er überhaupt nicht bereits außer der Natur steht.

---

[1] Die Hußarenlieder hat Niembsch zu Ischl an den regnerischen Morgen, im Bette liegend, gemacht.

Niembsch an Sophie.

Wien, den 23. August 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Ischl verlassen habe, um mich in eine Welt des Streites und Aergers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen, und zu einer knetbaren Masse maceriren.

Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir selbst, indem ich der Galle den Fluß nicht gestatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil seines Verhängnisses auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungeberdig anstellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.

Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tage meines Hierseyns eine Recension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern — so zu sagen — auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gerichtes gefallen lassen müssen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere setzt damit nur das Geschäft des ersteren fort, indem er sich selbst richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte, und mir möglich machte, gerade vor der Ankunft der Unsrigen abzureisen, war mein heimlicher Vorsatz, noch einmal nach Ischl zu kommen, und mit geschäftfreier Seele noch einige Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieses Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundschaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die schöne Natur durchaus nicht verkümmern lassen durch Gedanken an das, was mich erwartet, wenn ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Lust zum Landschaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer so schön Blumen malt, wird auch an Landschaften nicht scheitern; wer die Augen so schön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie! Meine Hußaren sind fort und kommen nicht wieder; trara!

Das Ischlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Ischl. Seit gestern regnet es hier. Ich bin besorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht seine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in seinem Bureau mit so herzlicher Liebe, daß es mir weh that, nicht gleich mit ihm fortreisen zu können. Wie manches interessante Thema könnten wir zusammen recht ungestört mit gründlicher Muße durchsprechen auf den Bergen! Vielleicht würden uns unsere frischen Gedanken umflattern wie lustig singende Alpenlerchen. Der Mensch versäumt viel.

Uhland hat sich hier bei dem Erzherzog,[1] wie man sagt, etwas zu schüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseyns durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt, und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probiren, und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und

[1] Er speiste beim Erzherzog Karl.

verstimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe diese Stelle an den Hofrath und Max gerichtet, und an die wenigen Wiener, welche sich ein Urtheil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schönste Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofräthin, oder besser, meiner lieben guten Freundin insbesondere meinen Kuß auf die Hand, welche sie mir so freundlich aus dem Eisenbahnstellwagen herausreichte. Freut Euch! Denkt an mich! — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch war seiner uncensirten Schriften wegen abermals vor die Polizei citirt, jedoch, wie das erstemal, artig behandelt worden, und wurde auch fortan trotz angedrohter Geldstrafe unbehelligt gelassen.

Niembsch an Emilie.

Wien, 11. September 1838.

Meine Albigenser beschäftigen mich aufs Lebhafteste. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff spielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.

Mein Muth ist groß, meine Kraft nicht schlecht; und mein Körper ist gesund; und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf diese Arbeit mit holdem Auge herab sieht.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien im September 1838.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenser. Fünfzehn Gesänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu seinem Gedichte! Es wird umfangreich werden, wenn ichs durchbringe. Der Stoff ist gewaltig, eine der größten, geistigsten und blutigsten Stellen der Geschichte rollt sich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, so denk' ich ein tüchtiges Werk zu schaffen. Seit einigen Tagen

bin ich aber sehr abgeschlagen und ist mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen gestohlen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, im September 1838, (vielleicht Freitag den 21.)

Ich antworte dießmal etwas spät und Sie werden meinen Brief durch L.... auch etwas später erhalten, als es durch die Post geschehen könnte; doch sollen die, die so gerne mich selbst gebracht hätten, wenigstens einen Brief von mir bringen. Gestern war ich in Penzing und heut' und morgen geh' ich wieder nach Penzing, und wahrscheinlich auch übermorgen als Sonntag. Alles ist dort wohl und vergnügt.[1]

Auch ich bin so ziemlich beides, und werde suchen, mich dabei zu erhalten.

Daß Sie just an Ihrem Geburtstage verreisen, ist mir nicht recht. Da werden Sie Abends ankommen und im Nußdorfer Dampfschiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße seyn, daß ich Ihnen sagen könnte, wie heilig mir dieser Tag sey. Das Fest des Wiedersehens und das Fest Ihres Geburtstages wird mir da zusammengeschlagen werden in eine konfuse unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens sind mir ohnedieß spärlich zugezählt, und dieses wird für mich ohnedieß immer protestantischer.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Elisabeth an Lenau in Wien.

Berlin, den 21. Oktober 1838.

Wenn ich das Lob bedenke, und die Stimmen der Tausende, die es Ihnen zurufen, möchte ich wohl die Augen niederschlagen, daß ich es wage, mit diesen armen Worten vor Sie hinzutreten; aber nennen Sie

[1] Sophiens Eltern waren also schon wieder von Ischl in ihr Landhaus, nach Penzing zurückgekehrt.

es immerhin unerlaubte Dreistigkeit, ja auch Anmaßung, das fühle ich ja selbst; aber zürnen, ich weiß es wohl, Sie werden mir es nicht.

Ihnen kann es zwar gleich gelten, ob die schwache, unbedeutende Mädchenstimme in Ihre Anerkennung mitklingt; aber glauben Sie mir, ich bin unbeschreiblich selig, daß sie es kann, und der Laut, mit dem ich in den Preis und Jubel einstimme, heißt: Dank. Früher, als ich erst kaum dem Kinde entwachsen war, da war so Vieles in meinem Innern, was ich nicht deuten konnte, ja noch viel, viel mehr, von dem ich nichts wußte, nichts ahnte (jetzt ist mirs, als wäre ich damals in einem Garten voll Blumen gewesen, die alle noch in der Knospe geschlummert hätten). Da las ich aber Ihre Lieder, und nach und nach, wie der Sonnenstrahl allmählig die schöneren Keime hervorlockt, ging mir eine neue Erkenntniß auf, ein neuer Himmel, eine neue Poesie.

Ich las wieder und wieder, und mit der ganzen Gluth und Innigkeit meiner Seele sog ich jenen Himmelsthau ein. Die Lieder fühlte ich mir so verwandt, ja, mir war's manchmal, als erkennte ich durch die herrliche Form meine eigenen Gedanken wieder. Was immer noch schlummernd lag, Sie haben es geweckt; nun, ich weiß es wohl, kann ich tiefer fühlen, mehr verstehen, inniger lieben, besser weinen. Ihre Lieder kann ich alle auswendig, und fast sage ich sie mit gleicher Inbrunst und Andacht her, wie mein Gebet. Das Buch hat auch seinen Platz neben meiner Bibel und dem Gesangbuche. Zufällig sah ich Ihr Bild, und stundenlang stand ich davor und konnte mich nicht satt sehen. Wußte ich doch nun Ihr Antlitz mit dem schönen Dichterauge, und nun steht es mir auch fest und unverwandt im Sinn. Meine Malereien kleideten sich unbewußt und unvermerkt in Ihre Züge, daß mir oft meine Gespielinnen zuriefen: „Du zeichnest ja schon wieder Lenau!" Jetzt habe ich das Bild, was ich zuerst von Ihnen sah, eigen; es hängt über meinem Schreibtische, und wie damals, seh' ich es noch oft starr und unverwandt an. Wohl hätte ich nun können glücklich seyn in diesem überreichen Doppelbesitzthum, aber das nie genügsame Herz forderte noch mehr, und auch dieß haben Sie gewährt.

O Lenau! (lassen Sie mir diesen Namen für Sie, in ihm sind Sie ja ganz mein!) als ich Ihre Schriftzüge erblickte und das Blatt in der

Hand hielt, was Sie mit der Ihrigen berührt hatten, da gingen mir im Vollgenuß meiner Seligkeit die Augen über, und — fast schäme ich mich, es zu gestehen — ich habe es zu tausendmal an mein Herz und an meine Lippen gedrückt. — Und so nehmen Sie ihn denn hin, meinen heißen innigen Dank. Worte sind zu arm, ihn auszusprechen. Vergeben Sie nur mein Ungestüm und das Ueberschreiten der Grenze mädchenhafter Schüchternheit; aber nun, mit solcher Reliquie in den Händen, konnte ich nicht mehr schweigen; das volle Herz mußte überfließen. Drum noch einmal: ich danke Ihnen, danke Ihnen mit der ganzen Fülle und Kraft und Innigkeit meiner Seele! Elisabeth.

Die Huldigung dieses sinnigen und tief innigen Mädchens — irre ich nicht, so war es eine junge preußische Gräfin — erscheint mir nicht als eine einzelwesige, sondern als eine allgemeine des schönen gefühlvollen Geschlechtes für den herz- und schmerzvollen Dichter.

Tausende ihrer Schwestern — ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung schuldig zu machen — dachten und empfanden wie sie, nur waren sie minder kühn, es ihm zu sagen. Ich trage mich mit dem Glauben, daß kein deutscher Dichter, nicht Schiller, nicht Hölty und auch nicht der wohllautreiche warme Bürger, vielleicht nur allein der alte berühmte Meistersänger Heinrich Frauenlob, welchen vor einem halben Jahrtausend zu Mainz die dankbaren Frauen auf ihren zarten Schultern zu Grabe trugen, solche unbeschränkte fesselnde Gewalt über das weibliche Herz ausübte, wie Lenau.

Was der Liebe zu ihm den Weg bereitete und sie auf den Gipfel brachte, das war das edle Mitleid. Ein ächtes reines Frauenherz vermag keinen Unglücklichen zu schauen, ohne sich ihm zuzuneigen; wie denn erst dann, wenn dieser so schön, so wahr, so bezaubernd sein Unglück singt.

Lenau sah Elisabeth nie. Eine gewissenhafte Scheu vor leichtsinnigem argen Spiel mit Menschenheil scheint ihn davon abgehalten zu haben, und zu festerem Bunde hatte es ihm, wie er wähnte, schon vor Jahren an der nöthigen Herzensfreudigkeit gefehlt. (S. 17. Februar 1832.)

Wo du nun aber auch weilst, weiche zärtliche Seele, starre nur immer hinauf zu seinem Bilde, und weine Dich aus um ihn! Du besitzest ihn denn doch im Geiste noch jetzt!..

Schleifer an Schurz.

Gmunden, am 19. December 1838.

Lieber Schurz!

..... Unlängst erhielt ich von einer jungen, sehr achtungswerthen Frau in Linz einen Brief, in dem sie mir vier Gedichte von Niembsch abgeschrieben mittheilt, und mit der höchsten Begeisterung über den letzten Band seiner Gedichte in schwärmerischem Lobe sich ergießt. Warum darf man so was nicht drucken lassen?! — Niembsch kennt sie persönlich, diese Frau.

Es war die gefühlvolle und gebildete Gemahlin des oberösterreichischen Dichters Kaltenbrunner. Niembsch achtete sie sehr. Ihr frühzeitiger Tod veranlaßte sein Gedicht: „Das Kind geboren, die Mutter todt.“ Schleifer konnte nicht ahnen, daß einst der gerühmten Pauline Nachfolgerin seine eigene ältere Tochter Therese, als nunmehrige zweite Gattin Kaltenbrunners, werden würde.

Berichtigungen.

Seite	26	Zeile	17	von oben	lies:	meinen Schwestern eben so statt: meiner Schwester ebenso
„	29	„	6	„	„	clanculum statt: clauculum
„	29	„	15	„	„	Nina, statt: Mina,
„	35	„	21	„	„	Rapport kriegen. statt: Rapport bringen.
„	37	„	5	von unten	„	Schwesterln statt: Schwesterle
„	39	„	8	„	„	Jenko, statt: Zenko
„	47	„	10	von oben	„	Bescherung. statt: Besserung.
„	47	„	13	„	„	Battignies, statt: Battigniés,
„	47	„	9	von unten	„	Jänner statt: Mai
„	48	„	7	„	„	selbe statt: selber
„	48	„	4	„	„	durch Ihren Tod statt: durch Tod
„	51	„	16	von oben	„	Berina statt: Berinna
„	52	„	1	„	„	was um mich statt: was nur auch
„	54	„	14	„	„	Reiche statt: Striche
„	54	„	17	„	„	Eiszapfen statt: Eistropfen
„	57	„	6	„	„	Schulfreizeit statt: Schulfreiheit
„	58	„	7	von unten	„	seiner statt: seine
„	61	„	17	„	„	verändert statt: verlängert
„	61	„	8	„	„	erhaltende statt: erhebende
„	66	„	14	von oben	„	„Ha, statt: „Ja,
„	68	„	2	„	„	Riederer, statt: Riedener,
„	69	„	3	von unten	„	düstere statt: äußere
„	74	„	9	von oben	„	verweilte. statt: zubrachte.
„	74	„	12	„	„	Begünstigten statt: erklärten Verehrer
„	76	„	7	von unten	„	Rötz, statt: Rätv,
„	77	„	12	von oben	„	nachstand. statt: nahe stand.
„	79	„	11	„	„	Ungar statt: Ungarn
„	80	„	15	„	„	Fichtenwaldungen statt: Lichtenwaldungen
„	80	„	13	von unten	„	wo es eben statt: was eben
„	82	„	6	von oben	„	führte uns auf die sogenannte alte Wieden, statt: führt' uns auf die sogenannten alten Wieden,
„	82	„	24	„	„	Gallizinberge statt: Galizienberge
„	86	„	2	„	„	alten statt: allen
„	86	„	13	von unten	„	Verse Fausts, wo er von statt: Werke Fausts, wo er bei
„	86	„	2	„	„	in dem statt: indem
„	89	„	1	von oben	„	tosen, statt: losen,
„	89	„	16	von unten	„	Prosa, statt: Person,
„	89	„	15	„	„	Poesei! statt: Poesie!
„	90	„	5	von oben	„	Baumschlage statt: Baumplatze
„	90	„	9	„	„	Stixenstein, statt: Nixenstein,
„	90	„	8	von unten	„	pressen, statt: greifen,
„	90	„	9	„	„	langen statt: langem
„	102	„	11	von oben	„	Scheune, statt: Scheuer,
„	110	„	3	von unten	„	Gelbsucht! statt: Gallsucht!
„	115	„	13	„	„	ich sehe, statt: ich hoffe,
„	116	„	10	von oben	„	bullas aureas. statt: bullao anreao.
„	117	„	16	„	„	Maralm; Griesbeils statt: Waralm; Greisbeils
„	120	„	1	von unten	„	erwehren, statt: verwehren,
„	122	„	3	„	„	sein Glück statt: ein Glück
„	124	„	11	von oben	„	vorm 22. August statt: vor August
„	124	„	7	von unten	„	innigen Freundin, statt: einigen Freundin,
„	125	„	11	von oben	„	geraset statt: gestrafet
„	126	„	12	„	„	könnte, statt: konnte,

Seite	126	Zeile	8	von unten	lies:	malt statt: macht
„	132	„	12	„	„	ist wo ein Fruchtsack statt: ist mein Fruchtsack
„	132	„	15	„	„	heute statt: heuer
„	134	„	7	„	„	melancholischeste statt: melancholische
„	143	„	7	von oben	„	mein statt: ein
„	144	„	15	„	„	Momente, statt: Monate,
„	146	„	10	„	„	animae statt: animo
„	149	„	3	von unten	„	Kerners statt: Körners
„	158	„	2	„	„	von Chamisso, statt: an Chamisso,
„	159	„	10	von oben	„	als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion,
„	159	„	6	von unten	„	den schönen, stillen, sinnenden statt: schönsten sinnenden
„	161	„	6	von oben	„	ließ meine statt: bis meine
„	161	„	7	„	„	herumschweifen, statt: herumschweiften,
„	163	„	1	von unten	„	vermindert? statt: verändert?
„	164	„	15	von oben	„	groß, paradiesisch statt: großparadiesisch
„	166	„	8	„	„	daran statt: davon
„	168	„	13	„	„	treulich statt: traulich
„	169	„	6	von unten	„	Matuschinski statt: Matussinski oder Matushinski
„	176	„	16	„	„	Glückliche Reise! statt: Glücklicherweise!
„	188	„	1	„	„	redlich. statt: endlich.
„	189	„	2	von oben	„	1. August 1832. statt: Im August 1832.
„	192	„	10	„	„	um von Stuttgart statt: nun von Stuttgart
„	194	„	10	„	„	gestellt haben, statt: gestellt,
„	204	„	2	von unten	„	wirklich statt: wörtlich
„	208	„	1	von oben	„	hervorgegangene, statt: durchgegangene,
„	209	„	4	von unten	„	Neunerianer statt: Neuerrianer
„	213	„	2	von oben	„	Ferner statt: Farmer
„	214	„	3	„	„	seines Faust, statt: jenes Faust,
„	228	„	18	„	„	Weisen, statt: Wiesen,
„	229	„	9	„	„	schreib statt: schrieb
„	242	„	12	von unten	„	Düsterniß. statt: Finsterniß.
„	243	„	7	von oben	„	Recken statt: Russen
„	249	„	5	„	„	wie statt: ein
„	249	„	11	von unten	„	Weinbergen statt: Weinsberg
„	255	„	12	„	„	Cesarevicz! statt: Cäsarevicz!
„	257	„	20	von oben	„	in der Trilogie statt: in Trilogie
„	260	„	22	„	„	(Nun folgt das Gedicht: Niagara.) statt: Niagara.
„	260	„	5	von unten	„	Der Naturpoesie statt: Die Naturpoesie
„	261	„	4	von oben	„	nachdem statt: welchem
„	261	„	16	„	„	in einen statt: in jenen
„	266	„	20	„	„	kann ich doch mit statt: kann ich mit
„	267	„	7	„	„	daß ich selbst gar statt: daß ich gar
„	269	„	5	„	„	Grabe, statt: Graben,
„	272	„	21	„	„	Schwarzbachs statt: Harzbachs
„	275	„	14	von unten	„	schrecklich statt: furchtbar
„	276	„	11, 16	von unten	lies:	Mürzsteg statt: Münzsteg
„	277	„	1	von oben	lies:	hinanzuschleppen statt: hinzuschleppen
„	277	„	10, 12	von oben	lies:	Niembsch statt: Lenau
„	284	„	4	von unten	lies:	Burgverließ, statt: Burg verließ,
„	285	„	2	von oben	„	unliebenswürdigen statt: liebenswürdigen
„	296	„	12	„	„	mich euch statt: mich auch
„	307	„	10	„		gehört die Linie weg.
„	310	„	8	von unten	lies:	fahren mir statt: fasern mir
„	311	„	17	von oben	„	„Pinkerl" — Rinnhofer statt: „Päckerl" — Reinhofer
„	315	„	5	„	„	Anno 1653 statt: Nr. 1653
„	317	„	12	von unten	„	Liebe Freundin! Max hat recht, statt: Max hat Recht.
„	320	„	6	„	„	Es zieht mich statt: Es geht mich

Liebe gute Schwester!

Mir ist sehr leid, daß dir meine Abreise so viel Kummer macht. Ich sehe, daß du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie du mir überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich dich, du meine liebe, gute Seele. Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging' es mir auch noch so schlecht, so lange du hier mir durch deine Liebe verschönst. Ich umarme dich mit aller Liebe die du verdienst. Gott segne dich und die Deinigen!

Dein Bruder.